

ANTONY
BEEVOR

Die Akte

Olga

Tschechowa

Das Geheimnis von Hitlers Lieblingsschauspielerin



C.Bertelsmann



Sie war eine berühmte Schönheit und eine begnadete Schauspielerin. War Olga Tschechowa auch eine skrupellose Spionin? Die Spur führt zunächst nach Russland, wo sie in eine legendäre deutsch-russische Künstlerfamilie hineingeboren wird. Nach einer aufregenden Kindheit und einem wilden Leben in der Bohème flieht die Nichte Tschechows in den Wirren der Oktoberrevolution nach Westen. In Deutschland avanciert sie zum Stummfilmstar und zur hofierten Staatsschauspielerin. Im April 1945 kehrt sie dem belagerten Berlin den Rücken und wird vom russischen Abwehrdienst nach Moskau geflogen. Nicht zuletzt deshalb sah sie sich verdächtigt, eine sowjetische Spionin gewesen zu sein. Anhand bisher streng geheimer Unterlagen des russischen Geheimdienstes enthüllt Antony Beevor, wie tief Olga Tschechowa in das deutsch-russische Drama verstrickt war.

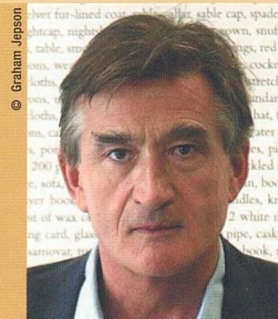
Filmdiva, Staatsschauspielerin, Doppelagentin – wer war Olga Tschechowa wirklich? Als Nichte von Anton Tschechow und seiner Ehefrau Olga Knipper, der Protagonistin im »Kirschgarten« und Patronin des legendären Moskauer Künstlertheaters, wird sie in eine alte, weit verzweigte russisch-deutsche Künstlerfamilie hineingeboren. Nach einer aufregenden Kindheit taucht Olga ein in die fiebrige Welt der russischen Boheme. Während der Ausbruch des Ersten Weltkriegs das Zarenreich an den Rand des Zusammenbruchs treibt, nehmen Künstler und Intellektuelle das Leben als Spiel; die alte Gesellschaft feiert ihre letzte große Party.

Doch mit der Oktoberrevolution und dem Untergang der Romanows versinkt das alte Russland. 1921 flieht Olga Tschechowa aus einer gescheiterten Ehe, aus Hunger und Chaos nach Deutschland, dem Land ihrer Vorfahren. Dort steigt »La Tschechowa« zum Stummfilmstar auf, wird nach der Machtübernahme Staatsschauspielerin und Vorzeigediva des NS-Films.

Jetzt betritt Olgas Bruder Lew Knipper, ein Komponist, die Bühne. Er hatte im Bürgerkrieg auf Seiten der »Weißen« gekämpft und wurde nach seiner Rückkehr nach Russland 1921 gezwungen, für den sowjetischen Geheimdienst zu arbeiten. Er sollte russische Emigranten ausspionieren, vor allem aber seine Schwester in Deutschland als »Schläferin« anwerben. Auf dem Höhepunkt des Zweiten Weltkriegs werden für beide Pläne geschmiedet, Hitler zu töten.

Den Zusammenbruch des Dritten Reichs übersteht Olga unbeschadet und macht auch in der Bundesrepublik als Unternehmerin Karriere. Antony Beevor hat die Akte Olga Tschechowa neu geöffnet. Auf der Basis bisher streng geheimen Materials des russischen Geheimdienstes folgt er dem Lebensweg einer schönen, aber zwielichtigen Frau.

ANTONY BEEVOR



Nach einer fünfjährigen Offizierslaufbahn, die ihn u.a. auch nach Deutschland führte, trat Antony Beevor aus der britischen Armee aus und ging für zwei Jahre nach Paris, wo er seinen ersten von vier Romanen schrieb. Anschließend machte er sich mit einer Reihe von Sachbüchern, vor allem zur Militärgeschichte, einen Namen. Er erhielt 1992 den Runciman Prize, 1997 ernannte ihn die französische Regierung zum Chevalier de l'Ordre des Arts et Lettres. 2003 erhielt er den ersten Longman History Today Trustees' Award. Antony Beevor hat eine Gastprofessur am Birkbeck College der Universität London inne.

Für seinen in 19 Sprachen übersetzten Bestseller »Stalingrad« (1998, dt. 1999) – Rudolf Augstein: »Von allen bisher zu diesem Thema vorliegenden Werken das aufregendste« – wurde er mit dem Samuel Johnson Prize, dem Wolfson Prize for History und dem Hawthornden Prize for Literature 1999 ausgezeichnet. 2002 erschien von ihm »Berlin 1945: Das Ende« und avancierte ebenfalls zum internationalen Bestseller.

Umschlagkonzeption und Gestaltung: R-M-E
Roland Eschlbeck/Rosemarie Kreuzer
unter Verwendung eines Bildmotivs von
Ullstein

ISBN 3-570-00826-6



9 783570 008263

ANTONY BEEVOR

**DIE AKTE
OLGA
TSCHECHOWA**

*Das Geheimnis von
Hitlers Lieblingsschauspielerin*

Aus dem Englischen von Helmut Ettinger

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe ist 2004 unter dem Titel
«The Mystery of Olga Chekhova» bei Viking,
London, erschienen.

Umwelthinweis:

Dieses Buch und der Schutzumschlag wurden auf chlorfrei
gebleichtem Papier gedruckt.

Die Einschrumpffolie (zum Schutz vor Verschmutzung) ist
aus umweltschonender und recyclingfähiger PE-Folie.

1. Auflage

© by Ocito Ltd, 2004

© der deutschsprachigen Ausgabe 2004 by C. Bertelsmann
Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House
GmbH Umschlaggestaltung: R-M-E-, Roland Eschl-
beck/Rosemarie Kreuzer, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck

Printed in Germany

ISBN 3-570-00826-6

www.bertelsmann-verlag.de

Eingelesen mit [ABBY Fine Reader](#)

Für Artemis

Inhalt

Karten	10
Dramatis Personae	12
1. Der Kirschgarten des Sieges	15
2. Die Knippers und die Tschechows	23
3. Michail Tschechow	35
4. Mischa und Olga.....	41
5. Der Anfang einer Revolution.....	49
6. Das Ende einer Ehe.....	55
7. Hunger und Kälte	64
8. Überleben im Bürgerkrieg	74
9. Die Gefahren des Exils	82
10. Die ferne Familie	93
11. Die frühen Zwanzigerjahre in Moskau und Berlin	100
12. Gedanken aus der Ferne	113
13. Das Ende der politischen Unschuld	124
14. Die Jahre des Totalitarismus	137
15. Der Grosse Terror	152
16. Feindliche Fremde	167
17. Moskau 1941	175
18. Der Krieg trennt eine Familie	193
19. Berlin und Moskau 1945	207
20. Rückkehr nach Berlin	221
21. Nach dem Krieg.....	230

Anmerkungen.....	245
Interviewte Personen	267
Ausgewählte Literatur	268
Olga Tschechowas Filme	271
Register	276
Dank.....	287
Abbildungsnachweis	288





Dramatis Personae

Familie Knipper (nach Generationen)

Konstantin Leonardowitsch Knipper (1866-1924),

Eisenbahningenieur. Vater von Olga Tschechowa, Ada und Lew Knipper. Bruder von Olga Knipper-Tschechowa und Wladimir Knipper. Verheiratet mit Helene-Louise Knipper, geb. Ried.

Olga Leonardowna Knipper-Tschechowa (1868-1959),

genannt Tante Olja, Schauspielerin. Heiratete im Mai 1901 den Schriftsteller Anton Tschechow. Schwester von Konstantin und Wladimir Knipper.

Wladimir Leonardowitsch Knipper (1877-1942),

bekannt unter seinem Künstlernamen Wladimir Nardow. Sänger und Regisseur am Boischoitheater Moskau. Jüngerer Bruder von Konstantin Knipper und Olga Knipper-Tschechowa, Onkel von Olga Tschechowa und Lew Knipper. Vater von Wladimir Wladimirowitsch Knipper, genannt Wowa.

Helene-Louise Knipper, geb. Ried (1874-1943),

genannt Lulu, später Baba. Mutter von Ada Knipper, Olga Tschechowa und Lew Knipper.

Ada Konstantinowna Knipper (1895-1985),

Schauspielerin. Schwester von Olga Tschechowa und Lew Knipper, Mutter von Marina Ried.

Olga Konstantinowna Tschechowa, geb. Knipper (1897-1980),

Schauspielerin. Tochter von Konstantin und Helene-Louise Knip-

per, Schwester von Ada und Lew Knipper. Verheiratet mit Michail Tschechow. Mutter von Ada Tschechowa.

Lew Konstantinowitsch Knipper (1898-1974),

Komponist. Bruder von Olga Tschechowa und Ada Knipper, verheiratet mit Ljubow Sergejewna Salesskaja, genannt Ljuba, danach mit Maria Garikowna Melikowa und schliesslich mit Tatjana Gaidamowitsch. Vater von Andrej Knipper.

Wladimir Wladimirowitsch Knipper (1924-1995), genannt Wowa.

Sohn des Opernsängers Wladimir Knipper, Cousin von Olga Tschechowa und Lew Knipper

Ada Michailowna Tschechowa-Rust (1916-1966), genannt Olga.

Tochter von Olga Tschechowa und Michail Tschechow. Verheiratet mit Wilhelm Rust. Mutter von Vera Tschechowa. Kam bei einem Flugzeugabsturz ums Leben.

Marina Ried, zuvor Marina Borissowna Rschewskaja (1917-1989),

Tochter von Ada Knipper und Boris Rschewski (1872-1922), Nichte von Olga Tschechowa.

Andrej Lwowitsch Knipper (geb. 1931), Geologe. Sohn von Lew Knipper und Ljubow Salesskaja.

Familie Tschechow (nach Generationen)

Alexander Pawlowitsch Tschechow (1855-1913),

Schriftsteller. Bruder von Anton Tschechow und Maria Tschechowa, Vater von Michail Tschechow, verheiratet mit Natalja Golden.

Anton Pawlowitsch Tschechow (1860-1904),

Schriftsteller, Arzt und Dramatiker. Heiratete 1901 Olga Knipper. Bruder von Alexander Tschechow, Onkel von Michail, Wladimir und Sergej Tschechow.

Maria Pawlowna Tschechowa (1863-1957), genannt Tante Masha. Leiterin des Tschechow-Museums in Jalta. Schwester von

Alexander und Anton Tschechow sowie der anderen Tschechow-Brüder. Tante von Michail, Wladimir und Sergej Tschechow.

Michail Alexandrowitsch Tschechow (1891-1955),

genannt Mischa, Schauspieler. Sohn von Alexander Tschechow und Natalja Golden, Neffe von Anton Tschechow, verheiratet mit Olga Tschechowa, Vater von Ada Tschechowa-Rust.

Sergej Michailowitsch Tschechow (1901-1973),

Chronist der Familie. Cousin von Michail (Mischa) und Wladimir (Wolodja) Tschechow.

Wladimir Iwanowitsch Tschechow (1894-1917),

genannt Wolodja, Student und Rechtsanwalt. Cousin von Michail und Sergej Tschechow. Beging 1917 Selbstmord.

Der Kirschgarten des Sieges

In der Nacht vom 8. zum 9. Mai 1945 ging in den Wohnungen der sowjetischen Hauptstadt Moskau das Licht nicht aus. Die Menschen warteten ungeduldig auf die erlösende Nachricht von der Kapitulation Deutschlands. Aber nur privilegierte Angehörige der sowjetischen Elite wie der Schriftsteller Ilja Ehrenburg besaßen ein Radio, mit dem man ausländische Sender empfangen konnte. Und nicht jeder brachte den Mut auf, es einzuschalten. In Stalins Russland hatte man auch nach dem Sieg die Geheimpolizei zu fürchten.

Um 1.10 Uhr verkündete die Stimme von Lewitan, dem berühmten Sprecher von Radio Moskau, endlich, Marschall Schukow habe in Berlin die Kapitulation des Deutschen Reichs entgegengenommen. «Achtung, Achtung! Hier spricht Moskau. Deutschland hat kapituliert... Zu Ehren des Sieges im Grossen Vaterländischen Krieg wird dieser Tag künftig ein nationaler Feiertag, der Tag des Sieges sein.»¹ Danach erklang die «Internationale», gefolgt von den Nationalhymnen der USA, Grossbritanniens und Frankreichs.

Die Mieter der Gemeinschaftswohnungen hielt es nicht bis zum Ende der Übertragung in ihren Zimmern. Oft nur dürrtig bekleidet, strömten sie in die Korridore und Treppenhäuser, fielen den Nachbarn um den Hals und beglückwünschten einander. Wer ein Telefon besaß, rief Verwandte und Freunde an, um diesen historischen Augenblick mit ihnen zu teilen. «Der Krieg ist zu Ende! Es ist vorbei!», riefen sie wieder und wieder. Tränen der Erleichterung und der Trauer flossen

in Strömen. Etwa 25 Millionen Menschenleben hatte der Krieg die Sowjetunion gekostet. Nahezu jede Familie hatte ihr Teil an diesem Leid zu tragen. «Um vier Uhr früh», notierte Ehrenburg, «war die Gorki-Strasse voller Menschen: Man stand vor den Häusern oder ging zum Roten Platz... Es war ein denkwürdiger Tag, in seiner Freude wie in seiner Trauer.» Er begegnete einer älteren Frau, die das Foto eines jungen Mannes in Feldbluse herumzeigte: Ihr Sohn, er sei letzten Herbst gefallen. Sie weinte und lächelte unter Tränen. Es war ein Tag des Jubels und des Gedenkens. Als Wodkaflaschen kreisten, galt der erste Trinkspruch jenen, die diesen Tag nicht mehr erlebt hatten. Dabei hätte er dem Genossen Stalin, «dem grossen Architekten und Genies des Sieges», vorbehalten sein müssen.

Offiziere in Uniform, vor allem wenn sie Orden und Medaillen trugen, wurden als Sieger gefeiert und in die Luft geworfen. Auch Ehrenburg, der bekannteste Propagandist der Roten Armee, den man auf der Strasse erkannte, musste diese Prozedur über sich ergehen lassen, was ihm nicht nur angenehm war.² Ausländer wurden «geküsst, umarmt und gefeiert». Um den Roten Platz herum «stoppte man ausländische Wagen, holte die Insassen heraus, umarmte sie und warf auch sie mit Hurra in die Luft». Vor der amerikanischen Botschaft brachten die Menschen Hochrufe auf Präsident Roosevelt aus, der kaum einen Monat zuvor unter allgemeiner Anteilnahme verstorben war.³

Der Intendant des Moskauer Künstlertheaters, Chmeljow, hielt vor einer spontanen Versammlung im Foyer des Hauses eine Rede: «Welch unsagbare Freude erfüllt uns heute!», rief er aus. «Wie lange haben wir auf diesen Tag gewartet! Aber nun, da er da ist, fehlen mir die Worte. Als das Radio den Siegesmarsch spielte, habe ich eine Frau in ihrem hell erleuchteten Zimmer singen und tanzen sehen. Sie war ganz allein.»⁴

Zwei bis drei Millionen Menschen strömten an jenem Tag im Zentrum der Hauptstadt zwischen Moskwa und Weissrussischem Bahnhof zusammen. Die meisten brachten Wodka oder Sekt mit, den sie sich für diese Stunden aufgespart hatten. Aus den Vororten kamen Arbeiter

mit ihren Familien im Sonntagsstaat. Die Moskauer, die während des Krieges in der Hauptstadt ausgeharrt hatten, fielen durch ihre vergleichsweise bessere Kleidung auf, denn in den Wochen der Panik im Oktober 1941 hatten alle anderen, die aus der Stadt geflohen waren, Sachen, die sie nicht mitnehmen konnten, zu Spottpreisen an Gebrauchtwarenläden verkauft.⁵ Moskau war zwar in jenem Winter bombardiert worden, jedoch insgesamt gesehen glimpflich davongekommen. Nur wenige Gebäude waren zerstört. Hunderte Kilometer nach Süden und Westen dagegen lagen Städte und Dörfer in Trümmern. Etwa 25 Millionen Menschen waren obdachlos. Viele konnten nur in mit Ästen, Holzbrettern und Torf gedeckten Erdlöchern überleben.

Am Abend hielt Stalin im Rundfunk seine Siegesrede. Dann donnerte aus 1'000 Rohren ein noch nie gehörter Salut, dass die Fensterscheiben klirrten. Hunderte Flugzeuge zogen rote, goldene und violette Streifen über den Himmel. Scheinwerfer der Moskauer Flugabwehr liessen ein riesiges rotes Banner am Himmel erstrahlen, das von unsichtbaren Ballons getragen wurde. Spontan brachten die Menschen Hochrufe auf Stalin aus. Wie sein Protégé Ehrenburg dachten viele erst später über das Schicksal jener nach, deren Leben sinnlos geopfert oder die unter falschen Anschuldigungen hingerichtet worden waren, um die Irrtümer ihres Führers zu verdecken. Zwar lagen sich an jenem tief bewegenden Tag wildfremde Bürger in den Armen, aber wirkliche Siegesfreude wollte sich noch lange nicht einstellen. Allen gemeinsam war eine erschöpfte, dumpfe Erleichterung.

Auch die Mitglieder des Moskauer Künstlertheaters meinten, sie müssten das Ende des Krieges in besonderer Weise feiern. Der Kreml plante aus Anlass des Sieges im Grossen Vaterländischen Krieg eine gewaltige Militärparade auf dem Roten Platz. Im Theater entschied man sich für eine Sondervorstellung. Damit wollten die Künstler ihre Dankbarkeit zum Ausdruck bringen, dass die russische Kultur den schrecklichen Ansturm der Nazis überlebt hatte.

Angesichts von Anton Tschechows Möwe auf dem Vorhang des Theaters fiel die Entscheidung für ein Stück dieses Autors nicht schwer. Seine für dieses Theater geschriebenen Dramen hatten dessen Weltruhm schon vor der Revolution begründet. Zum feierlichen Anlass wählte man Tschechows letztes Werk, den *Kirschgarten*.⁶

Tschechows Witwe, Olga Knipper-Tschechowa, Gründungsmitglied des Ensembles, sollte die Rolle der weltentrückten Gutsherrin Ranewskaja übernehmen. Die hatte sie bereits bei der Uraufführung im Januar 1904 gespielt – in Anwesenheit ihrer Freunde Fjodor Schaljapin, Maxim Gorki⁷ und Sergej Rachmaninow. Die Erinnerung daran schmerzte noch immer. Anton Tschechow war damals bereits schwer krank. Er wirkte so «leichenblass», dass man im Publikum erschreckt den Atem anhielt, als er auf der Bühne erschien, um den Beifall der Theaterbesucher entgegenzunehmen. Konstantin Stanislawski, der Spiritus Rector des Theaters, bemerkte, dass dieser feierliche Anlass «an eine Trauerfeier erinnerte». Sechs Monate später war Tschechow tot.⁸

Olga Knipper-Tschechowa mit ihren schmalen, flinken Augen und ihrem energischen Kinn hatte damals wie eine kluge, aber strenge Gouvernante gewirkt. Inzwischen war sie 76 und mit ihrer trotz der Hungerrationen des Krieges stattlichen Erscheinung ein lebendes Denkmal des russischen Theaters. Bereits 1928 hatte man sie zur «Volkskünstlerin der Sowjetunion» gekürt. In der Stalinzeit bot dieser Titel jedoch keinerlei Schutz. Die Kriegsjahre hatte sie in ständiger Angst verbracht, vom NKWD verhaftet zu werden.

Angesichts der Spionagehysterie jener Zeit war ihre Furcht durchaus verständlich. Ihr Vater und ihre Mutter waren deutscher Herkunft. Ihr Bruder hatte im Bürgerkrieg in Sibirien unter dem Kommando von Admiral Koltschak gekämpft, und ihr Lieblingsneffe, der Komponist Lew Knipper, war als weissgardistischer Offizier in Südrussland gegen die Bolschewiken zu Felde gezogen. Aber die weitaus grösste Ge-

fahr ging von ihrer Nichte Olga Tschechowa aus, die in Berlin als grosser Filmstar galt, seit sie 1936 den Titel einer «Staatschauspielerin» des Dritten Reichs trug und angeblich von Hitler verehrt wurde. Es gab sogar Fotos, die sie auf Nazi-Empfängen an seiner Seite zeigten. Der Exgatte ihrer Nichte, Michail Tschechow, ein Neffe Anton Tschechows, lebte in Hollywood. In den Zeiten der Stalinschen Xenophobie gehörte sie einer Familie von Emigranten an.

Bei Kriegsende war die betagte Schauspielerin fast die einzige Überlebende des grossartigen Ensembles Stanislawskis, das 1898 eine Revolution der dramatischen Theaterkunst eingeleitet hatte. Stanislawski, den sie als «ein aussergewöhnliches Kapitel» in ihrem Leben bezeichnete, der sie mit seinen künstlerischen Idealen beflügelte⁹, war 1938 gestorben. Elegant und hochgewachsen, mit einer weissen Mähne und schwarzen Brauen, konnte Stanislawski für einen ehrwürdigen Professor oder Diplomaten gehalten werden, wenn er nicht gerade eine der vielen Rollen spielte, die ihn völlig verwandelten. Er tat das mit einer Intensität, die ihn bei jeder Vorstellung bis zur totalen Erschöpfung trieb. Schauspielerkollegen, die danach seine Garderobe betraten, fanden ihn oft splitternackt und eine Zigarre rauchend. «In seiner Nacktheit wirkte er auf altgriechische Weise völlig natürlich, nicht anders, als trüge er ein Kostüm.»¹⁰

Kurz bevor er im Jahr 1938 schwer krank wurde, hatte Stanislawski¹¹ den herausragenden Schauspieler und Regisseur Wsewolod Meyerhold, einen Weggefährten seiner Jugend, zu seinem Nachfolger als Chef des Künstlertheaters bestimmt. Aber Meyerhold hatte sich den Hass der Sowjetbehörden zugezogen, wogegen Stanislawski, der bereits mit einem Bein im Grabe stand, nichts mehr tun konnte. Meyerhold war in der Revolution ein Anhänger der Bolschewiken gewesen. Später geriet er in Konflikt mit Stalins Regime, weil seine Stücke der neuen Doktrin des sozialistischen Realismus nicht entsprachen. In einer selbstmörderisch kühnen Rede auf dem Unionskongress der Theaterregisseure griff er die sterile Atmosphäre im sowjetischen Theaterwesen an. Im Juni 1939 wurde er verhaftet.¹² Zwei Wochen

später fiel seine jüdische Frau, die bekannte Schauspielerin Sinaida Reich, in ihrer gemeinsamen Wohnung einem Mordanschlag zum Opfer. Man zerstückelte ihren Körper und stach ihr die Augen aus. Meyerhold kann vor seiner Hinrichtung durchaus von Lawrenti Berija persönlich gefoltert worden sein. Stalin unterschrieb sein Todesurteil. Bei Kriegsende wagte kaum noch jemand seinen Namen zu nennen. Auch davon, dass in Meyerholds Wohnung inzwischen eine ehemalige Geliebte Berijas lebte, sprach niemand.¹³

Auf dem Stück, mit dem man den Sieg der Sowjetunion über Deutschland feiern wollte, schien ein Fluch zu liegen. Im Jahr 1917 hatte das Moskauer Künstlertheater den *Kirschgarten* am Vorabend des Aufstands der Bolschewiken gespielt. Als Olga Knipper-Tschechowa im Mai 1919 auf Gastspielreise in Charkow war, um der grassierenden Hungersnot in Moskau zu entfliehen, kam während des zweiten Aktes des *Kirschgartens* die Nachricht, dass General Denikins Truppen die Stadt erobert hätten. Aber dieser Erfolg der Weissen war nur von kurzer Dauer. Bald floh Denikins Armee in völliger Auflösung in Richtung Schwarzmeerküste. Von der Welle der flüchtenden Bevölkerung mitgerissen, welche die Vergeltung der Bolschewiken fürchtete, musste das Ensemble des Moskauer Künstlertheaters Hunger und Typhus ertragen. Schliesslich entkamen Olga Knipper-Tschechowa und ihre Kollegen über den Kaukasus nach Georgien. In der Hauptstadt Tiflis spielten sie bei ihrer letzten Vorstellung wieder den *Kirschgarten*, bevor sie über das Schwarze Meer in ein ungewisses Exil gingen.

Von September 1920 bis zur Rückkehr nach Moskau im Frühjahr 1922 war Olga Knipper-Tschechowa Emigrantin – damit zählte sie zu einer Kategorie von Menschen, denen die sowjetischen Behörden mit tiefem Misstrauen begegneten. Aber diese kurze, gefährliche Periode war nichts im Vergleich zu der glänzenden Karriere, die ihre Nichte gleichen Namens in Deutschland gemacht hatte.

Im Herbst 1943 bat das Moskauer Künstlertheater um eine besondere Ehrung seiner grössten Darstellerin aus Anlass ihres 75. Geburts-

tages. Darauf reagierte man von offizieller Seite mit unheilvollem Schweigen.¹⁴ Während des ganzen Krieges wurde sie nicht ein einziges Mal aufgefordert, im Rundfunk zu sprechen oder wie früher Soloabende zu geben. Auch andere Mitglieder der Familie mussten ähnlich feindselige Zurückweisungen hinnehmen. In der Sowjetunion durfte man solche Signale nicht ignorieren. Und nun stellte sich heraus, dass auch der grosse Sieg nichts an der Paranoia des Regimes geändert hatte. Die jüngste Welle von Denunziationen und nächtlichen Besuchen des NKWD liess die Moskauer befürchten, dass eine neue Säuberungskampagne bevorstand.

Zumindest die Bühne war Olga Knipper-Tschechowa vertraut. Seit mehr als einem halben Menschenleben hatte ihr dieses Theater als zweites Heim gedient. Wenn man von dem grossen Jugendstil-Basrelief über dem Eingang einmal absah, unterschied es sich äusserlich kaum von anderen dreigeschossigen Gebäuden der Hauptstadt. Die kreisförmig angeordneten Deckenleuchten und die Türgriffe des Zuschauerraums waren ebenfalls im Jugendstil gestaltet. Die Sitze hatte man mit Plüsch beschlagen, aber Wände und Fussböden trugen keinerlei Schmuck. Stanislawski lehnte alles ab, was den Zuschauer vom Geschehen auf der Bühne ablenken konnte. Einzige Ausnahme war Anton Tschechows stilisierte fliegende Möwe auf dem graugrünen Vorhang. Dieses Symbol einer neuen Realität im Theater hatte Revolution und Bürgerkrieg und selbst den Stalinschen Terror überlebt, obwohl das Ensemble inzwischen gezwungen war, Propagandastücke des sozialistischen Realismus zu spielen.

Professionell hatte Olga Knipper-Tschechowa wenig zu befürchten, wenn sie in einem Stück auftrat, das ihr so vertraut war wie *Der Kirschgarten*. Im Herbst 1943 hatte sie diese Rolle zum tausendsten Mal gespielt. Das war vor Frontsoldaten gewesen, die ihr seitdem begeisterte Briefe schrieben.¹⁵

Als Anton Tschechow die Figur der Ranewskaja schuf, die von einer wesentlich älteren Schauspielerinnen dargestellt werden sollte, hatte er nicht an seine Frau gedacht. Dies wirkte sich jedoch später zu Olgas

Vorteil aus.¹⁶ Dadurch konnte sie die Rolle auch noch mit über 70 Jahren unter stürmischem Applaus spielen, der damals wohl schon mehr einer verehrten Institution galt. Berühmt waren die Bewegungen ihrer Arme, die ausdrucksvoll flattern oder in matter Eleganz herabhängen konnten, um die verschiedenen Seelenzustände der Ranewskaja auszudrücken. Allerdings übertrieb Olga Knipper-Tschechowa zuweilen, wenn sie aufgeregt war. Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko, einer ihrer grossen Regisseure, schickte ihr einmal einen Zettel mit wenigen Worten, die sie nie wieder vergessen sollte: «Ein Paar Arme ist genug. Lassen Sie das restliche Dutzend in der Garderobe.»¹⁷

Als an jenem Abend der Vorhang zu Stanislawskis abschliessendem Soundeffekt fiel – den hohlen Schlägen einer Axt, welche die Kirschbäume in dem verlassenem Garten fällt –, brachten über 500 Zuschauer dem Ensemble stehende Ovationen dar.¹⁸ Olga Knipper-Tschechowa verbeugte sich. Dabei liess sie ihren Blick über die vorderen Reihen des Zuschauerraums schweifen. Eine schöne, elegant gekleidete Frau in den Vierzigern winkte ihr unauffällig zu. Olga Knipper-Tschechowa erschrak bis ins Mark und brach hinter der Bühne fast zusammen, so geängstigt und durcheinander war sie. Die Dame, die ihr hier, mitten in der siegestrunkenen sowjetischen Hauptstadt zugewinkt hatte, war keine andere als ihre Nichte Olga Tschechowa, der grosse Filmstar Nazi-Deutschlands.¹⁹

2.

Die Knippers und die Tschechows

In den Adern von Olga Knipper-Tschechowa, «Volkskünstlerin der UdSSR» und Grande Dame des Moskauer Theaters, floss kein slawisches Blut. Ihren Ehemann Anton Tschechow hatte stets irritiert, in welcher un russischen Familie er da 1901 eingetrahete hatte – so gesund, ordentlich, organisiert und bürgerlich kamen dem Schriftsteller die deutschen Knippers im Vergleich zu seiner eigenen chaotischen Sippe vor.

Sie stammten ursprünglich aus Saarbrücken, wo der Name Knipper ziemlich häufig ist. Es heisst, ihre Vorfahren seien bekannte Baumeister gewesen, was den Wahlspruch der Familie – *Per aspera ad astra* (Auf steinigten Wegen zu den Sternen) – erklären könnte.¹ In den Jahren des Aufschwungs der russischen Wirtschaft verdiente Leonard Knipper, der Vater von Olga Knipper-Tschechowa, genug, um seiner Familie den Lebensstil des gehobenen Mittelstands jener Zeit zu ermöglichen. Ihre Wohnung war elegant möbliert, mit Teppichen und einem grossen Flügel ausgestattet. Sie hatten fünf Diener, und die Kinder besuchten Privatschulen. Konstantin wurde zum Ingenieurstudium geschickt, während man Olga, von allen nur Olja genannt, in Sprachen, Musik und Gesang ausbildete. Sie wollte Schauspielerin werden, aber in den Augen von Vater und Mutter war eine Bühnenkarriere für eine höhere Tochter undenkbar.

Der Tod Leonard Knippers 1894 war für die Familie ein Schock. Er hatte vor ihr geheim gehalten, dass seine Firma im Grunde bankrott war. Nun kam ans Licht, in welcher verzweifelter Lage sie sich befand.

Seine Witwe Anna musste mit Olja, damals 25 Jahre alt, und Wladimir, der gerade ein Studium der Rechte begonnen hatte, in eine kleinere Wohnung ziehen. Konstantin war bereits ein erfolgreicher Eisenbahningenieur. Ihre finanzielle Situation war so prekär, dass sie die winzige Wohnung auch noch mit zwei exzentrischen Onkeln teilen mussten.

Um den Lebensunterhalt zu bestreiten, gab Anna Salz-Knipper Gesangsstunden. Mit ihren bemerkenswerten Leistungen wurde sie schliesslich Professorin am Moskauer Konservatorium. Auch Olja erteilte Musikunterricht, um ihr Schauspielstudium zu finanzieren. Nach dem Tod des Vaters hatte niemand mehr etwas dagegen. Bald zeigte sich, dass Wladimir, das jüngste Familienmitglied, eine noch schönere Stimme hatte als Mutter und Schwester. Nach kurzer Tätigkeit als Rechtsanwalt wurde aus ihm später ein berühmter Opernsänger.

Für Olja Knipper, die der Bankrott des Vaters offenbar kaum beeindruckt hatte, bedeuteten Geld und persönlicher Besitz wenig. Das Theater war ihre Welt. Ihr Talent fiel Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko auf, der damals an der Moskauer Schule für Philharmonie als Dozent dramatischer Kunst tätig war. Er nahm sie in die Gruppe junger Schauspieler auf, die er aufbaute, um gemeinsam mit Konstantin Stanislawski das russische Theater zu revolutionieren. Pomp und Melodramatik sollten hinweggefegt und stattdessen das tägliche Leben auf die Bühne gebracht werden. Mit einer neuen Art der Darstellung wollten sie die Wirklichkeit ins Theater holen. Stanislawskis Theorie, die als sein «System» bekannt wurde, beruhte auf dem Gedanken, dass der Schauspieler völlig in seiner Rolle aufgehen sollte.

Gemeinsam gründeten Nemirowitsch-Dantschenko und Stanislawski 1898 das Moskauer Künstlertheater, wobei sie sich vor allem auf private Mittel Stanislawskis und Spenden reicher Sponsoren stützten. Olja wurde die Geliebte von Nemirowitsch-Dantschenko, der mit Anton Tschechow eng befreundet war und dessen Stück *Die Möwe* er in das Repertoire seines Theaters aufnahm. Die Beziehung zwischen beiden scheint recht stürmisch gewesen zu sein, denn Nemirowitsch-

Dantschenko nannte Olja nur «mein Springferdchen».² Das hinderte sie und Tschechow allerdings nicht daran, sich ineinander zu verlieben, als sie sich im September jenes Jahres bei den Proben zur *Möwe* zum ersten Mal begegneten. Dabei war Tschechow auf Schauspielerinnen nicht gerade gut zu sprechen. Er soll sie als «Kühe, die sich für Göttinnen halten» oder als «Machiavellis in Röcken» betitelt haben. Möglicherweise lag das aber daran, dass er von ihnen nicht loskam und sie nicht von ihm.³

Die Liebesaffäre zwischen Anton Tschechow und Olja Knipper scheint sich meist über grössere Distanz abgespielt zu haben. Von Besuchen im Sommer abgesehen, war Olja in der Regel in ihrem Moskauer Theater zu finden. Der Schriftsteller dagegen, der an Tuberkulose litt, musste den grössten Teil des Jahres im warmen Jalta auf der Krim verbringen. Das erzwungene Exil nannte er «mein heisses Sibirien». Briefe gingen hin und her. Darin neckten und foppten sie einander – manchmal gnadenlos. Sie zog ihn mit seinen Verehrerinnen und früheren Geliebten auf, die sie nach einer knackigen Apfelsorte als *Antonowka* bezeichnete. Er machte sich über das Verhältnis zu ihrem früheren Geliebten, dem eleganten Theaterdirektor, lustig. «Hat er dich mit seinen seidenen Revers verführt?», schrieb er.⁴ Zuweilen schimmerte hinter der Maske des Spötters Eifersucht durch. Aber er hatte wenig zu befürchten. Nemirowitsch-Dantschenko, eher Pragmatiker als Zyniker, wusste genau, was Oljas Verhältnis zu dem Schriftsteller für das Moskauer Künstlertheater wert war. Stanislawski und er sahen darin so etwas wie die Einheirat in eine renommierte Adelsdynastie.

Als Tschechow im Sommer 1900 seine *Drei Schwestern* in Angriff nahm, entschied er sich, Olja Knipper, seine «kleine Protestantin», zu ehelichen. Aber auch ein Jahr später, als das Stück bereits vollendet war und sie ihre Hochzeit in Moskau vorbereiteten, brachte er es nicht über sich, seine Mutter und die ihm treu ergebene Schwester Maria, von allen nur Mascha genannt, davon in Kenntnis zu setzen. Auch Ol-

gas Mutter Anna Salz war von dieser Verbindung nicht erbaut. Nach der kurzen kirchlichen Trauung besuchten Olja Knipper-Tschechowa, wie sie nun hiess, und ihr frisch gebackener Ehemann Anton dessen Freund und Schriftstellerkollegen Maxim Gorki, den sie mit der Neuigkeit völlig überraschten.⁵ Nach dieser Stippvisite fuhren Bräutigam und Braut zum Bahnhof. Die verwunderten Hochzeitsgäste warteten vergeblich auf die Hauptpersonen. Das scheint jedoch in der spontanen, chaotischen Welt der Tschechows nichts Ungewöhnliches gewesen zu sein. Erst als alles vorüber war, benachrichtigte Tschechow seine Mutter per Telegramm.

Die Familien der Tschechows und der Knippers konnten verschiedener nicht sein, wie der Schriftsteller oft im Scherz bemerkte. Aber es gab auch so manche Ähnlichkeit. Antons Vater, Pawel Tschechow, Sohn eines Leibeigenen, wurde ein hartgesottener Händler in Taganrog am Asowschen Meer, ging aber wie Leonard Knipper ebenfalls Bankrott.

Derartige Debakel der Eltern üben oft starken Einfluss auf die betroffenen Kinder aus. Manche fassen den Entschluss, so viel Geld zu verdienen, dass sie nie in eine solche Lage geraten. Andere suchen eher den Mangel an Erfahrungen und Wissen zu überwinden als den an Geld und Gut. Die Kinder Pawel Tschechows schlugen den zweiten Weg ein. Der Älteste, Alexander, wollte Schriftsteller werden. Nikolai wurde Maler. Anton studierte zunächst Medizin, schrieb dabei aber bereits erste Komödien und Kurzgeschichten. Iwan wurde Grundschullehrer, Maria Malerin und schliesslich der jüngste Bruder, Michail, Übersetzer und geschätzter Mitarbeiter einer Literaturzeitschrift.

Anton war der Einzige von ihnen, der einigermaßen gut verdiente. Daher ersuchten ihn seine Geschwister oft um Hilfe. Mit ihren privaten Sorgen störten sie seine Arbeit. Dazu bestürmten ihn viele Freunde und ehemalige Geliebte, wenn sie in Not gerieten. Im verschwenderischen, chaotischen Milieu der russischen Intelligenz Ende des 19.

Jahrhunderts dachte kaum jemand daran, Geld für schlechte Zeiten zurückzulegen. Das galt als bürgerlich, unrussisch und verabscheuungswürdig.

Dass Tschechow für eines seiner Stücke den Titel *Drei Schwestern* wählte, kann nicht überraschen. Solche Trios hatten ihn immer fasziniert. In der Petersburger Bohème der frühen Achtzigerjahre kamen er und zwei seiner Brüder mit einer solchen Familie – den Golden-Schwestern – in Berührung. Sie lebten in einer Halbwelt von Schulen, Trinkgelagen und Wollust. Es war daher kein Wunder, dass der junge Arzt Anton Tschechow wie viele seiner Berufskollegen vor allem mit der Behandlung von Geschlechtskrankheiten beschäftigt war.

Die Tschechows und Goldens lebten und arbeiteten im Umfeld literarischer Wochenblätter – die Jungen als Schriftsteller und die Mädchen als Sekretärinnen. Die älteste der drei jüdischen Schwestern, Anna Golden, die bereits geschieden war, wurde die Lebensgefährtin von Antons Bruder Nikolai, genannt Kolja. Die Jüngste, die dunkelhäutige, schlanke Natalja Golden, verliebte sich in Anton, der zwei Jahre lang ein Verhältnis mit ihr hatte. Er nannte sie sein «kleines Gerippe», dabei war ihr Appetit offenbar ebenso unersättlich wie ihre sexuelle Begierde.⁶

Nachdem sie sich getrennt hatten, erhielt Anton im Oktober 1888 überraschend einen Brief von seinem Bruder Alexander. «Natalja lebt in meiner Wohnung, führt mir den Haushalt, kümmert sich um die Kinder und hält mich bei der Stange. Und wenn sie eines Tages meine Konkubine wird, dann geht dich das nichts an.» Die grösste Überraschung kam am Schluss des Briefes. «Wenn unsere Eltern, deren hohes Alter ich durch beispielhaftes Verhalten ehren möchte, diese ‚Intimität‘ nicht als Inzest, Hurerei und Onanie betrachten, dann hätte ich auch nichts gegen eine Eheschliessung in der Kirche.»⁷ Auch Natalja schrieb Anton einen Brief, in dem sie sich selber wunderte, wie alles gekommen war. Offenbar hatte sie Geschmack an bürgerlicher Ehrbarkeit gefunden. Mit «Onanie» meinte Alexander eindeutig ihre Furcht, vor der Ehe schwanger zu werden. Die Kondome, die er für 35 Kopeken das Stück kaufte, schienen nicht zu funktionieren. Gegen-

über Anton brüstete er sich, sie seien geplatzt, weil sie nicht gross genug waren.

Natalja konnte man nicht vorwerfen, dass sie eine gute Partie suchte. Als Schriftsteller war Alexander weder bei Geldgebern noch bei Kritikern erfolgreich, worin er sich von seinem jüngeren Bruder unterschied, der zunehmend bekannter wurde. So schrieb er vor allem für die rechtsgerichtete Suworin-Presse von Sankt Petersburg. Alexander war ein grosser, starker Mann mit Donnerstimme, der solche modernen Erfindungen wie Telefon oder Schreibmaschine verachtete und noch den Gänsekiel zum Schreiben benutzte.⁸ Ausserdem war er ein grosser Exzentriker. So wollte er seinen Hühnern beibringen, die eine Luke des Hühnerstalls als Eingang und die andere als Ausgang zu benutzen. Sie begriffen aber seine Logik nicht und waren weder durch Drohungen noch durch Köder zu bewegen, ihr Verhalten zu ändern. Völlig unberechenbar in seinem eigenen Leben, ungepflegt und von obszöner Sprache in seinen Arbeiten und in der Öffentlichkeit, suchte er oft Trost bei der Flasche und in den Betten williger Frauen.

Anton, der das Paar zwei Monate später in Sankt Petersburg besuchte, war davon abgestossen, wie ungehobelt sich sein älterer Bruder vor Kindern und Dienerschaft aufführte, wie schlecht er Natalja behandelte. Am 2. Januar 1889 schrieb er ihm einen vernichtenden Brief. Der zeigte Wirkung. Von nun an führte Natalja im Hause das Regiment. Aber der Boykott durch die übrige Tschechow-Familie wurde erst beendet, als sie am 16. August 1891 einem Sohn, Michail, das Leben schenkte. Es war der erste legitime Enkel Pawel und Jewgenia Tschechows, über den sie sich masslos freuten. Nun suchte Alexander Anton von den Vorzügen der Ehe zu überzeugen, dem «gottesfürchtigen Koitus», wie er es nannte. Bald aber stellte sich bei ihm Impotenz ein, offenbar das Ergebnis ausschweifenden Alkoholgenusses.

Die Ehe erlebte auch weiterhin Höhen und Tiefen, was in der Regel davon abhing, ob Alexander gerade trank oder nicht. Zuweilen verschwand er einfach von der Bildfläche. In einem Telegramm hiess es

dann: «Bin auf der Krim.» Oder: «Bin im Kaukasus.»⁹ Manchmal warf Natalja ihn aus dem Haus, wenn der Schnaps ihn impotent machte. Typisch für die moralische Anarchie in diesen Kreisen beklagte sich die anspruchsvolle Natalja, Antons frühere Geliebte, dann in Briefen bei ihm, dass sein Bruder sie nicht befriedigen könne. Sie fragte ihn als Arzt um Rat. Seine Antwort war sicher nicht sehr ermutigend.

Dennoch blieb Natalja Anton weiterhin verbunden, besonders da er sie regelmässig in Sankt Petersburg besuchte und die immer deutlicher zutage tretende Begabung seines jungen Neffen Michail pries. «Mischa ist ein erstaunlich intelligenter Bursche», schrieb er im Februar 1895. «Eine nervöse Energie glänzt in seinen Augen. Ich denke, aus ihm wird ein grosses Talent.»¹⁰ Auch Alexander prahlte überall mit seinem frühreifen Sohn. Später behauptete er, Mischa habe mit zwölf nicht nur Französisch und Deutsch gesprochen, sondern auch schon den Mädchen nachgestellt. Natalja aber war so erpicht darauf, ihren vergötterten Mischa vor schlechtem Einfluss zu bewahren, dass Alexander den rebellischen 14-jährigen Sohn Kolja aus seiner ersten Verbindung zur Handelsflotte schicken musste. Natalja wurde immer überspannter. Mischa war für sie ohne jeden Fehl und Tadel, aber mit ihrer besitzergreifenden Liebe erdrückte sie ihn förmlich. Später behauptete er gegenüber Freunden, sie habe ihn verführt. Das traf gewiss nicht zu, aber der brillante Junge, der später die Nichte seines Onkels Anton heiraten sollte, wurde zunehmend unausgeglichener. Offenbar zeigte hier das selbstzerstörerische Erbe seines Vaters Wirkung.

Um die Jahrhundertwende war Anton Tschechows Schwager Konstantin Knipper als Ingenieur beim raschen Ausbau der russischen Eisenbahn erfolgreich. Mit seinem stets exakt gestutzten Bart und der Eisenbahneruniform wirkte Konstantin Knipper noch stattlicher als der Zar. Er leitete den Bau der Transkaukasischen Eisenbahn und lebte deshalb mit seiner jungen Familie in der Nähe von Tiflis. Seine Frau

Helene-Louise, mit russischem Namen Jelena, allgemein aber nur als Lulu bekannt, war ebenfalls deutscher Herkunft und musikalisch begabt.¹¹ Ihre Tochter, Michail Tschechows spätere Frau Olga Tschechowa, schrieb in ihren Memoiren, die erste Liebe ihrer Mutter sei Peter Tschaikowski gewesen – eine besonders unglaubliche Behauptung. In diesem empörend unaufrichtigen Werk heisst es auch, Lulu sei mit Lew Tolstoi, Sergej Rachmaninow und der Zarin befreundet gewesen.

Selbst Olga Tschechows Geburtsdatum, der 26. April 1897, ist nicht eindeutig.¹² In offiziellen sowjetischen Dokumenten, darunter späteren Berichten des NKWD und der militärischen Spionage-Abwehrorganisation der Kriegszeit, SMERSCH, wird als ihr Geburtsort Puschkin (das ehemalige Zarskoje Selo bei Sankt Petersburg) angegeben, obwohl sie zweifellos in Alexandropol im Südkaukasus geboren ist.¹³ Nach Sankt Petersburg zog die Familie erst einige Jahre später.

Olga Tschechows erste Erinnerung an ihre Kindheit in Georgien ist ein heiterer Sommernachmittag. Sie und ihre ältere Schwester Ada schleichen auf Zehenspitzen in ihrem Haus bei Tiflis herum, und ihre Eltern flüstern miteinander. Ihr kleiner Bruder Lew liegt in einem abgedunkelten Zimmer; seine Füsse sind am unteren Bettende festgebunden. Er liegt in einem Streckverband – sein Kopf ist mittels einer Lederlasche unter dem Kinn beschwert. Anton Tschechow, damals der Freund, aber noch nicht der Ehemann ihrer Tante Olja, wie alle sie nennen, ist gekommen, um das kranke Kind zu untersuchen. Es hat Knochen-Tbc. Ihre Mutter Lulu hat bereits viele Ärzte konsultiert, die alle die gleiche Diagnose stellen. In ihrer Verzweiflung hat sie sich an Tschechow gewandt, den einzigen Arzt, welcher der Familie nahesteht. Später in ihren Memoiren schmückt Olga Tschechowa die Geschichte mit dem unwahrscheinlichen Detail aus, Anton Tschechow habe dem zweijährigen Lew ein Grammophon als Geschenk mitgebracht, weil er bereits damals das musikalische Talent des künftigen Komponisten erkannte. Lews Liebe zur Musik zeigte sich aber erst viel später.

Das Haus – Olga Tschechowa beschreibt es später als ein «Jagdhaus»¹⁴ – war aus dem Holz der umliegenden Bergwälder gebaut. Es hatte eine Bibliothek, ein Billardzimmer und ein Wohnzimmer mit einem Klavier, auf dem die Eltern vierhändig spielten. Eine Kinderfrau überwachte sie vom Frühstück bis zum Abendgebet, und doch scheinen sie Gelegenheit zu Abenteuern gehabt zu haben. Olga behauptet, als Baby sei sie von einem Schakal aus dem Garten weggeschleppt worden, der aus der Wildnis auftauchte. Mit fünf habe der Gärtner sie belästigt. Offenbar hatte jedoch keines der beiden Erlebnisse tiefere Spuren hinterlassen.

Lew wurde zur Behandlung nach Moskau geschickt, wo es ihm zunehmend besser ging. Bald konnte er wieder aus eigener Kraft gehen. Die kindliche Krankheit dürfte sich allerdings auf seinen zurückhaltenden, introvertierten Charakter ausgewirkt haben. Er beteiligte sich nicht am Spiel seiner beiden Schwestern, wenn diese sich gegenseitig in Wäschekörben von Zimmer zu Zimmer schleppten, die jeweils ein anderes Land darstellten. Die Mädchen lasen gemeinsam *Robinson Crusoe* oder *Don Quijote* und liebten es, sich zu verkleiden. Obwohl sie keine besonders ungezogenen Kinder waren, provozierten sie häufig Zornesausbrüche Konstantin Knippers, besonders wenn sie seine Autorität infrage stellten. Olga Tschechowa behauptet, sie habe sich einmal aus einem Fenster im ersten Stock gestürzt, um gegen die Gewalttätigkeit des Vaters zu protestieren. Ob diese bei Lew ihre Wirkung tat oder nicht, jedenfalls wuchs er zu einem Jungen heran, der seine Gefühle zu kontrollieren und zu verbergen verstand. Niemand wusste, was er wirklich dachte.

Konstantin Knipper, der autoritäre Familienpatriarch, unternahm wegen seiner Tätigkeit bei der Eisenbahn oft ausgedehnte Dienstreisen. Bei Ausbruch des russisch-japanischen Krieges im Jahr 1904 wurde er mit dem Ausbau eines langen Streckenabschnitts der Transsibirischen Eisenbahn betraut, weil verstärkt Truppen nach dem Fernen Osten transportiert werden mussten. Wann immer es möglich war, begleitete Lulu Knipper ihren Gatten bei solchen Einsätzen. Einmal liess

sie den vierjährigen Lew in der Obhut seiner Tante Olja zurück. Diese vergötterte den Jungen und schrieb an Anton, mit dem sie inzwischen verheiratet war: «So einen Sohn wünschte ich mir von Herzen für dich und mich.»¹⁵ Von nun an sah sie sich als Lews zweite Mutter.

Um diese Zeit muss die Familie von Georgien nach Moskau umgezogen sein. Dort blieb sie jedoch nur kurz, denn bald wurde Konstantin Knipper als Beamter ins Verkehrsministerium nach Sankt Petersburg versetzt. Seine deutsche Herkunft und sein protestantischer Glaube störten dabei nicht. Er stellte klar, dass er seinen Sohn Lew ebenfalls für eine Ingenieurslaufbahn vorgesehen hatte. Und dieser zeigte wie üblich keinerlei Reaktion.

Lew erholte sich nach und nach von seiner Kinderkrankheit. Tante Olja schenkte ihm Boxhandschuhe und einen Fussball – zum grossen Ärger seiner Mutter, die darüber wachte, dass er sich keinen Gefahren aussetzte. Aber Lew fühlte sich bald zu riskanter körperlicher Betätigung hingezogen. Sicher wollte er damit die übermässige Verhäschtelung in der Kindheit kompensieren, die er als Demütigung empfunden haben muss. Ausserdem entwickelte er einen extremen Ehrgeiz. Sein einziger Ausflug in die Welt der Technik war der Bau eines Modellflugzeugs, «das eher an eine Wippe erinnerte». Es stürzte ab und verletzte ihn am Rücken.¹⁶ Seine beiden Schwestern Ada und Olga pflegten ihn den ganzen Sommer lang, und auch Tante Olja kümmerte sich um ihn.

Hinter der beherrschten Maske war Lew offenbar ein sehr intelligentes Kind. Seine Weigerung, sich für irgendetwas besonders zu interessieren, brachte den Vater zur Verzweiflung. Dabei hatte Lew seine Berufung längst entdeckt, wollte sie aber viele Jahre lang niemandem, nicht einmal sich selbst, eingestehen. Als er etwa sechs Jahre alt war, nahmen ihn die Eltern in Sankt Petersburg einmal ins Konzert mit. Wie die meisten Erwachsenen hofften sie nur, er werde aus Langeweile nicht stören. Aber die Musik – es war Tschaikowskis 6. Sinfonie – wirkte auf den Jungen geradezu überwältigend. Später beschrieb er dieses Erlebnis als seinen «ersten musikalischen Schock».

Der traf ihn so tief, dass er zur Sorge seiner Mutter in Tränen ausbrach. Konstantin Knipper war verärgert, weil er mit dem Kind den Konzertsaal verlassen und nach Hause fahren musste.¹⁷

Seine beiden Schwestern erhielten selbstverständlich Klavierstunden, doch selbst in dieser musikalischen Familie war Lew als Junge davon ausgeschlossen. Wenn seine Mutter eine musikalische Soiree gab, versteckte sich Lew im Wohnzimmer, um zuzuhören. Besonders gefielen ihm die Zigeunerlieder, Romanzen genannt, die ein Freund der Mutter vortrug. Sie scheinen seine spätere Arbeit stark beeinflusst zu haben. Und wenn Tante Olja mit dem Moskauer Künstlertheater während der Frühjahrssaison nach Sankt Petersburg kam, spielte sie mit ihrem Bruder Konstantin vierhändig Adaptionen der Sinfonien Beethovens oder sang Couplets, bei denen sie sich begleitete. Lew kapselte sich als Kind so von seiner Umgebung ab, dass niemand in der Familie sein Interesse für die Musik bemerkte, bis er ins jugendliche Alter kam.

Er besuchte bereits das Erste Klassische Gymnasium, als er an einen ausgezeichneten Musiklehrer geriet, der seine Neigung endlich entdeckte. Im Schulorchester wollte er gleich alle Instrumente – Blas-, Streich- und Schlaginstrumente – auf einmal lernen. Zunehmend zeigte er auch die Neigungen eines normalen Jungen seines Alters, las Jules Verne, James Fenimore Cooper und die *Drei Musketiere*. Vor allem aber war er entschlossen, die körperlichen Gebrechen hinter sich zu lassen, unter denen er als Kind so gelitten hatte. Er trainierte Laufen und Ringen. Tante Olja verfolgte begeistert, wie er an Körperkraft gewann, denn sie war es gewesen, die ihm zur Empörung seiner Familie als Erste Sportgeräte geschenkt hatte. Von einer ihrer Auslandsreisen brachte sie ihm nun eine komplette Fussballerkluft mit.

Zu Hause und in der Schule wechselten Lews Leidenschaften rasch. Man schenkte ihm einen Chemiebaukasten, mit dem er so lange experimentierte, bis er ihm nach einer Explosion wieder weggenommen wurde. Seine Eltern fanden schliesslich einen Klavierlehrer für ihn, aber der war offenbar von der altmodischen Sort, denn er liess ihn stän-

dig Tonleitern üben. Nach der Freiheit des Musizierens im Orchester revoltierte Lews ungestümer Charakter gegen diese «Tastenfolter». Die Klavierstunden wurden wieder abgesetzt.¹⁸

Lews Schwester Olga zeigte keinerlei intellektuelle Neigungen. Die Abschlussnoten, die sie 1913 in der Stroganow-Kunstschule von Sankt Petersburg in Religion, Russisch, Mathematik, Algebra, Geometrie, Geschichte und Physik erhielt, konnten kaum schlechter sein. Ihre Ergebnisse in Französisch und Deutsch waren zufriedenstellend, aber sehr gute Leistungen erreichte sie nur in den künstlerischen Fächern.¹⁹ Viele Familienmitglieder meinten dazu: «So eine Schönheit braucht die Schule überhaupt nicht.»²⁰

Die junge Olga wäre gern zum Theater gegangen, aber ihr Vater Konstantin verbat sich jeden Gedanken an eine Bühnenkarriere. Aus Rücksicht auf seine Schwester, den Star des Moskauer Künstlertheaters, konnte er das natürlich nicht sagen, aber Schauspielerinnen oder Tänzerinnen galten im zaristischen Russland kaum mehr als bessere Prostituierte. Lulu, Olgas Mutter, vermochte diesem Berufswunsch jedoch insgeheim durchaus etwas abzugewinnen. Nach Olga Tschechovas Memoiren brachte ihre Tante Olja, als sie wieder einmal auf Gastspielreise in Sankt Petersburg weilte, die berühmte Eleonora Düse ins Haus ihrer Eltern. Diese hatte ihr angeblich das Haar gestreichelt und gesagt: «Du wirst bestimmt einmal Schauspielerin werden, mein Kleines.»²¹ Niemand konnte damals ahnen, dass Olga wie ihre Tante Olja ebenfalls in die Tschechow-Familie einheiraten sollte, in ihrem Fall allerdings mit prekären Folgen.

3.

Michail Tschechow

Die grosse schauspielerische Begabung von Olgas zukünftigem Gatten zeigte sich früh. Im Jahr 1907 – er war kaum 16 Jahre alt – brachte ihn seine in ihn vernarrte Mutter Natalja in der Schule des Petersburger Malytheaters unter. Das dreijährige Studium dort absolvierte er mit Auszeichnung.¹ An dieser renommierten Bühne erhielt er im Oktober 1911 mit 19 Jahren die Hauptrolle in der Inszenierung von Alexej Tolstois *Zar Fjodor*.² Mit diesem Stück war das Moskauer Künstlertheater noch vor der *Möwe* berühmt geworden. Michails Tante Olga hatte dort in der Rolle der Zarin Irina die Aufmerksamkeit des Publikums und Anton Tschechows auf sich gezogen.

Michail Tschechow, von allen Mischa genannt, hatte von Anfang an Erfolg. Er besass eine ungeheure Wandlungsfähigkeit in Stimme und Gebärden; mit gebrochenem Blick und zerquältem Gesicht konnte er täuschend echt einen Greis spielen, bevor er 20 Jahre alt war. Sein Cousin Sergej beschrieb Mischa im Frühjahr 1912 so: «Er war klein, zart und ständig in Bewegung. Er lief in einem schäbigen Samtjackett umher und – Schande über ihn – trug keinen Stehkragen, ja, überhaupt keinen Kragen. Aber von dem Knirps ging ein ganz eigener Zauber aus. Er konnte sehr herzlich sein und hatte ein wunderbares Lächeln, worüber man vergass, dass er nicht besonders hübsch war. Er zog seine Hosen mit übertrieben eleganter Geste hoch und rollte drollig mit den Augen.» Die beiden gingen zusammen aus, vergnügten sich und tanzten Tango, dem damals ganz Petersburg verfallen war. Mischa schenk-

te seinem Cousin ein Foto, auf dem er schrecklich die Stirn runzelt, und schrieb darauf: «Das bin ich nach dem Tango.»³

Im Frühjahr 1912 kam das Moskauer Künstler theater zu seinem jährlichen Gastspiel nach Sankt Petersburg. Anton Tschechows Schwester Mascha, die Hüterin des Tschechowschen Erbes, arrangierte für Michail eine Begegnung mit ihrer Schwägerin Olga Knipper-Tschechowa, dem Star der Truppe. Die versprach, ihm Gelegenheit zum Vorsprechen bei Stanislawski zu verschaffen. Mischa verbrachte eine schlaflose Nacht, denn ein Engagement am Moskauer Künstlertheater war der Traum seines Lebens. Der Kragen seines einzigen sauberen Hemdes, das er am Morgen anziehen wollte, war dermassen eng, dass es ihm in den Ohren klingelte, und seine Hose musste er so hoch ziehen, «als wollte man mich über Pfützen gehen lassen».⁴

«Danke, Tante Mascha», schrieb er ihr danach. «Ich kann mir vorstellen, wie albern und kindisch ich gewirkt habe. Ich bin schrecklich schüchtern. Wenn ich jemandem zum ersten Mal begegne, bekomme ich kaum ein Wort heraus.»⁵ Aber Stanislawski erkannte sein Talent sofort und lud ihn ein, an sein Theater zu kommen. Dass er der Neffe des Schutzpatrons seines Hauses war, störte dabei gewiss nicht. Noch im August desselben Jahres ging Mischa von Petersburg nach Moskau.

Die erste Zeit lebte er dort unter Tante Maschas Fittichen in deren Wohnung in der Dolgorukowskaja uliza. Sie war zu der Zeit Vegetarierin, worüber sich die ganze Familie lustig machte. Mischa nannte seine Tante «Gräfin» und begrüßte sie stets mit galantem Handkuss. Als er im Jahr darauf mit dem Moskauer Künstlertheater zur Frühjahrssaison nach Sankt Petersburg kam, stellte er fest, dass sein Vater nicht mehr lange zu leben hatte. Von Natalja war er wegen seines Rückfalls in die Trunksucht schon 1908 aus der Wohnung geworfen worden. Seitdem lebte er in einem Häuschen auf dem Lande mit einem Diener, seinen Hunden und Hühnern. Er litt schwer an Kehlkopfkrebs. Mischa verbrachte jede freie Minute an seinem Totenlager. Obwohl er starke Schmerzen litt, liess Alexander nicht von seinen Scher-

zen, bis im Mai 1913 das Ende kam. Mischa war tief erschüttert. Dieses Erlebnis, so bekannte er später, beeinflusste seine Darstellung des Todes auf der Bühne.⁶

Nach dem Begräbnis seines Vaters kehrte Mischa nach Moskau zurück. Natalja zog ihm mit zwei Dackeln nach. Beide leisteten sich einen Lebensstil, der die Möglichkeiten seiner bescheidenen Theatergage weit überschritt. Vielleicht verbrauchten sie dabei auch den Erlös aus dem Verkauf von Alexanders Häuschen bei Sankt Petersburg. Auf jeden Fall entwickelte Mischa mit wachsendem Erfolg auf der Bühne eine Vorliebe für theatralische Extravaganz. «Ich habe Mischka mehrmals besucht», schrieb Wladimir (Wolodja) Tschechow, ein weiterer Cousin, an seine Mutter, die den letzten Vorkriegssommer in Tschechows Haus in Jalta verbrachte. «Er lebt in einer Vier-Zimmer-Wohnung mit elektrischem Licht in der Nähe der Patriarchen-Teiche. Er hat sich ein neues Klavier gekauft und muss jetzt nicht mehr jeden anpumpen, sondern wirft mit Trinkgeld nur so um sich. Die Wohnung kostet ihn 85 Rubel. Dort thront Natalja Alexandrowna in schwarzer Robe, raucht und blickt finster drein, während Mischa in roten Schuhen, grauer aufgeknöpfter Hose und ohne Jackett müssig auf dem Sofa herumliegt.»⁷

Wolodja, der drei Jahre jünger war, vergötterte Mischa. In dessen Schatten fühlte er sich wie ein armer Verwandter. Auch er hatte den heimlichen Wunsch, Schauspieler zu werden, war sich seines Talents aber nicht sicher. Ausserdem hatten seine Eltern etwas dagegen. Sein Vater, der vierte der fünf Tschechow-Brüder, hatte nicht einmal Mittelschulbildung. Iwan Tschechow, der auf Familienbildern stets mit gepflegtem Bart erscheint und an den jungen Stalin erinnert, war Lehrer in einer Grundschule gewesen. Dort hatte er Wolodjas Mutter, eine hübsche, junge Kollegin mit blondem Haar, kennen gelernt. Aber ihm war keine erfolgreiche Laufbahn vergönnt.

Dieser Zweig der Familie hatte wenig Kontakt zu den Künstler-Verwandten, wahrscheinlich auch deswegen, weil Iwan Tschechow sich

einredete, Schauspieler seien Menschen zweiter Klasse.⁸ Wolodja war Mischa zuvor nie begegnet, weil seine Eltern mit dessen Mutter und Antons verfloßener Geliebter Natalja nichts zu tun haben wollten. Als er an der Moskauer Universitätjura zu studieren begann, bekam er ihn erstmals bei einem von Tante Maschas Familienessen zu Gesicht. Er war hingerissen davon, wie Mischa unablässig spielte, brillant improvisierte und andere Menschen imitierte. Beide dachten sich ganze Szenen aus, die sie dann miteinander vorführten. Für Wolodja muss dieser Kontakt zum Theater den Reiz des Verbotenen gehabt haben.

Nach Tante Maschas Essen verkleideten sich die Cousins mit allen Schals, Tüchern und alten Hüten, die sie nur finden konnten. Selbst der grosse Teppich im Wohnzimmer musste herhalten. Sergej erinnert sich, «wie sich Wolodja, in diesen Teppich eingerollt, über den Fussboden wand, was einen Wal darstellen sollte». Mischa, in ein Laken gehüllt und einen Stab in der Hand, spielte den Propheten Jona, der sich in die Öffnung des Teppichs – das Maul des Fisches – stürzte. Als er an einem anderen Abend die Rolle des Noah zu buchstäblich nahm, machte er schlapp und schlief ein, weil er zu viel getrunken hatte.⁹

Manchen Abend traf Mischa zu Tante Maschas grossem Ärger bereits betrunken bei ihr ein. Sie befürchtete, er könnte in die Fussstapfen seines Vaters treten, und bot ihm 25 Rubel monatlich an, wenn er das Trinken liesse. Er versprach es und nahm das Geld. Tante Mascha war erleichtert. Aber bald stand er wieder schwankend auf ihrer Schwelle und brachte kaum ein klares Wort heraus. Wolodja, der bei ihm war, erklärte mit düsterer Miene, er habe Mischa in diesem Zustand auf der Strasse aufgelesen. Tante Mascha brach in Tränen aus und machte ihm bittere Vorwürfe. Mischa, der das Ganze nur gespielt hatte, weil er sich mit ihr einen Scherz erlauben wollte, war erschrocken, wie heftig sie reagierte. Er fiel vor ihr auf die Knie. «Maschetschka, meine Liebe, beruhige dich», flehte er sie mit nüchterner Stimme an. «Ich hab' doch nur so getan. Verzeih mir bitte.» Tante Mascha war getröstet und erzählte die Geschichte später jedem, der sie hören wollte, um zu demonstrieren, was für ein grosser Schauspie-

ler ihr Neffe sei. Mischas Enthaltbarkeit war allerdings nur von kurzer Dauer.¹⁰

Auch der Beginn des Ersten Weltkriegs im August 1914 tat dem fröhlichen Treiben der Cousins keinen Abbruch. Den Patriotismus der Bürger auf den Strassen ignorierten sie. Selbst als die schreckliche Nachricht eintraf, dass die 1. und die 2. russische Armee in Ostpreussen geschlagen waren, schien sie das wenig zu beeindrucken. Wolodja war jetzt an der Universität im zweiten Studienjahr, und Mischa spielte im Herbst 1914 in Turgenjews *Eine Frau aus der Provinz*. Grossen Erfolg hatte er auch in einer Experimentalversion von Charles Dickens' *Heimchen am Herd*, die das Studio des Moskauer Künstlertheaters herausbrachte.

Stanislawskis «System» verlangte dem Schauspieler einiges ab, aber Mischa spürte, dass er hier viel mehr lernen konnte als am Malytheater von Sankt Petersburg. Der grosse Regisseur überliess es nicht einfach dem Schauspieler, seinen Anweisungen zu folgen. Dieser musste die Rolle buchstäblich neu erschaffen, sich eine eigene Vorstellung von dem Charakter machen, den er verkörperte und dem er Leben einhauchte. Stanislawski wollte nicht, dass ein Schauspieler nur Äusserlichkeiten imitierte. Sein eigenes emotionales Gedächtnis musste zur Schöpfung der Gestalt beitragen, sie für den Darsteller und damit für das Publikum zu etwas Persönlichem, Realem machen. Stanislawski hasste die einstudierten Bühnengesten, die das Theater so künstlich erscheinen liessen.

«Erregung wird dadurch ausgedrückt, dass man sehr rasch auf der Bühne hin und her läuft», schrieb er, «dass man die Hände zittern sieht, wenn ein Brief geöffnet wird, dass der Krug am Glas und das Glas an den Zähnen klirrt, wenn Wasser eingegossen und getrunken wird.»¹¹ Das waren für ihn stumpfsinnige Verkürzungen, Karikaturen menschlichen Verhaltens, aus denen sich die Klischees des Theaters entwickelt hatten. Stanislawski ging es darum, die Gefühle der dargestellten Person mit ganz anderen Mitteln zum Ausdruck zu bringen. Mischa frühstückte oft mit Stanislawski, der ihn plötzlich auffordern konnte,

so zu essen, als sei er in einer besonderen Stimmung, als habe er zum Beispiel gerade den Tod eines Kindes erleben müssen.¹²

Im Winter fuhren die Cousins zum Skilaufen in die Sperlingsberge bei Moskau. Die Schützengräben der Ostfront, in denen Millionen Soldaten der zaristischen Streitkräfte bis zu den Knien in Schlamm und Eis standen, waren für sie gleichsam auf einem anderen Stern. Mischa und seine Mutter fürchteten, er könnte zur Armee einberufen werden, aber bislang spielte das Moskauer Künstler theater, als sei nichts geschehen.

Die jüngeren Mitglieder der Familien Knipper und Tschechow verliessen in zunehmender Zahl Sankt Petersburg, das der Zar als Tribut an den russischen Nationalismus der Kriegszeit in Petrograd umbenannt hatte, und machten sich auf den Weg nach Moskau. Auch Olga sandten die Eltern 1914 dorthin, da sie hier ein Kunststudium aufnehmen sollte. Sie zog in Tante Oljas Wohnung im ersten Stock des Pretschistenski-Boulevards Nr. 23 ein¹³, ein typisches stuck verzier tes Moskauer Haus vom Ende des 19. Jahrhunderts mit italienischen Fenstern in den oberen beiden Etagen. Es steht noch heute am breiten Boulevardring, in dessen Mitte zwischen den Fahrbahnen auf grünem Rasen hohe Pappeln wachsen. Aus Tante Oljas Fenstern blickte man auf diese Bäume und die prächtigen Stadthäuser auf der anderen Seite der Strasse.

Im Jahr darauf traf auch Lew Knipper in Moskau ein, um dort sein Studium fortzusetzen. Tante Olja sah ihren Lieblingsneffen, so oft es ging, und unterstützte ihn in jeder Weise. Seine Schule, die für die damalige Zeit fortschrittlich war, führte Alexander Blocks Stück *Die Rose und das Kreuz* auf, für das Lew die Begleitmusik auswählen durfte.¹⁴ Lew kam mit gemischten Gefühlen aus Petersburg nach Moskau. Ein Jahr zuvor hatte er die schöne Stadt des Nordens liebgewonnen, aber der Krieg begann auch sie zu verändern. In ihrem neuen Tarnkleid gefiel sie ihm nicht mehr. Seine Eltern sprachen bei Tisch ganz offen über die jüngsten politischen Unruhen. Sie waren äusserst besorgt über die Streiks und darüber, wie unflexibel der Zar samt seiner Umgebung auf die heraufziehende Gefahr reagierte.

4.

Mischa und Olga

Ausser den Hang zum Alkohol hatte Mischa von seinem Vater Alexander auch den Drang zur Verführung geerbt, wenngleich glücklicherweise in einer romantischeren Version. «Von frühester Jugend an befand ich mich in einem Zustand permanenter Verliebtheit», schrieb er später.¹

Olga Knipper muss er begegnet sein, als er noch am Malytheater in Sankt Petersburg engagiert war. Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs besuchten zwei oder drei der Tschechow-Cousins das Haus der Knippers in Zarskoje Selo, um Tennis zu spielen, zu schwimmen und zu tanzen. Dabei scheint Mischa die sechs Jahre jüngere Cousine kaum aufgefallen zu sein. Aber als Olga 1914 ihr Kunststudium in Moskau aufnahm, war sie 17 und von hinreissender Schönheit. Zwar hatte sie eine unschuldige Naivität und einen Hang zum Tagträumen noch nicht ganz abgelegt, konnte aber durchaus auch ihren Willen durchdrücken.

Ihr eigener Bericht über diese frühen Jahre ist stark romantisiert. So behauptet sie, als Kind in Zarskoje Selo mit den kleinen Grossfürstinnen aus der Zarenfamilie gespielt zu haben und Rasputin unter Besorgnis erregenden Umständen begegnet zu sein. Sie erwähnt sogar, sie sei bereits mit zwölf Jahren in die Moskauer Kunstakademie aufgenommen worden und habe später bei Backst und Rodin studiert. Dieses zwanghafte Fabulieren könnte durch die herablassende Haltung einer Familie provoziert worden sein, die sie nicht recht ernst nehmen wollte, weil sie so schön war.

Mischa und Wolodja begegneten ihr in der Wohnung ihrer gemein-

samen Tante Olja Knipper-Tschechowa und anlässlich der sonntäglichen Abendessen bei Tante Mascha. In einer der dort nach dem Essen ablaufenden Verkleidungsszenen spielte Mischa im weissen Kittel einen tollpatschigen Arzthelfer in einer Klinik. Er stürzte mit medizinischen Instrumenten und Wasser zu einer «Patientin», der jungen Olga, wobei er ungeschickt alles verschüttete, ständig beschimpft von dem aufgebrauchten Doktor. Mischa und Wolodja suchten sich mit ihrem Spiel gegenseitig zu übertreffen. Beide hatten sich in die schöne Cousine verliebt.

Wie es in einer solchen Liebesgeschichte wohl nicht zu vermeiden ist, stimmen die Berichte nicht überein. Nach Sergej Tschechow folgte Wolodja Mischa zum Frühjahrgastspiel des Jahres 1914 von Moskau nach Sankt Petersburg. Er begegnete Wolodja mit Tennisschläger, in karierten Hosen, weissen Schuhen und mit Strohhut. Wolodja wollte Olga bei einem romantischen Abendspaziergang einen Antrag machen. Doch Mischa, sein bester Freund und angebeteter Heros, bestand darauf, ihm gebühre der Vortritt, weil er drei Jahre älter sei. Wolodja antwortete, in der Liebe könne es keinen Vortritt geben. Mischa wandte ein, er habe bereits eine gesellschaftliche Stellung, während Wolodja als Student einer unsicheren Zukunft entgegen sehe. Der entgegnete, er werde Olga das Versprechen abnehmen, auf ihn zu warten, bis er die Universität beendet habe.

«Dein Vater wird nie zustimmen, dass du sie heiratest!», schrie Mischa beinahe. Darauf antwortete Wolodja nur mit einem Grinsen.

«Was machen wir nun?», fragte Mischa dann schon ruhiger.

«Lass uns eine Münze werfen», schlug Wolodja vor. «Wer das Wappen hat, lässt für immer von Olga ab, ohne nachtragend zu sein.»

Er warf die Münze, und sie fiel mit der Wappenseite nach oben. Die Cousins umarmten einander ohne ein Wort.

All das berichtete Wolodja Tante Mascha, als er sie 1917 auf der Krim besuchte. Mischa äusserte sich zu der ganzen Affäre lediglich mit einer saloppen Bemerkung.² Die einzige andere Version stammt

von Olga selbst. Sie war völlig hingerissen von Mischa, ihrem angeheirateten Cousin, der ein so glänzender Schauspieler zu sein schien, wie sein Onkel ein Schriftsteller war. Olga, die damals zur Moskauer Kunstakademie ging, besuchte so viele Vorstellungen im Studio des Moskauer Künstlertheaters, wie sie nur konnte. Sie half dabei, die Kulissen für *Heimchen am Herd* zu malen, in dem er die Hauptrolle spielte. In ihren Memoiren lässt sie sich dann zu der Behauptung hingerissen, die entscheidende Gelegenheit sei gekommen, als sie beide auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung des Moskauer Künstlertheaters *Hamlet* und *Ophelia* gespielt hätten. In ihrer Version ist alles da – selbst Stanislawski und Tante Olja gratulierten ihr nach der Vorstellung hinter dem Vorhang. Tief bewegt habe sie Mischa anschliessend in die Kulissen gezogen und leidenschaftlich geküsst. Obwohl es sehr unwahrscheinlich klingt, sei sie noch so unwissend gewesen, dass sie glaubte: «Wenn mich solch ein Mann küsst, bekomme ich ein Kind.»

«Jetzt musst du mich aber heiraten, Mischa», stammelte sie.

«Was kann mir Besseres passieren?», lachte er.³

Wie auch immer der Entschluss zur Heirat zustande kam, Mischa und Olga liessen ihm die Tat folgen, ohne jemandem etwas zu sagen. Sie wussten, wenn sie um die Erlaubnis fragten, würde man ihnen diese wegen Olgas Jugend und Mischas Verhältnissen verweigern. Ausserdem wäre Olga sofort nach Zarskoje Selo zurückgeschickt worden.

An einem frühen September morgen des Jahres 1914, der Krieg war gerade ausgebrochen, packte Olga ihren Pass⁴, einen Toilettenbeutel und ein frisches Nachthemd in ein Kofferchen und schlüpfte ungesehen aus Tante Olgas Wohnung am Pretschistenski-Boulevard. Das muss beträchtlichen Mut gekostet haben, selbst wenn man die romantische Stimmung bedenkt, von der das Mädchen getrieben wurde. Sie nahm eine Droschke und fuhr zusammen mit Mischa zu einer kleinen orthodoxen Kirche ausserhalb der Stadt. Mischa erklärte, sie hätten nicht viel Zeit, und händigte dem Popen, einem sehr alten Mann mit

faltigem Gesicht, ihre Pässe aus. Der wollte sich offenbar nicht drängen lassen und schüttelte tadelnd den Kopf. Braut und Bräutigam nahmen flackernde Kerzen in die Hand, und zwei Ortsbewohner, die Mischa engagiert hatte, hielten die Kronen über ihre Köpfe. Dass Olga Protestantin war, scheint kein Problem gewesen zu sein. Nach orthodoxem Brauch war es sicherlich ein kurzes, schlichtes Ritual. Olga behauptete später, Mischa habe trotzdem ständig auf seine Taschenuhr geschaut, weil er rechtzeitig zur Nachmittagsvorstellung zurück sein wollte.

Olga wurde die Tragweite dessen, was sie da getan hatte, erst klar, als sie in Mischas Wohnung kam. Sie setzten sich in sein Schlafzimmer, um aus dem Samowar Tee zu trinken. Das Bett war so schmal, dass sie sich fragte, wo sie dort schlafen sollte. Zwar hatte Sergej Tschechow Mischas Wohnung als geräumig beschrieben, aber Olga, die in grossen Häusern in Tiflis und Zarskoje Selo aufgewachsen war, musste sie äusserst beengt erscheinen. Und sie hatte sie mit Mischas alter Kinderfrau und ihrer Schwiegermutter zu teilen. Die Atmosphäre war offenbar sehr bedrückend. Nebenan lag Natalja in ihrem verdunkelten Schlafzimmer. Als sie erfuhr, dass ihr geliebter Sohn geheiratet hatte, ohne ihr ein Wort zu sagen, war sie von dem Schock zusammengebrochen. An jenem Nachmittag muss selbst dem egozentrischen Mischa klar geworden sein, dass er nach seiner Trauung nicht einfach ins Theater verschwinden und die beiden so gegensätzlichen Frauen seines Lebens allein zurücklassen konnte.

Nur wenige Stunden später erfuhr Tante Olja von der Geschichte. Im Theater trat eine Schauspielerkollegin auf sie zu und gratulierte ihr. Sie fragte nach dem Grund.

«Oh, Ihr Neffe hat doch geheiratet», sagte sie.

«Welcher Neffe?», fragte sie.

«Michail Alexandrowitsch.»

«Wen hat er geheiratet?»

«Ihre Nichte, Olga Konstantinowna.»

Völlig aufgelöst eilte Tante Olja in ihr Haus am Pretschistenski-Boulevard. Da Olga nicht da war, begab sie sich sofort zu Mischas

Wohnung. Olga selbst öffnete ihr. Bei ihrem Anblick schwanden Tante Olja beinahe die Sinne, und Mischa musste ihr herein helfen. Wolodja, der verschmähte Rivale, der bald darauf ebenfalls am Ort des Geschehens auftauchte, beschrieb die Szene später in einem Brief an seine Mutter so: «Du kannst dir nicht vorstellen, was sich da abspielte. [Tante Olja] wollte Mischa eine Tracht Prügel verabreichen, überlegte es sich dann aber anders. Sie war einer Ohnmacht nahe und schluchzte bitterlich. Im Nebenzimmer hatte [Olga] einen hysterischen Anfall. Im dritten Raum lag Natalja Alexandrowna bewusstlos auf ihrem Bett. Der Skandal war ungeheuer und hält immer noch an. Ich kann mir nicht vorstellen, wie das alles enden soll. Tante Olja hat ein Telegramm nach Sankt Petersburg geschickt, und wahrscheinlich werden Olgas Eltern morgen eintreffen. Wie schrecklich das alles ist! Boris [Wolodjas Freund] und ich haben uns geschworen, nie zu heiraten.»⁵

Tante Olja kehrte völlig verzweifelt nach Hause zurück. Noch am selben Abend schickte sie einen Boten aus, der Olga überreden sollte, zu ihr zurückzukehren. In den frühen Morgenstunden des nächsten Tages versuchte Onkel Wladimir, der Opernsänger, noch einmal sein Glück bei der Jungvermählten. Von Mischa, der von dem Skandal erschreckt war, den sie ausgelöst hatten, konnte sie kaum Unterstützung erwarten. Der junge, egozentrische Mime empfand für sich selbst mehr Mitleid als seine 17-jährige Frau.

«Ich habe zu ihr [Olga] gesagt, sie soll selbst entscheiden», schrieb er an Tante Mascha. «Sie ist zu ihrer Tante gegangen, um sie zu beruhigen. Ich habe beschlossen, ihr [Olga] zu erlauben, dass sie zusammen mit ihrer Mutter nach Sankt Petersburg fährt, um ihrem Vater die Sache beizubringen. Nun einige Worte zu mir selbst. Ich bin in einem Zustand, dass ich nicht zusammenhängend schreiben kann. Von den Demütigungen und Sorgen, die ich ertragen muss, will ich gar nicht sprechen. Wahrscheinlich habe ich noch mehr davon zu erwarten.»⁶

Tante Olja hatte inzwischen ihrer Schwägerin Lulu Knipper ein Te-

legramm geschickt: «Komme sofort – wegen Olly.» Daraufhin stieg Olgas Mutter in den Zug nach Moskau und traf am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe ein. Offenbar wollte sie vor allem herausfinden, ob Olga geheiratet hatte, weil sie schwanger war. Die versicherte ihr, das sei nicht der Fall.⁷

«Na, Gott sei Dank, das ist ja noch das geringere Übel», sagte sie nur.⁸

Die Reise mit dem Schlafwagen zurück nach Petrograd dauerte 13 Stunden. Als sie Zarskoje Selo erreichten, ordnete die Mutter an, Olga möge sich ins Bett legen und dort bleiben. Wenn der Vater abends vom Ministerium heimkomme, werde er annehmen, sie sei krank. Olga leistete keinen Widerstand. Sie blieb zwei Tage im Bett und «heulte wie ein Schlosshund».⁹

Die Mutter machte ihr unter vier Augen ihren Standpunkt gründlich klar. Sie und Mischa seien nun verheiratet, daran sei nichts zu ändern. Sie sollte jedoch nicht noch eine zweite Dummheit machen und ein Kind bekommen, bevor beide sich besser kennen gelernt hätten. In ihrem Zimmer hatte sich Olga inzwischen überlegt, wie sie ihre Lage ausnutzen konnte. «Ich werde mir das Leben nehmen, wenn ich nicht zu Mischa zurück darf!», erklärte sie.¹⁰ Selbst ihr Vater musste bei allem Arger zur Kenntnis nehmen, dass die Eheschliessung rechtskräftig war und nur von einem Konsistorium der Kirche wieder annulliert werden konnte.¹¹ Um das Pathos zu steigern, berichtete Olga in ihren Memoiren, wie sie schliesslich nach Moskau zurückkehren durfte, aber auf Beharren ihres Vaters ohne jeden Schmuck, nur mit ihren Kleidern.

Mischa und seine Mutter holten sie vom Bahnhof ab. Unterwegs in der Droschke wurde kein Wort gesprochen – eine wenig romantische Rückkehr. Allerdings muss sich ihre Beziehung zueinander in jenem Winter verbessert haben. Auch mit Mischas Karriere ging es voran. Als er im Jahr darauf mit dem Moskauer Künstlertheater zur üblichen Gastspielsaison nach Petrograd kam, scheint das junge Paar von den Eltern voll akzeptiert worden zu sein. «Wir sind schon eine Woche

lang in Petrograd», schrieb Olga an Tante Mascha in Jalta. «Mischa hat drei Vorstellungen gegeben. Sein Erfolg ist unglaublich. Aber das weißt du vielleicht schon aus den Zeitungen. Wir wohnen bei meinen Eltern. Papa behandelt Mischa sehr, sehr gut. Sie haben Frieden geschlossen.»¹²

«Schöne Mascha», schrieb Mischa zur selben Zeit an seine Tante. «Erlaube deinem genialen Neffen, dich zu grüssen und dir zu berichten, dass er hier in Olgas Familie wunderbar aufgenommen worden ist... Heute kommen sie alle in die Vorstellung des *Heimchens*. Ich sehne mich nach Mama, und wenn es bei ihrer [Olgas] Familie nicht so schön wäre, wäre ich schon längst an Heimweh eingegangen. Ich warte auf deine verehrte Antwort. Graf Michail Tschechow.»¹³

Ein anderes Familienmitglied berichtete: «Ich war zum Familienessen bei ihren [Olgas] Eltern. Es überraschte mich sehr, Mischa in Jackett und Kragen zu sehen, wenn es auch nur ein weicher war. Sie [Olga] und er sassen bei Tische nebeneinander, küsstes sich dauernd und schoben einander die besten Bissen zu.»¹⁴

Die Idylle sollte aber nicht von langer Dauer sein. Im Frühsommer kehrten sie nach Moskau zurück. Mischa meinte, Olga werde sich schon an seine Wohnung gewöhnen. Da sie diese aber mit einer unter Schlaflosigkeit leidenden Schwiegermutter zu teilen hatte, die sie überdies noch hasste, konnte sie nur schwer verheimlichen, wie unglücklich sie war. Jede Mahlzeit wurde für sie zur Tortur. Olga zog sich dann unter einem Vorwand so rasch wie möglich in ihr Zimmer zurück. Nur die Amme Maria, die offenbar «zwei linke Hände hatte», war nett zu ihr. Natalja behandelte die alte Frau «wie eine Sklavin», schrie sie an und rief nach ihr, wenn sie nachts nicht einschlafen konnte.¹⁵

Wie fast jeder russische Intellektuelle wollte Mischa die Einberufung zum Kriegsdienst umgehen. Später schrieb er, dass «das Warten auf den Musterungsbescheid eine Qual» für ihn gewesen sei. Er bekennt, dass er total in Panik geriet, als er sich zur Einberufungsstelle im Zen-

trum von Moskau begab. Seine Ängste hatte er einem älteren Mitglied der Theatertruppe anvertraut, das ihn begleitete, um ihm moralischen Beistand zu leisten. Mischa erstarrte, als er von den Unteroffizieren angebrüllt und umhergescheucht wurde. Sie befahlen den jungen Männern, sich in dem Schmutz und der Kälte des Gebäudes zu entkleiden. Die Prozedur dauerte Stunden um Stunden, und all das, wie es schien, ohne Sinn und Zweck. Verwandte lugten ängstlich durch die Fenster, um herauszufinden, was sich drinnen abspielte. Nackt standen die Einberufenen noch einige Stunden herum. Ein erschöpfter Arzt hörte schliesslich Mischas Brust und Rücken mit dem Stethoskop ab und rief dann: «Drei Monate!» Mischa schwand vor Freude fast die Sinne. Da man seinen Gesundheitszustand nicht zufriedenstellend fand, gewährte man ihm einen Nachtermin. Das Urteil war noch einmal aufgeschoben. Eine weitere Stunde lang suchte er seine Kleider zusammen. Als er das Haus verliess, war er tief gerührt, als er sah, dass sein Kollege den ganzen Tag im Regen ausgeharrt hatte, um sich zu vergewissern, was mit ihm geschah.¹⁶

Olgas Bruder Lew dagegen lief im Alter von 17 Jahren aus seiner Schule davon, um sich freiwillig zur Armee zu melden. Später nannte er dies eine «Anwandlung von falschem Patriotismus».¹⁷ Die Behörden schickten ihn wieder zurück, weil er zunächst seine Ausbildung beenden sollte. Darüber war er frustriert, erkannte jedoch bald, dass es zu seinem Besten war. Er brachte es bis zur Technischen Hochschule in Moskau, wo er einer Reserveeinheit zugeteilt wurde. Er hatte mit dieser gerade erst die Front erreicht, als man ihn als Offiziersanwärter an eine Artillerieschule in Orjol abkommandierte. Diese beendet er, als die russische Revolution jene Welt zerstörte, in welcher sie alle miteinander aufgewachsen waren.

5.

Der Anfang einer Revolution

Dass das russische Theater unbeeindruckt von den Schrecken des Ersten Weltkriegs weiterbestehen konnte, nimmt sich im Rückblick einigermassen verwirrend aus. Aber in den Briefen und persönlichen Berichten seiner Protagonisten kommen die Ereignisse, die das Land bis in seine Grundfesten erschütterten, kaum vor. Die «patriotischen Stücke» des «theatralischen Pappkriegs» aus der Anfangsphase stiessen bei ihnen nur auf Verachtung. Unbeirrt setzte diese Welt ihr Eigenleben fort.

Stanislawski bekannte später einmal: «Tendenz und Kunst sind unvereinbar, sie schliessen einander aus.»¹ Die Niederlage der russischen Armeen in Mittel- und Südpolen im Sommer 1915 waren Geschehnisse wie von einem anderen Stern. Selbst die Knippers, die Deutschland und der Musik am engsten verbunden waren, erwähnen die anti-deutschen Ausschreitungen vom Juni 1915 in Moskau nicht, als Bechstein-Flügel aus den Häusern geworfen und in Brand gesteckt wurden.

Derartige Vorkommnisse demonstrierten vor allem den Hass auf die Zarin, «die Deutsche». Zusammen mit Ministern, die deutsch klingende Namen trugen, galt sie als der Beweis dafür, dass der Feind im eigenen Land sass. Gerüchte wollten wissen, sie habe einen direkten Draht nach Berlin, über den sie die Pläne des russischen Oberkommandos preisgab. Ihr Verrat, so hiess es, sei die Ursache dafür, dass so viele russische Soldaten umsonst leiden müssten. Die wachsende Überzeugung, dass sich hinter der Unfähigkeit des Zarenregimes Korruption und Verrat verbargen, focht Mischa und seine Freunde vom

Theater nicht an. Die Welt der Bohème verachtete Politik und Politiker ebenso wie militärischen Patriotismus und sinnlosen Opfermut. Einige, darunter Wsewolod Meyerhold, agitierten leidenschaftlich für die Revolution. Selbst Konstantin Stanislawski, der aus einer reichen Händlerfamilie stammte, sehnte «die wunderbare Befreiung Russlands» herbei.² Er war überzeugt, diese werde eine neue Ara künstlerischer Freiheit und Aufklärung einläuten. Dabei über sah er völlig, dass sein Familienunternehmen, mit dem er das Moskauer Künstlertheater finanzierte, enteignet werden konnte.

Neben den Offizieren der alten Schule waren die glühendsten Anhänger des Krieges gegen Deutschland vor allem unter deren Verwandten zu finden, den jungen Frauen des Adels und des gehobenen Mittelstands, die sich freiwillig zu Hilfeleistungen für die Massen leidender Soldaten meldeten – der Amputierten, der Erblindeten, der Erfrorenen und von Bombenneurose Betroffenen. Viele der wohlherzogen jungen Damen sahen in diesem Dienst weit mehr als eine Pflicht. Er war für sie gleichsam ein spirituelles Erlebnis, eine Huldigung an Christus, der die Füße der Armen wusch. Die Zarin liess sich ein eigenes kleines Lazarett einrichten, in dem sich auch ihre Töchter, die jungen Grossfürstinnen, als Samariterinnen betätigten. Aber die Patienten dafür scheinen nicht wegen der Schwere ihrer Verletzungen ausgewählt worden zu sein, was darauf hindeutet, dass es sich um ein Petit Trianon [das kleine Lustschloss von Versailles] der Medizin gehandelt haben könnte.

Die meist vom Land stammenden Soldaten, die von diesen Frauen mit ernster Miene betreut wurden, hatten die von den Mittelschichten anfangs zur Schau getragene Begeisterung für diesen Krieg nie geteilt. Sie wussten, dass vor allem die Bauernschaft als Kanonenfutter erhalten musste. In den Dörfern hatte man die Söhne mit den bei Beerdigungen üblichen traditionellen Klagegesängen an die Front verabschiedet, weil keiner glaubte, sie je lebend wieder zu sehen. Und die Tatsache, dass sie in der Regel von jungen Gutsherren kommandiert wurden, die ihnen in den letzten Jahren das Land abgenommen hatten,

um von den steigenden Getreidepreisen zu profitieren, trug nicht gerade zu einem guten Verhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften bei. Letztere sahen sich nach wie vor wie Leibeigene behandelt.

Der Krieg hielt eine Gruppe Schauspieler des Moskauer Künstlertheaters, darunter Stanislawski, Olga Knipper-Tschechowa und der grosse Mime Wassili Katschalow, nicht davon ab, im späten Frühjahr 1916 eine Tournee durch Südrussland zu unternehmen. Als sie beendet war, erholte man sich im kaukasischen Badeort Jessentuki, den Stanislawski von früheren Besuchen her kannte. Die Truppe genoss die Ausfahrten in die Steppe und andere Zerstreuungen, nur Stanislawski fand keine Ruhe. Er hatte Streit mit Nemirowitsch-Dantschenko über die Art und Weise, wie das Theater künftig geführt werden sollte.

Mischa war nicht mitgefahren. «Ich hoffe, du bist mir nicht böse, weil ich so lange nichts habe hören lassen», schrieb er in jenem Sommer aus Moskau an Tante Mascha. «Es ist schön, einmal gar nichts zu tun. Wir sind alle drei in der Stadt, und es herrscht Frieden zwischen uns. Meine kleine Kapsel [damit meinte er Olga, die inzwischen schwanger war] fühlt sich nicht sehr wohl dabei, mit Mama in der Stadt beisammen zu hocken. Sie träumt davon, durch Felder und Wälder zu streifen. Aber was kann ich tun? Sie hätte mich nicht heiraten sollen, stattdessen vielleicht besser Wolodja. Aber sie wollte lieber den Ruhm mit mir teilen, als die Frau eines Richters in der Provinz werden.»³

Für die hochschwangere Olga war das Verhältnis zu Mischas dominanter Mutter in der kleinen Wohnung inzwischen unerträglich geworden. Zu allem Überfluss hatte Mischa wieder zu trinken begonnen. Er goss sich Wodka ins Bier, um «Tiefenwirkung» zu erzielen, behauptete, er sei «ein echter Russe», und soff bis zum Umfallen. Nachts fuhr er zuweilen aus dem Schlaf empor und schrie: «Papier! Feder! – Schreib, Olinka! Schreib! Ich habe grandiose Gedanken!»⁴

Wie aus dem zuvor erwähnten Brief an Tante Mascha hervorgeht, lag Mischa im Streit mit seinem Cousin Wolodja, der ihm vorwarf,

Olga schlecht zu behandeln. «Liebe Mascha», schrieb er an seine Tante, «ich liebe dich, aber bitte halte dir diesen schlimmen Parasiten Wolodja vom Leib. Ich weiss, dass er in deinem Haus in Jalta sitzt und an Mädchen in Moskau schreibt, du würdest seine Heirat arrangieren. Er kann schreiben, was er will, aber mir tun die Mädchen Leid, und auch deine Ehre bedeutet mir etwas.»⁵ Dem Brief sind drei Zeichnungen beigelegt: ein Selbstporträt mit dem Titel «Ich», eine Sonne mit dicken Strahlen, beschriftet mit «Du», und ein Misthaufen, den Fliegen umkreisen, mit der Bildunterschrift «Wolodja».

Olga behauptete später, sie habe versucht, die Schwangerschaft mit heissen Bädern zu unterbrechen. Als sie Mischa mitteilte, dass sie ein Kind erwarte, habe er sie nur schweigend angesehen, die Schultern gezuckt und die Wohnung verlassen. Ihre Ehe war eine Farce, das wusste sie nun. Als sie von einem ihrer Spaziergänge zurückkam, fand sie die Tür zu ihrem Schlafzimmer verschlossen. Sie hörte ein Klackern: Mischa hatte wieder einen seiner Theaterflirts mit nach Hause gebracht.

Da der Sommer in Moskau immer unerträglicher wurde, suchte Mischa schliesslich eine Datscha. Olga beschreibt sie als «eines jener kleinen, recht primitiven Häuschen, die man nur für einen kurzen Aufenthalt mietet».⁶ Sie zerstreute sich mit Malen, während Mischa, wenn er einmal nüchtern war, mit mehreren Freundinnen in der Nähe Tennis spielte. Eine von ihnen sollte später seine zweite Frau werden. Im August rückte der Entbindungstermin näher, und Olga fuhr nach Moskau zurück. Sie war kaum 18 Jahre alt, als ihr Kind, ein Mädchen, am 9. September 1916 das Licht der Welt erblickte. Sie taufte es Olga, aber in dieser Familie der Namenskonfusionen rief man sie stets nur Ada.

Kurz nach der Geburt erlitt Olga einen Nervenzusammenbruch. Möglicherweise war es eine Art postnataler Depression, die durch den Zustand ihrer Ehe noch verschlimmert wurde. In einer anderen Quelle heisst es, sie sei an Meningitis erkrankt.⁷ Was sich in jenem Jahr und im Jahr darauf abspielte, sollte ihre romantischen Illusionen endgültig

zerstören. Mischa zeigte keinerlei Interesse an ihrer Tochter und begann noch schlimmer zu trinken. Olga war lange wie ein kleines Mädchen behandelt worden, aber nun stellte sie fest, dass der Mann, den sie so vergöttert hatte, nichts anderes war als ein verwöhntes Mutter-söhnchen, welches grosses Talent er auch immer besitzen mochte. Sie musste ihre Situation neu überdenken. Gefesselt an einen Trinker, der sich selbst zerstörte, spürte sie die Last der Verantwortung für ihre Tochter umso mehr. Aber nicht nur ihre Ehe war gescheitert. Ganz Russland und das unbeschwertere Leben, das sie seit ihrer Kindheit geführt hatte, gingen zugrunde, als die Fronten zusammenbrachen und in den Strassen immer häufiger von Revolution die Rede war.

Der Winter 1916, im dritten Kriegsjahr, war der schwerste von allen. Im Hinterland wurden die Lebensmittel knapp, und an der Front froren die Soldaten in den Schützengräben. Die Offiziere teilten ihr Los nicht. Sie lebten in beschlagnahmten Häusern hinter der Front. Inzwischen konnte sich der Zar auf die in Petrograd stationierten grossen Truppenverbände immer weniger verlassen. Nur ein paar der Kommandeure waren Berufsoffiziere. Bei den meisten handelte es sich um erst kurz zuvor eingezogene Zivilisten, von denen viele mit der Forderung der Soldaten sympathisierten, dem Krieg so rasch wie möglich ein Ende zu setzen. Diese Stimmung erfasste selbst die dem Zaren direkt unterstellten Regimenter.

Je grösser die Krise, desto halsstarriger wurde Nikolaus II. Kein Politiker konnte ihn überzeugen, den Weg für Reformen zu ebnen, um seinen Thron zu retten. Wieder einmal zeigte sich, dass die russische Nation kulturell tief gespalten war. Die Masse des Volkes, besonders auf dem Lande, wurde sich ihrer russischen Identität zunehmend bewusst und sah darin einen scharfen Kontrast zu dem, was sie als ausländische Vergiftung des Hofes empfand. Dabei war dieser glücklose Zar, gelähmt von einer besessenen Frau und seiner eigenen auf Schwäche beruhenden Sturheit, der glühendste Slawophile in der Dynastie der Romanows seit Menschengedenken. Mit dem importierten neo-

klassizistischen Stil der Hauptstadt Peters des Grossen hatte er sich nie anfreunden können. Die Zwiebeltürme der Kirchen und die dicken Ziegelmauern Moskaus waren ihm stets lieber gewesen.

Die Reichen und Hochgeborenen stürzten sich in einen letzten verzweifelten Reigen privater Vergnügungen. Sie leerten ihre Champagnervorräte, gaben auf dem Schwarzmarkt Riesensummen für Kaviar, Stör und andere Delikatessen aus Friedenszeiten aus, veranstalteten aufwändige Feste, betrogen ihre Frauen und Männer und verspielten ganze Vermögen. In diesem Petrograder *danse macabre* kam nach dem lateinamerikanischen Tango auch Kokain in Mode. Ausländische Diplomaten waren angesichts dieses luxuriösen Lebensstils schockiert, und mehr noch über die Schamlosigkeit, mit der diese Gesellschaftsschicht ihrer Vergnügungssucht frönte.⁸

Der allgemeine Verfall ging bereits weit über die reichen Nichtstuer hinaus. Stanislawski zufolge machte er auch um das Moskauer Künstler theater keinen Bogen. «Das ethische Niveau des Theaters ist sehr gesunken», schrieb er aus Jessentuki an Nemirowitsch-Dantschenko. «Nirgendwo wird mehr getrunken als in unserem Theater, nirgendwo gibt es so viel Eitelkeit und Arroganz gegenüber anderen Menschen, solche unverschämten Ausbrüche.»⁹

6.

Das Ende einer Ehe

Auf Drängen von Tante Olja setzte sich Stanislawski Ende 1916 noch einmal dafür ein, Mischa Tschechow vor der Einberufung zu bewahren. Jetzt ging es allerdings nicht mehr um ein ungerechtfertigtes Privileg. Bald nach der Geburt seines Kindes, das er nicht anerkennen wollte, erlitt Mischa einen Nervenzusammenbruch. Wie sein Vater war er unfähig, für sich selbst Verantwortung zu übernehmen, von der Verantwortung für eine eigene Familie ganz zu schweigen. Den emotionalen Anforderungen, die eine eifersüchtige Mutter und eine unglückliche junge Ehefrau an ihn stellten, war er nicht gewachsen. Man kann sich kaum vorstellen, dass eine Frau diesem von seinen Gefühlen beherrschten Egomane gerecht werden konnte.

«Sie war in der geordneten Atmosphäre einer deutschen Familie aufgewachsen», schrieb Sergej Tschechow, «und konnte mit dieser grossen Seele nicht Schritt halten, der die Bedingungen, unter denen sie lebte, gleichgültig waren. Sie erfasste nur die oberflächlichen Erscheinungen des Lebens. Seine philosophische Tiefe war ihr fremd. Ich glaube, er hat ihr seine geistige Welt nie geöffnet, und sie hielt ihn manchmal einfach für geistig krank. Auch das Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter verschlechterte sich mehr und mehr.»¹ Diese Erklärung ist zwar im Wesentlichen zutreffend, lässt aber jedes Mitgefühl für Olja vermissen und führt daher in gewissem Sinne in die Irre. Mischa war damals in der Tat Wahnsinn und Selbstmord nahe, wie er viel später selbst bekannte. «In meiner Schreibtischschublade lag ein geladener Browning, und es fiel mir schwer, der Versuchung zu wi-

derstehen», schrieb er in seinen Erinnerungen.² Von einer 18-Jährigen, besonders wenn sie wie Olga wohlbehüteten Verhältnissen entstammte, konnte man wohl kaum erwarten, dass sie mit Mischa und seiner halb dementen Mutter zurechtkam.

Man fragt sich auch, wie sie diese Zeit akuter Lebensmittelknappheit überlebten. Mischas alte Amme Maria musste für sie Schlange stehen, während Olga sich um das Töchterchen kümmerte und Natalja in ihrem Zimmer sass. Mischa nutzte den Schwarzmarkt nur, um sich Wodka zu besorgen, der vom Zaren auf der Woge des Patriotismus zu Kriegsbeginn verboten worden war. Und in der Tat waren die Hungerrevolten der Jahre 1915 und 1916 zum Teil darauf zurückzuführen, dass die Bauern das Getreide nicht verkauften, sondern viel profitabler zu *Samogon*, selbst gebranntem «Mondschein»-Wodka, verarbeiteten. Als die Regierung gegenüber der Dorfbevölkerung härtere Saiten aufzog, um die Lebensmittelversorgung zu sichern, hielten die Bauern ihr Getreide noch hartnäckiger zurück oder verfütterten es an das Vieh. Die Preise schnellten in die Höhe, und die Regale der Lebensmittelläden in den Städten leerten sich zusehends. Wenn man Brot haben wollte, musste man nun über Nacht vor einer Bäckerei ausharren. Dort aber blühten die Gerüchte und politischen Debatten.³

Olgas jüngerer Bruder Lew Knipper war inzwischen Offiziersanwärter an einer Artillerieschule. Im Frühjahr 1917 absolvierte er sie als Fähnrich der Artillerie. Wie bei so vielen anderen Soldaten wurde sein Schicksal im späteren Bürgerkrieg vor allem durch die Situation bestimmt, in der er sich gerade befand, als dieser ausbrach.⁴

Lews und Olgas Eltern empfanden es inzwischen als Glück, dass sie in Zarskoje Selo und nicht in der Stadt Petrograd wohnten. Zwar nahm sich das spontane Chaos der Februarrevolution, welche die Romanow-Dynastie zu Fall brachte, zunächst beinahe harmlos aus, aber schon wenige Tage später zeigte es seine hässliche Seite. Geschäfte

und Bürgerhäuser wurden von Banditen geplündert, die vor allem nach Alkohol suchten. Sie fielen ungestraft über Frauen und Mädchen her, denn die Polizisten, die noch nicht gelyncht waren, mussten sich verstecken und versuchen, aus der Stadt zu entkommen. Wer sich in Schlips und Kragen auf die Strasse traute, wurde beraubt, nur weil man ihn als Bourgeois ansah. Der Schriftsteller Maxim Gorki sagte der Revolution «einen sicheren, unserer asiatischen Barbarei würdigen Untergang» voraus.⁵ Viele erinnerten sich auch an Puschkins Worte, der Erhebungen in Russland sinn- und erbarmungslos nannte.

Der endgültige Sturz der Romanow-Dynastie erfolgte am 3. März, als Grossfürst Michail, der die Nachfolge des Zaren antreten sollte, seine Abdankung erklärte. Die Nachricht löste in den Strassen von Petrograd und Moskau wilden Jubel aus. Rote Fahnen wurden geschwenkt und aus den Fenstern gehängt. Die Menge sang eine russische Version der «Marseillaise», die Eisenbahner liessen ihre Lokomotiven pfeifen und die Industriearbeiter die Fabriksirenen heulen. Kein Unternehmer oder Vorarbeiter wagte es, dagegen einzuschreiten. Mancherorts wurde das Anbrechen einer neuen Zeit mit Glockengeläut begrüsst, gleichgültig ob der örtliche Pope nun zustimmte oder nicht. In Moskau brachte man das riesige Standbild von Zar Alexander III. unter Verwendung von Dynamit und Seilen zu Fall. Man konnte glauben, die Liliputaner hätten endlich die Oberhand gewonnen. Zum Schrecken der zaristischen Offiziere tauchten auch an der Front und auf den Kriegsschiffen rote Fahnen auf. Bei Aufmärschen spielten Militärkapellen die «Marseillaise».

Dieser plötzliche Zusammenbruch der Autokratie kam für Berufsrevolutionäre wie Lenin und Trotzki völlig überraschend. Zu ihrer Bestürzung waren sie vom Schauplatz des Geschehens weit entfernt. Aber wie sich dann herausstellte, hatten sie trotzdem nichts verpasst. Die Führer der Provisorischen Regierung, die entweder – wie Fürst Lwow – aus gut gemeinter liberaler Naivität oder – wie sein Nachfolger Alexander Kerenski – aus theatralischer Eitelkeit handelten, waren

leicht auszumanövrieren. Die neue Freiheit bot den zu allem entschlossenen Leninisten ihren entblösten Hals dar.

Kerenski war Anwalt. Von niedrigem Wuchs, mit hervorquellenden Augen und einer Hakennase wirkte er wie ein intelligenter Frosch. Mit donnernder Rhetorik und emotionalen Ausbrüchen gelang es ihm jedoch, grosse Menschenmengen zu beherrschen. (Olga Tschechowa bemerkte dazu: «Ich sah später, wenn ich Dr. Goebbels sprechen hörte, immer Kerenski vor mir.»⁶) Kerenski vermochte viele hochgebildete Menschen, darunter Stanislawski und Nemirowitsch-Dantschenko, davon zu überzeugen, dass er ein politisches Genie sei, ein Napoleon, der die Exzesse der Revolution unter Kontrolle bringen und Gerechtigkeit gegen jedermann üben werde. Aber historische Parallelen können in Zeiten von Revolution und Krieg sehr irreführend sein. Der Balanceakt, einerseits die Bourgeoisie und die westlichen Verbündeten Russlands zu beruhigen, andererseits die Ungeduld der Arbeiter und Bauern zu zügeln, die das Land und die Fabriken übernehmen wollten, hätte die Glaubwürdigkeit auch der grössten Führungspersonlichkeit auf eine harte Probe gestellt.

Stanislawskis Familienunternehmen, die Alexejew-Werke, wurde von den Arbeitern besetzt. Auch sein Haus war dahin, wie er einem Freund freimütig gestand.⁷ Mit dem flexiblen Begriff «revolutionäre Enteignung» schwand jede Achtung vor dem Privateigentum. Stanislawski hatte jetzt nur noch sein Gehalt, das er vom Moskauer Künstlertheater bezog. Damit konnte er dieses nicht mehr wie früher subventionieren. Das tat jedoch seiner Begeisterung für die neue Welt der Freiheit keinen Abbruch. Er war sicher, dass diese nicht nur gerechter, sondern auch schöner sein werde. Zugleich gab er offen zu, ein politischer Analphabet zu sein.

Wenn Kerenski auch kein Napoleon war, so liessen sich die Parallelen zur Französischen Revolution wohl nur schwerlich übersehen. Skurrile, häufig pornografische Pamphlete kamen in Umlauf, welche die sexuellen Ausschweifungen bei Hofe in allen Einzelheiten beschrie-

ben – ein interessantes Beispiel für Lüsterheit in patriotischem Gewand. Besonders der Zarin, «der Deutschen», warf man vor, es mit Rasputin toll getrieben zu haben, so wie sich Marie Antoinette, «die Österreicherin», seinerzeit angeblich mit der Prinzessin de Lamballe eingelassen hatte.

Viel gravierender aber war, dass – ähnlich wie 1789 und in jeder weiteren Revolution – Recht und Ordnung auf der Stelle zusammenbrachen. Verdächtige, insbesondere wenn sie wohlhabend waren, konnten ohne Gerichtsverfahren hingerichtet werden. Überall schossen Bürgermilizen wie Pilze aus dem Boden, besonders die Roten Garden, junge Arbeiter mit erbeuteten Gewehren, die bereit waren, ihre Fabriken vor «Sabotage» durch die Eigentümer zu schützen. Sie waren der Prototyp für die bewaffneten Einheiten der Bolschewiken, die gegen Ende des Jahres entstanden.

Am 18. Juni skandierte eine Demonstration von 400'000 Menschen in Petrograd: «Alle Macht den Sowjets!» Diese Losung stammte von den Bolschewiken, obwohl das viele gar nicht wussten. Die Streiks nahmen kein Ende, und die Forderungen der Arbeiter verschärfen sich zusehends. Es gab so viele politische Versammlungen, dass die Produktion immer mehr verfiel. Die neue Haltung griff auch auf die Front über, wo sich die Soldaten ganz im Sinne der Forderungen der Industriearbeiter weigerten, mehr als acht Stunden täglich Dienst zu tun. Schlimmer waren die Revolten, die rapide um sich griffen und in der brutalen Ermordung von Offizieren gipfelten. Die Militärbehörden wagten es nicht mehr, Kriegsgerichte in Aktion treten zu lassen.

Die technische Seite der Staatsverwaltung war bis dahin von den Ereignissen weniger betroffen gewesen. Olgas Vater Konstantin Knipper konnte froh sein, dass er gleichzeitig Beamter und Eisenbahningenieur war. Seine Kenntnisse wurden nach wie vor gebraucht. Wäre er allerdings ein Minister des Zaren gewesen, wie Olga in ihren Memoiren später behauptete, so hätte er diese Zeit wohl kaum überlebt.

Die letzte Vorstellung des Moskauer Künstlertheaters, bevor die Bolschewiken in der Stadt die Macht übernahmen, war ein besonderes Gastspiel mit dem *Kirschgarten* im Theater des Rates der Arbeiterdeputierten. Stanislawski erinnert sich, dass «stumme Menschenmengen unterwegs waren», dass «geheimnisvolle Vorbereitungen» stattfanden und «Militäreinheiten zum Kreml marschierten ... Die Stimmung zu beiden Seiten der Rampe war unruhig. Wir Schauspieler standen in Maske und Kostüm hinter dem Vorhang und lauschten dem Raunen in der gespannten Atmosphäre des Zuschauerraums.» Sie waren sich nicht sicher, wie das Arbeiterpublikum in einer solchen Situation den *Kirschgarten* aufnehmen würde. «Sie lassen uns nicht zu Ende spielen», meinte mancher. «Sie jagen uns von der Bühne.»

In seinem nicht völlig überzeugenden Bericht von den Vorgängen dieses Abends erklärt Stanislawski den Erfolg der Aufführung so: «Das Lyrische Tschechows, die Schönheit der russischen Poesie bei der Schilderung eines absterbenden russischen Gutes... verfehlten auch diesmal ihre Wirkung nicht... Man hatte den Eindruck, als wollten sich die Zuschauer in der Atmosphäre der Poesie ausruhen und für immer vom alten Leben Abschied nehmen, das Opfer zu seiner Läuterung forderte.» Auf den Klang der Axt, die am Ende des Stücks einen Kirschbaum fällt, folgte jedoch Gewehrfeuer. Als die Zuschauer aus dem Theater strömten, wurden bereits verletzte Revolutionäre und Schaulustige abtransportiert. Kurz darauf sandte das Künstlertheater eine Grussbotschaft an den Moskauer Stadtsowjet, in der es die Frage stellte, wie es jetzt dem Volk am besten dienen könne. Die Antwort lautete, es solle so rasch wie möglich seinen Betrieb wieder aufnehmen.⁸

Dem Aufstand der Bolschewiken wurde in Moskau heftigerer Widerstand entgegengesetzt als in Petrograd. Das Stadtzentrum litt stark unter den Kämpfen, die zehn Tage lang tobten. Granaten schlugen in die Basilius-Kathedrale ein. Das Durcheinander trieb Mischa zur Hysterie, aber andere Mitglieder der Grossfamilie waren stärker gefährdet. Der Opernsänger Wladimir Knipper, der am Arbat Nr. 51 wohnte,

wurde von Offizieren ergriffen, die sich der Machtübernahme durch die Bolschewiken widersetzen, als ein Bewohner seines Hauses den Verstand verlor und im obersten Geschoss die Lampen in den Zimmern ein- und ausknipste. Man glaubte, er sende damit Signale an den Feind. Ein betrunkenener Stabshauptmann hielt Wladimir seine Pistole an die Schläfe: «Die Bolschewiken zerstören unsere Stadt, und ihr Hundesöhne helft ihnen. Ich bring' dich um!» Als ein anderer Offizier ihm ins Ohr raunte, dies sei Olga Knipper-Tschechowas Bruder, liess er von ihm ab.⁹

Eine wirkliche Tragödie ereilte die Familie kaum einen Monat später am 13. Dezember 1917. Wolodja Tschechow, Mischas Cousin und früherer Rivale, brachte irgendwie Mischas Browning an sich und schoss sich eine Kugel in den Kopf.

Am Vorabend der Beerdigung begegnete Mischa seinem Onkel Iwan Tschechow, Wolodjas Vater. Stumm und unbewegt stand er da. Die Nase wirkte spitz. Der Anzug hing an ihm, als gehöre er ihm nicht, und die Hosenfalten standen unten auf, dass er aussah «wie eine am Boden festgenagelte Holzfigur». Wolodjas Mutter umarmte Mischa, der ihren Sohn im Sarg anstarrte. «Geh zu ihm», flüsterte sie, «aber ich bitte dich, mein Lieber, weine nicht.» Mischa musste daran denken, wie er und Wolodja sich nach Tante Maschas Abendessen manchmal die Gesichter mit angekohlten Korken beschmiert und Scharaden gespielt hatten.¹⁰

Wir können nicht sagen, ob Wolodja sich erschoss, weil er immer noch in Olga verliebt war, wie sie später behauptete, oder weil sein Vater ihn zwingen wollte, Anwalt zu werden. Vielleicht spielte auch die Zerstörung ihrer Welt bei diesem Entschluss eine Rolle. Auf jeden Fall fühlte sich Mischa tief getroffen. Er erlitt einen schweren Zusammenbruch und erhielt sechs Monate Urlaub vom Theater. Auf Fotos ist zu sehen, wie er in jener Zeit dramatisch alterte.

Ein anderes Familienmitglied, das in Mitleidenschaft gezogen wurde, war Tante Mascha. Sie kam zu Wolodjas Begräbnis von Jalta nach Moskau und infizierte sich dabei mit Typhus. Wie es bei dieser

von Läusen übertragenen Krankheit damals üblich war, wurde ihr sofort der Kopf geschoren. Das machte ihr nicht viel aus, aber Wolodjas Tod traf sie tief. Wie alle anderen war sie inzwischen so verarmt, dass es ihr schwer fiel, sich ausreichend zu ernähren. Zwar war sie die Erbin der Rechte auf die Theaterstücke ihres Bruders Anton, aber das Moskauer Künstlertheater konnte ihr keine Tantiemen mehr zahlen. Ihre Mutter Jewgenia Tschechowa, die noch am Leben war und mit ihr in Jalta lebte, war inzwischen zu senil, um zu begreifen, dass sich die Lage verändert hatte und man sparen musste. Tante Mascha nahm schliesslich Nährarbeiten an.

Im Lauf dieses chaotischen Jahres der zwei Revolutionen wurde Olga klar, dass sie sich von ihrem immer weniger berechenbaren Ehemann trennen musste. Im Mai hatte Mischa die Proben zur *Möwe* wegen einer durch sein Trinken ausgelösten nervösen Depression abbrechen müssen.

Offenbar verliess Olga ihren Mann kurz vor Wolodjas Selbstmord, auch wenn das nicht ganz eindeutig ist. Die Berichte über das Ende dieser Ehe stimmen ebenso wenig überein wie die über ihren Anfang. Mischa schrieb später, Olga habe sich von einem Abenteurer namens Ferenc Jaroszi, einem gefangenen Offizier der österreichisch-ungarischen Armee, verführen lassen. «Er war», so Mischa, «ein Abenteurer jenes Schlags, von dem mir mein Vater so viele spannende Geschichten erzählt hatte. Elegant, gut aussehend, charmant und begabt, verfügte dieser Mensch über eine grosse innere Kraft.» Mischa behauptet, als Olga in jenem Dezember «schon im Mantel» in sein Zimmer kam, um ihm Lebewohl zu sagen, habe sie bemerkt: «Wie hässlich du ausiehst! Also viel Glück. Du wirst es bald vergessen.»¹¹ Dann habe sie ihm einen freundschaftlichen Kuss gegeben und sei gegangen. Nirgendwo in seinen Memoiren erwähnt Mischa ihre gemeinsame Tochter auch nur mit einem Wort.

Olga berichtete knapp, sie habe Mischas Trunksucht und Ausschweifungen nicht mehr ertragen können. Von ihrer jugendlichen

Begeisterung für ihn waren nur noch Mitleid und Ärger geblieben. Mit ihren Habseligkeiten und dem Baby zog sie wieder in der Wohnung der Knippers am Pretschistenski-Boulevard 23 nahe dem Arbat ein. Bei diesem Entschluss war ihr aber auch klar, dass sie nicht mehr von den kleinen Beträgen leben konnte, die ihr die Mutter ohne Wissen von Konstantin Knipper zukommen liess, der seiner Lieblingstochter nach wie vor grollte. Die galoppierende Inflation der Zeit machte jedes Bündel Banknoten ziemlich schnell wertlos. Ausserdem hatten Stadtbewohner – selbst solche mit Geld – zunehmend Schwierigkeiten, etwas zu essen aufzutreiben. Man lebte nur noch von Tauschhandel und Beziehungen. Olga behauptet, im Winter 1917/18 habe der grosse russische Sänger Fjodor Schaljapin ihrer Tochter das Leben gerettet, weil er ihr Milch von der Kuh zukommen liess, die er in Moskau für seine Familie hielt.

Der Schock, zum ersten Mal im Leben mit Armut konfrontiert zu sein, wirkte tief. Zweifellos stärkte er Olgas Entschluss, in Zukunft für sich selbst zu sorgen. Da sie sich nicht mehr auf Mischa verlassen konnte, musste sie eine eigene Karriere starten. Mit ihrer Malerei war nicht genug zu verdienen, daher arbeitete sie als Bürokräftin für einen Weinhändler. Zudem will sie Schachfiguren aus Holz geschnitzt und verkauft haben, aber vielleicht ist das auch nur eine Entlehnung bei Mischa, der sich mit derartigen Arbeiten beschäftigte, wenn seine Depression am schlimmsten war.

7.

Hunger und Kälte

Die Auflösung der Konstituierenden Versammlung in der ersten Januarwoche 1918 durch Lenin brachte Russland den schrecklichsten Bürgerkrieg in der Geschichte. Zu ihrem Zorn hatten die Bolschewiken in den ersten freien Wahlen des Landes nur 24 Prozent der Stimmen erhalten. Lenin war entschlossen, jede Opposition gegen seine Regierung, den Rat der Volkskommissare (*Sownarkom*) zu unterdrücken. Zunächst drohte die Hauptgefahr jedoch nicht von der empörten Opposition, sondern von einer Grossoffensive der Deutschen. Der Generalstab des Kaisers hatte sich entschlossen, den Zerfall der russischen Armee und das Scheitern von Trotzki's Hinhaltenaktik bei den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk für sich zu nutzen. Da Petrograd im Februar unmittelbar gefährdet war, wurde Moskau zur Hauptstadt der jungen Sowjetrepublik. Die Führung der Bolschewiken übernahm den Kreml – von den Staatsgemächern bis zu den Zimmern der Dienerschaft.

Auch Olgas Eltern hatten sich aus Petrograd, wo die Lage immer brenzlicher wurde, zu ihrer Tochter Ada nach Moskau begeben, die im Haus Pretschistenski-Boulevard Nr. 23 wohnte. Hier lebte nun der ganze Knipper-Clan mit Ausnahme von Lew, der bei seiner Artillerieeinheit in Südrussland kämpfte, für kurze Zeit in trauter Gemeinsamkeit mit Tante Olja zusammen. Olgas Eltern zogen jedoch bald nach Sibirien weiter, das Konstantin von seiner Arbeit bei der Eisenbahn gut kannte. Mutter Lulu bot der Tochter an, ihr Kind mitzunehmen, denn auf dem Lande waren die Chancen wesentlich besser, die um sich greifende Hungersnot zu überstehen.

In jenem Winter fand ein grosser Exodus aus Moskau und Petrograd statt. Zehntausende Industriearbeiter, die wegen der Enteignung der Fabriken ohne Arbeit und Brot waren, entsannen sich wieder ihrer dörflichen Herkunft, um dem Hunger zu entfliehen. Adlige, Intellektuelle und Kaufleute suchten ebenfalls unerkannt aus der Stadt zu kommen. Einige hofften, auf ihren Gütern Unterschlupf zu finden, wo sie sich bei ihren Bauern willkommen glaubten. Die meisten aber zog es in den weniger revolutionären Süden Russlands, besonders auf die Krim und nach Nowotscherkassk, die Hauptstadt der Donkosaken. Dort formte sich aus Gegnern der Roten, vor allem aus verbitterten zaristischen Offizieren, eine Freiwilligenarmee. Die Angehörigen der enteigneten Oberschichten, die zum ersten Mal im Leben zusammen mit dem einfachen Volk reisen mussten, waren schockiert, welch tief-sitzender Hass auf die alte Ordnung ihnen entgegenschlug. Dieses Gemisch aus Wut und Rachedurst hatte Bauern dazu gebracht, die Häuser der Gutsbesitzer zu stürmen und dort Bücher und Kunstwerke zu zerstören. Die Bolschewiken zögerten nicht, den Drang der Armen nach Klassenkampf für sich zu nutzen. «Tod der Bourgeoisie!» war eine sehr populäre Losung.

Olga und ihre Schwester Ada blieben in Moskau. Anfang 1918 herrschte dort klirrender Frost. Es gab keine Kohle. Das Sammeln von Brennmaterial in der Stadt war verboten, aber die meisten Menschen waren verzweifelt genug, Schüsse von Patrouillen der Roten Garden zu riskieren, um ein paar herabgefallene Äste aufzuheben oder ein Brett aus einer Treppe zu reissen. Den beiden Schwestern blieb nichts weiter übrig, als ihr gusseisernes Öfchen mit Büchern aus der Bibliothek ihres Vaters zu heizen. Um etwas Wärme zu bewahren, bauten Olga und Ada sich aus einem Perserteppich sogar ein Zelt über einer Matratze auf dem Fussboden.

Zwar musste sich Olga in dieser Zeit vor allem um etwas Essbares kümmern, aber ihrem Drang, Schauspielerin zu werden, tat das keinen Abbruch. Später behauptete sie, sie habe sich der Kabarettgruppe *Tausendfüssler* (auf Russisch: *Vierzigfüssler*) angeschlossen, die so hiess,

weil sie aus 20 Mitgliedern bestand. Dadurch erhielt sie eine Rolle in einem Stummfilm mit dem Titel *Anja Krajowa*, was angesichts der Umstände und der Tatsache, dass ihr jegliche Erfahrung fehlte, einigermaßen überrascht. Zwei weitere Rollen in *Cagliostro* und *Die letzten Abenteuer des Arsène Lupin* folgten. Im Jahr null von Lenins Revolution erwartete man derartige Titel eigentlich nicht, doch vermutlich hatten die neuen Behörden die Filmemacher, die halbe Amateure waren, zunächst nicht weiter beachtet.¹

Die Theater standen bereits unter wesentlich strikterer Kontrolle. Das Moskauer Künstlertheater musste sich nun nach einem Repertoire umsehen, das der neuen Zeit entsprach. Stanislawski und Nemirowitsch-Dantschenko bemühten sich auch rasch zu vergessen, dass sie zunächst für Kerenski geschwärmt hatten, der nach dem Petrograder Aufstand der Bolschewiken ins Exil gegangen war. Der hochgewachsene Stanislawski, immer noch eine sehr vornehme Erscheinung, eilte nun durch Moskau im offenen Pelzmantel, aus dem ein voluminöser roter Schal flatterte, der seine Treue zur Revolution demonstrieren sollte. Schauspieler und Bühnenpersonal des Hauses wurden sämtlich Staatsangestellte mit miserablen Gehältern und unterstanden jetzt dem Volkskommissar für Bildung, Anatoli Lunatscharski.

Agitprop-Gruppen der Bolschewiken lockten Fabrikarbeiter in das wesentlich grössere Solodownikow-Theater auf der anderen Strassen- seite, wo auch Stanislawski und seine Kollegen in einem Programm des *Proletkults* auftraten. Damit sollte den Arbeitern die Kultur nahe gebracht werden. Diese Organisation, die Lunatscharski nach Kräften forderte, hatte den Auftrag, mithilfe von Schauspielern, Musikern und Sängern eine Kulturrevolution für die Werktätigen auszulösen, wie es die Enzyklopädisten im Frankreich des 18. Jahrhunderts für die Bourgeoisie getan hatten. Intern sah Lenin diese Aktion sehr kritisch, weil sein Geschmack viel mehr dem *ancien régime* zuneigte und er zudem genau wusste, dass dies keine wirkliche proletarische Kultur war. Bestenfalls konnte man es als den Versuch ansehen, den Massen von oben

political correctness beizubringen. Schlimmstenfalls diene es Kultur nihilisten wie dem Futuristen Wladimir Majakowski als Vorwand, im Namen der kulturellen Befreiung die Zerstörung jeglicher traditioneller Kunst zu fordern.²

Manche Arbeiter folgten den Aufführungen des Moskauer Künstlertheaters mit offenem Mund, andere kümmerten sich nicht darum, was auf der Bühne geschah, sondern knackten Nüsse, tranken, rauchten und schwatzten miteinander. Wieder andere scharften irritiert mit den Füßen, wenn ihnen das Leben der Bourgeoisie zu mitfühlend dargestellt schien. Mit lauten Zwischenrufen machten sie ihrem Arger Luft. Wenn ihm der Lärm zu viel wurde, trat Stanislawski gelegentlich vor den Vorhang und redete den Zuschauern ins Gewissen. Das Moskauer Künstlertheater, das bei seinem Start 1898 geradezu als revolutionär gegolten hatte, wirkte jetzt überholt, wenn nicht gar reaktionär. Es war ein trauriges 20. Jubiläum für jene, die nach Stanislawskis Auffassung stets dem Schönen und Edlen gedient hatten. Ziemlich deprimiert bekannte er aber auch: «Wir gelten jetzt als die Konservativen, die zu bekämpfen die heilige Pflicht jedes Neuerers ist. Jeder braucht seinen Feind.»³

Die Zeiten waren in der Tat verwirrend. «Mascha, Liebes», begann Tante Olja im Februar 1918 einen Brief an ihre Schwägerin, «ich möchte dir so gerne schreiben und weiss gar nicht, wo ich anfangen soll. Hier passieren viele Dinge, die so neu und fremd sind, dass man Zeit braucht, um sich an sie zu gewöhnen. Die Seele muss sie verarbeiten, aber sie kommen immer wieder hoch. Wäre Anton noch am Leben, er fände sich bestimmt wundervoll zurecht... Rein äusserlich hat sich an unserem Alltag kaum etwas geändert. Ich gehe zur Probe und zur Vorstellung.»⁴ Dabei war nichts mehr wie es war.

In dieser Zeit der absoluten Not wurde kein Theater geheizt. Die Leute behielten ihre Mäntel an. Sie zogen die Köpfe ein, die bei den Frauen in dicken Tüchern und bei den Männern in Schapkas steckten. Die Schauspieler, die Mäntel und Mützen ablegten, wenn sie auf die

Bühne traten, erkälteten sich und wurden krank. Kostüme wurden gestohlen. Da es kaum noch Perücken gab, musste Olga Knipper-Tschekowa ihr Haar färben und lief nun völlig grau herum.

Die intellektuellen Debatten, die es in den frühen Jahren des Theaters gegeben hatte, waren jetzt nur noch eine ferne Erinnerung. Konzentrationsfähigkeit und Spiel der Akteure litten unter der schlechten Ernährung. In den Gesprächen ging es fast nur noch ums Essen und darum, wo man das Nötigste finden konnte. Pferde- und Hundefleisch wurden zu begehrten Artikeln. Als Tante Olja nach drei Monaten wieder einmal ein Ei ergatterte, war sie überglücklich. Die Revolution auf dem Lande, die einige Monate nach der Abdankung des Zaren im Niederbrennen von Gutshäusern gipfelte, liess die Produktion jäh absinken. Es wurde noch schlimmer, als Lenin mit Gewalt gegen die Bauern vorging, um sie zu zwingen, Getreide in die hungernden Städte zu liefern. Die Bolschewiken empfanden für die Dorfbevölkerung nur tiefe Verachtung. Trotzki hatte einmal vom Russland der «Ikonen und Küchenschaben» gesprochen. Aber die Bauern versteckten ihr Getreide, und die roten «Lebensmittelbrigaden» verbreiteten Angst und Schrecken, als sie sie mit Gewalt zur Herausgabe bewegen wollten. Bald hatte es die neue Sowjetregierung mit mehr Bauernrevolten zu tun als jeder Zar in der jüngeren Geschichte. Selbst das angebliche Rückgrat der Bewegung, das Industrieproletariat, begann gegen Lenins autoritäres Regime und das sinkende Lebensniveau zu streiken.

Tante Olja gehörte schliesslich zu den wenigen Mitgliedern des Moskauer Künstler theaters, die nicht krank wurden. Aber sie fühlte sich angewidert von «der Verwüstung und Verwahrlosung, dem Schmutz und Chaos, in dem wir leben». Als zutiefst unpolitischer Mensch konnte sie nicht verstehen, weshalb für die neue Ordnung so schreckliche Opfer gebracht werden sollten. «Man will doch keine Revolution», hatte sie bereits 1905 geschrieben, «sondern Freiheit, Bewegungsraum, Schönheit und Romantik». Ihr tiefes Bedauern galt den Opfern, «die weder der einen noch der anderen Seite zugehören».⁵

Aber zwischen den beiden Seiten gab es kein Drittes. Entweder man unterstützte die Bolschewiken, oder man war ein «Feind des Volkes». Zum gewohnten Bild wurde der Kommissar in Lederjacke und -mütze, der mit seiner Mauser-Pistole eine Disziplin des Schreckens erzwang.

Der Einzelne sah sich der Willkür des Schicksals ausgeliefert. Wenn einer keine Schwielen an den Händen hatte, riskierte er vor einem Volksgericht das sofortige Todesurteil, was immer er verbrochen hatte. Als gefährlich galt auch, einem anderen Geld geliehen zu haben. Ein Schuldner konnte seinen Gläubiger als «bourgeoisen Blutsauger» denunzieren. Nichts aber war so gefürchtet wie die neue Tscheka, die Allrussische Sonderkommission zum Kampf gegen Konterrevolution und Sabotage. Sie konnte jedes Vergehen zu Hochverrat stempeln und den Delinquenten auf der Stelle erschiessen. Die Tscheka war die Vorläuferin des NKWD (Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten) unter Stalin, der im Leben der Familie Knipper noch eine grosse Rolle spielen sollte.

Klassenkampfbedeutete den Aufruf zur totalen Unterwerfung der *Burschui*, zu denen man Adel und Bürgertum zählte. Man setzte sie zum Strassenfegen und Schneeräumen ein, um sie zu demütigen, wie es die Nazis zwei Jahrzehnte später mit den Juden taten. Ihren Aufsehern machte es Spass, solche früher sozial weit über ihnen stehende Personen die niedrigsten Arbeiten ausführen zu sehen. Ungeübt, wie sie waren, ermatteten sie rasch.

Als wenig produktive Arbeitskräfte erhielten die *Burschui* die niedrigsten Lebensmittelrationen. Um zu überleben, standen Angehörige des Adels und der Mittelschichten auf Flohmärkten herum, wo sie ihre noch verbliebenen Besitztümer, von Ikonen und Bibeln bis zu den jetzt überflüssigen Uniformen der Zarenzeit oder Brillantringen, für einen Beutel Mehl oder ein bisschen Zucker loszuschlagen versuchten. Ein Jahr später, als der Bürgerkrieg die Versorgungslage noch verschlimmerte, sahen sich wohlherzogene höhere Töchter zur Prostitution gezwungen. In den folgenden Jahren schätzte man, dass 42 Prozent der Moskauer Prostituierten wohlhabenden Familien entstammten, welche

die Revolution in den Ruin getrieben hatte: eine soziale Schicht, die mit dem bezeichnenden Wort «die Ehemaligen» belegt wurde. Solche jungen Frauen sah man auch als Geliebte der Chefs der neuen Ordnung. Damit erreichte der moralische Verfall seinen Höhepunkt.⁶

Privilegien gab es nach wie vor. Sie tauchten in neuer Form auf, wie Tante Olja in einem weiteren Brief an ihre Schwägerin schrieb: «Ich habe bis spät in die Nacht Patienten gelegt. Von Zeit zu Zeit fiel mein Blick auf die hell erleuchteten Fenster der beschlagnahmten Häuser auf der anderen Strassenseite, deren Schein sich in den Pfützen spiegelte. Ich kam mir vor wie in Venedig.» Die jungen Kommissare zögerten nicht lange, sich in den Häusern jener einzunisten, die sie mit grossem moralischem Pathos enteignet hatten. «Ich habe in einem Brief aus Gursuf [dem Badeort auf der Krim, in dem ihr von Anton Tschechow geerbtes Häuschen stand] Veilchen erhalten. Ein so rührendes Zeichen in dieser Zeit von Verwüstung, Chaos, Hoffnungslosigkeit und Schmutz, in der wir jetzt leben müssen.»⁷

Da viele Angehörige der Ober- und Mittelschichten aus Moskau geflohen waren, begannen die lokalen «Wohnungskommissionen» deren Häuser neu aufzuteilen. Die Mitglieder dieser Gremien, die zu meist der früheren Dienerschaft entstammten, verbannten die noch verbliebenen Eigentümer in Keller oder auf Dachböden und requirierten die besten Räume für sich selbst, für Freunde und Bekannte. Revolution bedeutete für sie buchstäblich, die soziale Ordnung auf den Kopf zu stellen. Jetzt waren sie die Herren.

Auch Olga und Ada mussten mehr und mehr Fremde in ihrer Wohnung aufnehmen. Zu Zeiten lebten vier bis fünf Personen in einem Zimmer. Ausserdem wurden Soldaten einquartiert. Einmal scheinen die Schwestern nur knapp der Vergewaltigung durch zwei Matrosen entgangen zu sein. «Meine Schwester Ada und ich waren täglich auf das Schlimmste gefasst», sollte Olga später schreiben.⁸

Auch der Winter 1918/19 war hart. Da das Haus nicht mehr geheizt wurde, froren die Wasserleitungen ein. Die beiden Schwestern reinigten das Gesicht mit Asche und kochten gefrorene Kartoffeln auf einem kleinen mit Holz geheizten Öfchen, das allgemein nur *Burschuika* hiess, weil es angeblich an einen dickbauchigen Bourgeois erinnerte. Die letzten Möbelstücke wanderten in den Ofen. Wenige Bücher waren übriggeblieben, und in der ganzen Stadt stand kaum noch ein Baum. Auch die Abwasserleitungen froren ein, was zu unbeschreiblichen hygienischen Zuständen führte. Die Menschen benutzten die Höfe als Freilufttoiletten. Bald darauf brach in Moskau die Cholera aus.

In den Städten wurde noch mehr gehungert als in früheren Jahren. Da fast alle Pferde inzwischen geschlachtet waren, mussten Wagen und Droschken von Frauen und Kindern gezogen werden. «Zucker kostet 75 Rubel das Pfund», schrieb Tante Olja an Tante Mascha auf der Krim. «Butter ist nur noch für 100 bis 120 Rubel zu haben. Überall isst man Pferdefleisch, und auch Hundefleisch wird verkauft.»⁹ Solche Preise konnte sich kaum noch jemand leisten.

Ihre Nichte Olga Tschechowa, die sich mit ihren ältesten Kleidern ausstaffierte und sich in ein dickes Tuch wickelte, um warm zu bleiben und nicht wie eine bourgeoise Dame auszusehen, fuhr mit dem Zug nach Kostroma an der Wolga, um für Wertsachen Kartoffeln und Mehl einzutauschen. Hunderttausende Stadtbewohner gingen auf ähnliche Hamstertouren.

Olga musste wie alle in Viehwagen mit einem Loch im Boden als Toilette und mit von Ungeziefer wimmelndem Stroh als Lagerstätte reisen. In Kostroma durfte man den Patrouillen der Roten Garden nicht unter die Augen kommen. Als Olga schliesslich mit einem Bauern handelseinig geworden war, brach der mit seinem Schlitten und all ihren Einkäufen im Eis ein. Ob es wirklich so war oder nicht, jedenfalls kam sie mit leeren Händen nach Moskau zurück. Aber auch im erfolgreichen Falle wäre das Ganze ein Abenteuer gewesen, denn als allein reisende Frau hätte man sie wahrscheinlich ausgeraubt.

Die Not war besonders bei demobilisierten Soldaten und Desertieren inzwischen so gross, dass viele sich auf Strassenraub verlegten. Nach Einbruch der Dunkelheit aus dem Haus zu gehen galt als riskant. Gerüchte steigerten die Angst. So erzählte man sich, russische Soldaten hätten deutschen Gefangenen Spezialschuhe mit Sprungfedern in den Sohlen abgenommen, mit denen die Deutschen an der Front die Schützengräben überwunden hätten. In der Nacht sprangen sie nun weiss gekleidet durch die Fenster in die oberen Stockwerke der Häuser. Die Leute, die vor Schrecken in Ohnmacht fielen, seien für sie eine leichte Beute.

Während alle anderen litten, konnte Mischa Tschechow, wie es für ihn typisch war, 1918 sogar eine Verbesserung seiner Lage erreichen. In seiner tiefen Depression nach Wolodjas Tod hatte er geschworen, das Theater nie wieder zu betreten. Umbringen wollte er sich allerdings nicht mehr. Nachdem er den Winter an seinem Schreibtisch verbracht hatte, wo er alpträumhafte Skizzen niederschrieb, in denen beispielsweise ein Mann von einer Strassenbahn überfahren wird, verbesserte sich sein nervlicher Zustand im Frühjahr 1918 merklich.

Xenia Karlowna Ziller, seine blonde Geliebte und Tennispartnerin, die Olga während der Schwangerschaft so in Rage versetzt hatte, wurde am 3. Juni 1918 seine zweite Frau. Xenias Familie war ebenfalls deutscher Abstammung – die Tschechows scheinen entschieden in diese Richtung tendiert zu haben. Ihr Vater besass eine Fabrik für Schmierstoffe in Moskau – genauer gesagt hatte er eine solche besessen. Xenia brachte es mit Ruhe und Freundlichkeit fertig, Mischas Selbstvertrauen wieder aufzubauen. «Sie verliebte sich in ein Wrack von einem Mann», schrieb Sergej Tschechow, «den sie tatsächlich wieder auf die Beine brachte.» Mischa, den wie immer die politischen und wirtschaftlichen Realitäten wenig scherten, gründete nun ein Schauspielstudio, das dank seines pädagogischen Geschicks eine beträchtliche Zahl junger Mimen anzog. Das «Tschechow-Studio» trug

viel dazu bei, dass er wieder Vertrauen in sein Talent fasste, wenn es auch seine wirtschaftliche Lage kaum verbesserte.

Kam es hart auf hart, so griff er allerdings immer noch nach der Flasche. Als seine Mutter Natalja im März 1919 starb, stürzte er in eine neue Krise. In seinen Memoiren behauptet er, er sei in Moskau umhergeirrt und habe ihre Leiche schliesslich unter einem Berg von Typhusopfern gefunden, kurz bevor man sie in einem Massengrab verscharrte.¹⁰

In anderen Berichten, etwa dem seines Cousins Sergej, heisst es, er sei beim Begräbnis seiner Mutter so betrunken und durcheinander gewesen, dass er ihr Grab später nicht wiederfinden konnte – ein interessanter Fall psychischer Verdrängung, wenn es denn so war. Allerdings scheint der Tod der Mutter einen grossen Druck von ihm genommen zu haben. Bald darauf war er im Moskauer Künstlertheater wieder voll präsent. Sein trauriges Clownsgesicht konnte wieder lächeln.

In diesem bitterkalten Winter wurden viele alte Menschen von Hunger und Krankheiten dahingerafft. Mischa verlor auch seine Grossmutter väterlicherseits. Den Tod von Jewgenia Tschechowa berichtete Tante Mascha aus Jalta. Und Olgas Grossmutter, Anna Salzknipper, die Professorin am Konservatorium gewesen war, segnete ebenfalls das Zeitliche. Es war, als ob das neue Regime den Abgang jener beschleunigte, die sich auf die harte Realität des Lebens in der Sowjetgesellschaft nicht einzustellen vermochten.

8.

Überleben im Bürgerkrieg

Der russische Bürgerkrieg, der ohne klare Frontlinien auf einem riesigen Territorium tobte, geriet mehr und mehr zum «Eisenbahnkrieg». Panzerzüge waren die auffallendsten Symbole und zugleich die Realität von Macht und Schrecken. Miniarmeen und Freischärlerbanden bekriegten sich längs der endlosen Strecken von Stadt zu Stadt. Eine Alternative gab es kaum. Keine Seite besass mehr als eine Hand voll Motorfahrzeuge, und die unbefestigten Wege verwandelten sich bei den starken Regenfällen im Frühjahr und Herbst in tiefen Morast. Konstantin Knippers Erfahrungen machten ihn daher höchst wertvoll für die weissgardistische Armee des Admirals Koltschak, als dieser sich im Winter 1918/19 längs der Transsibirischen Eisenbahn festsetzte.

Die Kapitulation Deutschlands im November 1918 und die Zusage der Entente-Mächte, die russischen Weissgardisten zu unterstützen, liessen unter den Gegnern der Bolschewiken Optimismus aufkeimen. Letzteren glitt die Kontrolle über weite Gebiete des Landes aus der Hand. In der Ukraine, der Kornkammer Russlands, kämpften Rote, Weisse, Anarchisten und ukrainische Nationalisten gegeneinander. General Anton Denikin, dessen Freiwilligenarmee zwei schwere Offensiven der Bolschewiken im Kaukasus überstanden hatte, erlebte einen Zustrom hilfswilliger Kosaken, als die Roten Garden über deren Dörfer in den Steppen am Don herfielen. Aber die Kosaken lebten nach eigenen Gesetzen und zeigten sich wenig kooperativ. Als sie mit ihrer so genannten Donarmee Ende 1918 versuchten, Zarizyn an der unteren Wolga zu nehmen, scheiterten sie kläglich. Der Mythos der

heroischen Verteidigung dieser Stadt ebnete Stalin, der dort der Kommissar war, den Weg zur Macht. Jahre später wurde die Stadt wieder aufgebaut, wuchs rasch an und erhielt den Namen Stalingrad.

Den Weissen mangelte es so sehr an ausgebildeten Soldaten, dass jüngere Offiziere als Gemeine und Feldwebel dienen mussten, während Majore und Oberste höchstens Kommandofunktionen von Leutnanten erhielten. Von der alten Zarenarmee waren so viele Generäle übriggeblieben, dass manche den Befehl über ein Bataillon oder eine Kompanie übernehmen mussten. Bei ihrem Dünkel, was Rang und Namen betraf, waren heftige Rivalitäten und Eitelkeitsausbrüche an der Tagesordnung. Die Uniformen der Zarenzeit mit ihren Epauletten, das Regime der Grusserweisungen und die Rangliste, die noch aus der Zeit Peters des Grossen stammte – all das war ihnen ungeheuer wichtig. Die revolutionären Ereignisse der vergangenen zwei Jahre hatten sie nichts gelehrt. Da sie die Uhren mit aller Gewalt zu den Tagen der Zarenherrschaft zurückdrehen wollten und keinerlei Hoffnung auf Landreform zuliessen, stiessen sie selbst die gegen die Bolschewiken eingestellten Bauern ab. Deren Unterstützung hätten sie aber dringend gebraucht, um ihre Armeen aufzufüllen und mit Proviant zu versorgen.

Manche Kommandeure der Weissen waren vom Hass gegen die Bolschewiken geradezu verblendet. Lew Knipper, der in Südrussland bei den Weissen diente, hat später seinen Vorgesetzten, General Chljudow, so geschildert: Mit starrem Blick schritt er vor seinen angetretenen Untergebenen auf und ab und hatte es besonders auf die zum Kriegsdienst gezwungenen Soldaten abgesehen. Er suchte sich einen aus, starrte ihm lange in die Augen und erklärte dann unvermittelt: «In deinem Kopf tanzen rote Teufel!» Solche Männer erschoss er eigenhändig auf der Stelle.¹

Lew schrieb seine Biografie später ohne alle Skrupel um. Er behauptete, als er sich während der Revolution bei seinen Verwandten in Südrussland aufgehalten habe – wahrscheinlich meinte er Tante Mascha in Jalta –, sei er zur Armee der Weissen eingezogen worden. Dort habe er festgestellt, dass die einfachen Soldaten ihm physisch,

moralisch und geistig unterlegen waren, und sei daher desertiert. In Wirklichkeit blieb er bis zum bitteren Ende bei der Armee des Barons Peter Wrangel und ging 1920 mit dieser ins Exil.²

Die Weissen hassten den Bolschewismus wie die Pest, weil sie den Verlust an Privilegien, Besitz und Macht nicht verwinden konnten. Allerdings kam hinzu, dass der linke Mob mit gefangenen Offizieren meist grausam umsprang. In zahlreichen Fällen wurden sie ausgepeitscht, verstümmelt oder kastriert. Es kam vor, dass einem gefangenen Offizier die verhassten Schulterstücke angenagelt wurden. Weissgardistischen Quellen zufolge war eine berüchtigte Folter lokaler Tscheka-Einheiten die «Handschuh-Methode», weil für viele Soldaten die weissen Handschuhe ein wichtiges Symbol der Ausstattung des zaristischen Offiziers waren. Sie verbrühten die Hände der Opfer mit kochendem Wasser, bis die Haut Blasen schlug und sich abziehen liess. Einheiten der Tscheka wetteiferten miteinander um die schrecklichsten Qualen, die sie ihren Opfern antun konnten.³

Der rote Terror brachte seinerseits weissen Terror hervor. Russland fiel in die Barbarei der Zeiten zurück, da Iwan der Schreckliche den Aufstand Jemeljan Pugatschows grausam niederschlug. Die Weissen standen den Roten bei ihrer «Rache am Antichrist» in nichts nach. Selbst Frauen und Kinder von Arbeitern und Bauern, die man verdächtigte, die Roten zu unterstützen, wurden ohne Gnade mit dem Bajonett niedergemacht, wenn weissgardistische Truppen ein Dorf oder eine Stadt einnahmen. Ähnlich rächten sich die Roten Garden an den Familien der Bourgeois. In dem allgemeinen Chaos wurden ein Bruder und ein Neffe Stanislawskis auf der Krim erschossen. Es ist kein Wunder, dass viele ihrem Leben selbst ein Ende setzten, um nicht zwischen die Mühlsteine dieses erbarmungslosen politischen Konflikts zu geraten.

Dies war auch ein Krieg voller Konfusion und Missverständnisse. Selbst die Herren im Kreml, die über Telefon und Telegraf verfügten, vermochten sich nur selten ein klares Bild darüber zu machen, was auf der riesigen eurasischen Landmasse tatsächlich vor sich ging. Die Öff-

fentlichkeit wusste kaum mehr, als was Gerüchte und die optimistischen Verlautbarungen der *Prawda* hergaben.

Anfang Mai 1919 ging eine Truppe des Moskauer Künstlertheaters für drei Wochen auf Tournee durch die Ukraine. Auf die Idee verfielen die Künstler vor allem deshalb, weil die Ernährungssituation in den südlichen Gefilden besser sein sollte als in Moskau. Niemand sagte ihnen, dass inzwischen der Bürgerkrieg wieder ausgebrochen war. Diesmal wurde Mittlerrussland von drei Seiten angegriffen. Admiral Koltschak, der sich den bombastischen Titel «Oberster Herrscher» zugelegt hatte, rückte mit 100'000 Mann aus Sibirien gegen die Wolga vor. General Denikin stiess vom südlichen Bollwerk der Weissen nach Norden, während General Nikolai Judenitsch bald darauf aus dem Baltikum gegen Petrograd marschieren sollte.

Stanislawski hatte nicht die geringste Ahnung, welche Katastrophe da über seinem Theater heraufzog. Persönlich verabschiedete er die Truppe auf dem Bahnhof, als sie, angeführt von Olga Knipper-Tschekowa und Wassili Katschalow, dem Star jener Jahre, nach Charkow aufbrach. Einige Angehörige begleiteten sie, darunter Katschalows Frau und sein minderjähriger Sohn Wadim Schwerubowitsch.⁴

Die Truppe, die froh war, aus Moskau herauszukommen, rollte in Viehwagen, die man für sie desinfiziert hatte, mit Kulissen und Requisiten nach Süden. In Charkow kam sie in einem verlassenem, schäbigen Hotel unter, das sich trotz allem «noch ein wenig von dem Flair vorrevolutionärer Eleganz bewahrt hatte». Die Vorstellungen begannen bereits um sechs Uhr abends, damit das Publikum noch vor der Sperrstunde um neun nach Hause kam. Die Künstler waren völlig überrascht, dass im Kontrast zu den zuversichtlichen Meldungen der Moskauer Presse in Charkow offenbar gekämpft wurde. Eines Abends begannen sie wie immer pünktlich mit der Vorstellung des *Kirschgartens*. Während des zweiten Akts drang von der Strasse ungewöhnlicher Lärm herein. Der Inspizient ging vor die Tür, um nachzusehen.

Er stellte fest, dass die Vorausabteilungen von General Denikins Armee in die Stadt eingedrungen waren, ohne auf Widerstand zu stossen. Die Roten Garden hatten das Weite gesucht. Der Inspizient kehrte zurück und teilte dem Publikum mit, was geschehen war. Als sich die Leute wieder beruhigt hatten, ging die Vorstellung weiter.⁵

Dass die Stadt so rasch aufgegeben wurde, sollte sich als grosses Glück herausstellen. In der Regel erschoss die Tscheka alle Gefangenen und Bourgeois, deren sie habhaft werden konnte, bevor sie aus einer Stadt abzog. Und die von Charkow, die der berühmte Sajenko, ein kokainsüchtiger Psychopath, kommandierte, galt als eine der grausamsten Einheiten. Trotzdem steckte die Katschalow-Truppe, wie man sie allgemein nannte, nun in einem Dilemma. Sollte sie Kulissen und Requisiten im Stich lassen, über die Frontlinie zu kommen suchen, um sich wieder dem Künstlertheater in Moskau anzuschliessen? Oder war es klüger, die weitere Entwicklung abzuwarten? Die Roten schienen überall zurückzuweichen. Katschalows 16-jähriger Sohn Wadim brannte in einem Anfall von Begeisterung zu den Weissen durch, womit er seine Eltern in Angst und Schrecken versetzte.

Am 19. Juni eroberte die Kaukasus-Armee des Barons Wrangel mit Unterstützung britischer Panzer Zarizyn. Die Weissen waren überzeugt, dass nun auch die Hauptstadt in Reichweite lag. Ein Schauspieler namens Podgorny, der unbedingt zu seiner Frau nach Moskau wollte, ging das Risiko ein. Ihm gelang die Rückkehr, womit er aber alle jene, die auf dem Gebiet der Weissen zurückgeblieben waren, in den Augen der Behörden verdächtig machte. In Moskau liefen Gerüchte um, dies sei als «politische Demonstration» der Katschalow-Truppe zu verstehen. Der Eindruck verfestigte sich, als Generäle der Weissen darauf bestanden, zu Ehren der Künstler aus der Hauptstadt Bankette zu geben.

Das Gastspiel in Charkow wurde bis Ende Juni verlängert. Dann brach das Ensemble in Richtung Krim auf, um sich dort ein wenig zu erholen. Im September wollte man sich wieder treffen. Alle glaubten, bis dahin werde Moskau in der Hand der Weissen sein. Olga Knipper-

Tschechowa fuhr nach Jalta, um dort ihre Schwägerin Mascha zu besuchen, die jetzt Anton Tschechows Haus als Museum betreute. Olga liess sich in ihrem eigenen Häuschen bei Gursuf an der Schwarzmeerküste nieder. Hier plante sie mit anderen Mitgliedern der Truppe die Herbstsaison, die in Odessa beginnen sollte. Mascha, die Lew lebend und gesund wiedergesehen hatte, vergass völlig, das Tante Olja mitzuteilen, die sich um ihren Lieblingsneffen grosse Sorgen machte. Olga Knipper-Tschechowa wollte dies später gar nicht glauben, als sie erfuhr, dass Mascha eine so wichtige Sache entfallen sein sollte. Wassili Katschalow und Frau waren inzwischen überglücklich, weil ihr Sohn Wadim sie auf der Krim besuchte. Er war frisch und munter, diente aber inzwischen fest in einem Regiment der Weissen.

Auf dem schrumpfenden Gebiet Sowjetrusslands waren die Nachrichtenverbindungen inzwischen so schlecht, dass das Künstlertheater in Moskau von der Besetzung Charkows durch die Weissen bis Anfang August nichts wusste. Als man davon erfuhr, wurde sofort eine ausserordentliche Zusammenkunft einberufen. Stanislawski, der sich zu dieser Zeit ausserhalb Moskaus aufhielt, kehrte nachts überstürzt in die Hauptstadt zurück. Alle wussten, dass der Verlust der bekanntesten Akteure dem Theater «jede Möglichkeit raubte, neue Stücke zu inszenieren oder auch nur das alte Repertoire weiterzuführen». Dem Ensemble blieb jedoch kaum eine Wahl. «Wir mussten unsere Reihen mit Schauspielern aus den Studios auffüllen, sie [der in Charkow verbliebene Teil des Ensembles] dagegen mit Kräften, die nichts mit dem Künstlertheater zu tun hatten.»⁶ Für manche wurde aus der Katastrophe jedoch ein wahrer Segen. Da der Star des Theaters, Wassili Katschalow, abwesend war, erhielt Michail Tschechow seine grosse Chance.

Das anhaltende Zerwürfnis zwischen Nemirowitsch-Dantschenko und Stanislawski erschwerte jede Entscheidung. Ersterer war – wohl weitgehend zu Recht – der Meinung, Stanislawski sei ein hoffnungsloser Idealist. Nach seiner Auffassung musste das Moskauer Künstlertheater sich einschränken, um überleben zu können. Stanislawski aber schwelgte in grandiosen Plänen.

Neben der Hauptbühne und den inzwischen entstandenen Studios wollte er ein ganzes Netz von Spielstätten in den Provinzen aufbauen. Der Streit endete jedoch bald auf Weisung von oben. Im Dezember wurde das Theaterwesen umorganisiert und unter staatliche Kontrolle gestellt. Das Künstlertheater und seine bisherige Petrograder Konkurrenz erklärte man zu «akademischen» Theatern des Sowjetstaates mit entsprechenden Subventionen.

Im Unterschied zu dem misstrauischen Nemirowitsch-Dantschenko glaubte Stanislawski aber viel leidenschaftlicher an das Theater als an sich selbst. Er tat alles, um sicherzustellen, dass die Mitglieder seiner Truppe mit Lebensmitteln und Wohnraum versorgt waren. Als die zuständige Wohnungskommission ihn aus seinem Haus warf, behielt er das zunächst für sich. Da er die Revolution um keinen Preis kritisieren wollte, beklagte er sich nicht, wie er auch geschwiegen hatte, als die Fabrik und das gesamte Vermögen seiner Familie beschlagnahmt wurden. Für sich allein mag er den Verlust seines Vaterhauses betrauert haben, aber gegen den Räumungsbefehl unternahm er nichts. Zum Glück erfuhr der zuständige «Volkskommissar» Anatoli Lunatscharski von der Sache und wandte sich sogleich an Lenin.

Der war inzwischen ein grosser Bewunderer des Moskauer Künstlertheaters geworden. Nach den langen Jahren des Exils nutzte er jede Gelegenheit, um sich dessen Vorstellungen anzusehen, besonders Tschechows *Möwe*, den *Kirschgarten* und *Onkel Wanja*. Auch Stanislawski selbst in der Rolle des Generals Krutizki aus Alexander Ostrowskis *Eine Dummheit macht auch der Gescheiteste* beeindruckte ihn tief. «Stanislawski ist ein wahrer Künstler», schrieb Lenin später. «Er hat sich so vollkommen in den General verwandelt, dass er dessen Leben bis ins kleinste Detail nachempfindet. Dem Publikum muss man nichts erklären. Es sieht selbst, was für ein Hohlkopf dieser aufgeblasene General ist. Ich denke, in diese Richtung muss das Theater gehen.»⁷ Lunatscharskis *Proletkult* dagegen interessierte Lenin kaum.

Tschechows und Stanislawskis schärfster Kritiker war zu jener Zeit der futuristische Dichter Majakowski. Deren Theater war für ihn be-

reits in «Verwesung» übergegangen, und er verhöhte es mit Zeilen wie: «Tante Manja, Onkel Wanja sitzen jammernd auf dem Sofa.»⁸ Majakowski wurde jedoch zu einem der ersten Opfer der schönen neuen Welt, die er so überschwänglich begrüsst hatte. «Wir erklärten uns Majakowskis Selbstmord damit», erläuterte der Schriftsteller Isaak Babel vor seiner Hinrichtung den Vernehmungsoffizieren des NKWD, «dass es der Dichter für unmöglich hielt, unter sowjetischen Bedingungen zu arbeiten.»⁹

Im Frühherbst 1919 trat der Bürgerkrieg in Russland in seine kritische Phase ein. Admiral Koltschaks Truppen, die aus Sibirien vorrückten, begannen unter dem Druck der Roten Armee an der Front und mehrerer Bauernaufstände im Hinterland, welche die Weissen durch ihre brutalen Plünderungen ausgelöst hatten, allmählich zu zerfallen. Aber die Südfront jagte den Bolschewiken nach wie vor Angst und Schrecken ein. Ende August hatten General Denikins Truppen fast alle grossen Städte der Ukraine erobert. Kosakenverbände des Generals Mamontow besetzten bei Vorstössen nach Norden so wichtige Punkte wie Woronesch am oberen Don.

General Denikin ging nach seinem Angriffsplan unter dem Titel «Direktive Moskau» vor. Am 14. Oktober nahmen seine Streitkräfte Orjol, kaum 400 Kilometer von Moskau entfernt, und bedrohten Tula, die Waffenschmiede der Sowjetrepublik. Zur gleichen Zeit hatte General Judenitschs Armee von Estland her bereits die Vororte von Petrograd, der «Wiege der Revolution», erreicht. In Moskau bereitete man mit falschen Pässen und Zarengeld bereits die Flucht führender Bolschewiken vor. Die Flüchtlinge der Ober- und Mittelklassen aus dem Norden, die sich auf der Krim niedergelassen hatten, waren überzeugt, bald wieder nach Hause zurückkehren zu können. In jenem Frühherbst 1919 füllte sich die Strandpromenade von Jalta wieder mit Damen und Mädchen in langen weissen Kleidern, mit Sonnenschirmen, grossen Strohhüten und selbst den Schosshündchen, wie Anton Tschechow sie einst beschrieben hatte.¹⁰

9.

Die Gefahren des Exils

Die katastrophale Niederlage der Armeen der Weissgardisten im Herbst 1919 kam unvermittelt und war weitgehend deren eigene Schuld. In ihrer Arroganz und Brutalität hatten sie die Bauernschaft im Hinterland durch Plünderung, Vergewaltigung und Geislerschiesungen in Dörfern, deren Männer sich nicht zum Militär pressen lassen wollten, gegen sich aufgebracht. Als die Weissen gegen Moskau vorrückten, griffen selbst jene, welche die Bolschewiken hassten, ihre Nachschublinien an, besonders in der Ukraine. Die Generäle der Weissen hatten auch alle Völker am Rande des Russischen Reiches verprellt, die auf eine Lockerung der Bindungen an Russland hofften. Als eingefleischte Imperialisten verboten sie den Gebrauch der ukrainischen Sprache und verweigerten selbst den mit ihnen verbündeten Kosaken auch das geringste Mass an Selbstständigkeit.

So gingen den Streitkräften Denikins, die etwa 150'000 Mann zählten, allmählich die Vorräte aus. Der General musste Einheiten zurücklassen, um den Nachschub vor Partisanenangriffen zu schützen. Und an der Front liefen ihm wegen der schlechten Verpflegung die Rekruten weg. Noch verheerender war die Lage an den Flanken, wo sich die Kosakenarmeen am Don aufzulösen begannen. Ihr Vormarsch hatte sich bereits zuvor deutlich verlangsamt, weil sie ganze Wagenkolonnen Beutegut mit sich schleppten. Da sie nun keinen Grund mehr sahen, für ein undankbares Russland zu kämpfen, wollten sie nur noch mit dem, was sie zusammengerafft hatten, in ihre Steppen zurückkehren. Dabei konnten sie sich nicht vorstellen, welche Rache die Roten

an ihren Dörfern üben würden, wenn die Weissen erst einmal geschlagen waren.

Dagegen erlebten die Bolschewiken in jenem Herbst erheblichen Zulauf, weil sie ihre Politik geändert hatten. Die Führung im Kreml rief für Deserteure eine Amnestie aus. Mitte Oktober waren die Roten den Weissen an der Südfront bereits überlegen. Ausserdem wirkte sich zu ihren Gunsten aus, dass für die Bauern, die sie eigentlich hassten, ein Sieg der Weissen erst recht unannehmbar war. Sie bearbeiteten jetzt das Land ihrer früheren Herren und fürchteten, alles wieder zu verlieren, was ihnen die Revolution beschert hatte.

Die Roten konzentrierten sich auf die Verteidigung von Tula mit seinen Waffenfabriken. Zugleich bereiteten sie als Gegenschlag einen Angriff auf die Flanke der Freiwilligenarmee vor, die Tula bedrohte. Dieser wurde von der Elitetruppe der Bolschewiken, der Division lettischer Schützen, vorgetragen. Rote Kavallerie, an der es den Bolschewiken bis dahin gemangelt hatte, stürzte sich gegen die Kosaken in die Schlacht. Als Petrograd sich schon fast den Truppen Judenitschs ergeben wollte, eilte Trotzki in die Stadt. Mit aufpeitschenden Reden und rücksichtslosem Durchgreifen brachte dieses Energiebündel die Verteidigung der Stadt wieder auf die Beine.

Die Weissen wichen an allen Fronten zurück. Koltschaks Truppen räumten Omsk im November, und zwei Monate später sollte der Admiral selbst den Roten zur Hinrichtung übergeben werden. Das Muster der totalen moralischen und militärischen Auflösung wiederholte sich im Süden. «Rette sich, wer kann!» war die Losung des Tages. Die allgemeine Empörung stieg, als die weissen Truppen bei ihrem Rückzug auch noch Massaker unter den Juden anrichteten. Sie waren vom Antisemitismus geradezu besessen, denn in ihren Augen galt jeder Jude als verkappter Bolschewik, nur weil Trotzki und einige andere führenden Kommissare jüdischer Herkunft waren.

Der Kreuzzug der Weissen zur Rettung Russlands, einhergehend mit Plünderungen und Spekulationen, hatte am Ende offenbart, wie

durch und durch korrupt und eigensüchtig die meisten ihrer Führer waren. Ihre selbsterstörerische Kurzsichtigkeit veranlasste schliesslich die britische Regierung im November 1919, ihnen alle Unterstützung zu entziehen. Unter dem Adel und der Bourgeoisie, die in Südrussland Zuflucht gefunden hatten, brach Panik aus. Als viele versuchten, ihre Donrubel in ausländische Währungen zu tauschen, mussten sie feststellen, dass sie über Nacht nichts mehr wert waren. Niemand wollte sie haben. Panik ergriff die Menschen fast so rasch wie der Typhus, den die verlausten Truppen auf ihrem Rückzug verbreiteten.

Olgas Bruder Lew Knipper, der ebenfalls unter den Läusen litt, hatte grosses Glück, dass er nicht an Typhus erkrankte. Er konnte sich offenbar besser ernähren als andere, was die Widerstandskraft stärkte. Wie viele seiner Offizierskollegen nahm er in grossen Mengen *Gogol-Mogol*, die russische Version eines Eiershake mit Wodka, zu sich. Er bewahrte sich seinen unverwüstlichen Lebensmut zu einer Zeit, da etliche Offiziere, besonders wenn sie verwundet oder krank waren, sich mit der eigenen Waffe erschossen. Keiner wollte den Roten lebend in die Hände fallen. Lew hatte das Glück, sich auf die leicht zu verteidigende Krim zurückziehen zu können.¹

Die Einheiten der Weissgardisten, die in Richtung Kaukasus zurückgedrängt wurden, mussten Schreckliches erleben. Die Szenen, die sich im späten Winter in Noworossijsk an der Schwarzmeerküste abspielten, wohin verstörte weisse Flüchtlinge zu gelangen suchten, gehören zu den grausamsten Begebenheiten der neueren Geschichte.

Die Katschalow-Truppe, die vom Zusammenbruch der Armeen Denikins nichts wusste, verliess die Sicherheit der Krim und begab sich nach Noworossijsk. Von dort wollte sie nach Rostow am Don Weiterreisen, um ihr Gastspiel fortzusetzen. In der Stadt angekommen, fand sie nur Chaos und ein zusammengebrochenes Eisenbahnsystem vor. Sie musste auf dem Bahnsteig übernachten.²

Auch in Rostow wütete der Typhus. Aus dem Theater, in dem gespielt werden sollte, war inzwischen ein Notkrankenhaus geworden. Schliesslich fand man ein anderes Gebäude. Die Künstler setzten ihren Auftritt durch, weil ihnen ihre Berufsehre dies gebot, aber auch aus purer finanzieller Not, in die sie mit dem Zusammenbruch des Donrubels geraten waren. Tante Olja muss sich in jenem schlimmen Winter ständig um Lew gesorgt und darüber gegrübelt haben, ob sich ihre Wege gekreuzt hatten, ohne dass sie es wussten. Geradezu ein Wunder erlebten Wassili Katschalow und dessen Frau. Durch puren Zufall tauchte ein Mann in einer Vorstellung auf und teilte dem Schauspieler mit, sein Sohn Wadim liege mit Typhus auf dem Bahnhof.³

Als die Eltern Wadim schliesslich fanden und ihn in eine günstigere Umgebung brachten, war er dem Tode nahe. Man trieb einen Arzt auf, der ihnen etwas Medizin und Karbolsäure zur Reinigung und Desinfektion der Haut überliess. Der Arzt warnte, Wadim stehe kurz vor der Krise der Erkrankung. In jener Nacht wurde dies Wadims Mutter in bestürzender Weise klar, denn seine Körpertemperatur sank rasch ab. Sie flösste ihm etwas ein, was sie für seine Medizin hielt, aber in der Aufregung hatte sie zur Karbolsäure gegriffen. Diese verätzte nun sein Inneres. Jemand brachte etwas Milch, als man begriff, was geschehen war. Der Zustand des Jungen verbesserte sich leicht. Dann bekam er das richtige Medikament. Katschalow flüchtete sich in Ironie: «Das Ganze riecht sehr nach Schmierenskomödie», erklärte er. «Eine Mutter, die verzweifelt auf ihren Sohn wartet, vergiftet ihn am ersten Abend, da sie ihn wieder hat. Dass so etwas wirklich passiert, glaubt uns keiner.» Sie konnten Wadim wieder aufpäppeln, aber nach all seinen Erlebnissen trennte er sich nie mehr von seiner Pistole.⁴

Als die Armeen der Roten im Februar 1920 vorrückten, blieb der Katschalow-Truppe nur noch ein einziger Fluchtweg – nach Süden über den Kaukasus. Zunächst begab sie sich nach Jekaterinodar, wo aber in Kürze ein Angriff erwartet wurde. Zu ihrem Glück hatte der Intendant

des Staatstheaters von Tiflis, jetzt Hauptstadt der selbstständigen Republik Georgien, seine Ausbildung am Moskauer Künstlertheater erhalten und sprach daher mit grosser Freude eine offizielle Einladung an die Truppe aus.

Um aber nach Tiflis zu kommen, musste sie zunächst in einem Güterzug nach Noworossijsk zurückkehren. Dort hofften die Künstler ein Schiff zu finden, das sie an die georgische Schwarzmeerküste brachte. Wadim, der inzwischen wieder ganz genesen war, beschreibt, wie Tante Olja in einem Kohlewaggon kerzengerade auf einem Koffer sass und in einem Buch mit goldgeprägtem Ledereinband las, ohne sich um den Schmutz, den scharfen Wind und den Kanonendonner in der Ferne zu kümmern. Noworossijsk füllte sich bereits mit Flüchtlingen, und kein Kapitän wollte eine Schauspielertruppe mit Kostümen und Kulissen befördern, so sehr sie auch baten. Schliesslich nahm sie der Besitzer eines italienischen Dampfers als Deckpassagiere mit, und sie entkamen den Schrecken der Hafenstadt unversehrt.⁵

In den nun folgenden zwei Wochen waren alle Wege nach Noworossijsk von den Leichen weissgardistischer Offiziere und von toten Zivilisten gesäumt, die zu Tausenden von Typhus, Hunger und Kälte dahingerafft worden waren. Das Überleben hing nun davon ab, ob man auf ein Schiff der Alliierten im Hafen gelangte, bevor die Roten die Stadt einkreisten und beschossen. Bis Ende März 1920 wurden 50'000 Mann der zurückflutenden Truppen evakuiert. Als die roten Einheiten eintrafen und ihre Artillerie in Stellung brachten, waren in der Stadt aber immer noch 60'000 Soldaten und zahllose Zivilisten eingeschlossen. Kriegsschiffe der Alliierten gaben Sperrfeuer, als die letzten Dampfer ihre Gangways hochzogen. Tausende schreiende Menschen an den Kais, darunter Mütter mit Kleinkindern, flehten die Seeleute um Rettung an. Kosaken erschossen im Hafen ihre Pferde, als ob sie damit ihren Abtransport erzwingen könnten. Unzählige begingen Selbstmord, indem sie in das eisige Wasser sprangen oder sich eine Kugel in den Kopf jagten.

Als Katschalows Truppe in Georgien eintraf und im schönen Tiflis begeistert empfangen wurde, schienen allen die Erlebnisse der letzten Tage nur noch wie ein schlechter Traum. Es war Frühling. Die Georgier bewirteten sie nach allen Regeln ihrer sprichwörtlichen Gastfreundschaft. Tante Olja litt inzwischen sehr an Arthritis der Handgelenke. Dass sie monatelang nur Pferdefleisch und kaum Gemüse zu sich genommen hatte, machte die Sache nicht besser. Gegen Russland erschien Georgien wie das Paradies. Aber Tante Olja sehnte sich nach dem Künstlertheater in Moskau und dem Grab ihres Mannes auf dem Friedhof von Nowodewitschi. In Tiflis lebten viele Flüchtlinge aus Russland, die in die Vorstellungen des Staatstheaters strömten. Aber die Katschalow-Truppe wusste, dass sie nicht auf Dauer bleiben und ebenso wenig über den Kaukasus nach Russland zurückkehren konnte. Zu grausam war die Rache, mit der die siegreiche Rote Armee über die Kosakendörfer an Terek, Kuban und Don herfiel.

Die gastfreundlichen georgischen Behörden brachten es sogar fertig, die Truppe zu einem langen Sommerurlaub in den Badeort Borschomi zu schicken. Hier durften sich die Künstler im Likani-Palast einquartieren, der ehemaligen Sommerresidenz von Grossfürst Michail, einem Bruder des Zaren, die im Rivierastil mit neoklassizistischen und italienischen Elementen errichtet war. Später sollte dies einer von Stalins bevorzugten Aufenthaltsorten im Süden werden, wo er mit seiner Frau Nadja die glücklichste Zeit verbrachte, bevor diese ihrem Leben ein Ende setzte.⁶

Die riesigen leeren Gemächer empfingen die Katschalow-Truppe mit völlig unangebrachtem Glanz, aber zumindest konnte sie hier in Ruhe darüber debattieren, wie es mit ihr weitergehen sollte. Sie stand vor der Wahl, ins Exil zu gehen oder in das völlig unsichere Moskau zurückzukehren. Das war eine schwere Entscheidung vor allem für die Minderheit, denn alle waren sich darin einig, dass sie nur gemeinsam eine Überlebenschance hatten.

«Ich quäle mich seit einem Monat in Borschomi herum», schrieb

Tante Olja an Mascha, «weil ich nicht weiss, ob ich nach dem Westen gehen soll oder nicht. Ich glaube, ich habe noch nie in meinem Leben so viele Tränen vergossen. Ich will den anderen nicht nachgeben und warte von einem Augenblick zum anderen auf den Ruf nach Moskau... Wir haben gerade einen völlig verrückten Tag hinter uns. Von morgens bis abends haben wir zusammengessen und konnten uns nicht einigen, was wir tun sollen... Ich möchte doch so sehr nach Moskau zurück! Wie satt ich das Herumziehen habe!»⁷

Da ihnen aber die Behörden kein freies Geleit zusicherten, begriff selbst Stanislawski, dass es für ihn noch zu gefährlich war, sich für seine Kollegen einzusetzen. Schliesslich entschied sich die Katschalow-Truppe gegen Tante Oljas heissen Wunsch, um jeden Preis nach Moskau zurückzukehren. Aber auch ihr war klar, dass Katschalow Sicherheit für seinen Sohn Wadim brauchte, der als ehemaliger weissgardistischer Offizier trotz seiner Jugend leicht zum Tode verurteilt werden konnte. «Wir werden also fast sicher abreisen, Mascha», fuhr sie in ihrem Brief fort. «Es soll über Sofia und die slawischen Länder nach Prag gehen und dann vielleicht nach Berlin oder Paris?... Denk an uns, Mascha, wenn wir über das Schwarze Meer fahren. Mein Gott, welch eine Schande, so wegzugehen!»

Die fröhlichen Abende, welche die beiden Tanten mit all ihren jungen Neffen und Nichten in Moskau verbracht hatten, mussten ihnen nun wie ein völlig anderes Leben vorkommen. Die letzte Vorstellung der Katschalow-Truppe vor der Abreise ins Exil war wieder der *Kirschgarten*. Die Abschiedsstimmung, die über dem Stück liegt, deprimierte Tante Olja mehr als je zuvor. Unmittelbar vor der Abreise schrieb sie Stanislawski einen Abschiedsbrief. «,Unser Leben in diesem Hause ist zu Ende’, zitierte sie aus dem Stück. «Und Gott weiss, wo wir uns wiedersehen und wie wir einander dann vorfinden werden.»⁸

Wieder hatte sie vor allem Lew im Sinn. In ihrem Brief an Mascha warf sie dieser noch einmal vor, dass sie ihr nichts von seinem Besuch

gesagt hatte. «Du kannst nicht verstehen, was für eine Freude es für mich gewesen wäre zu hören, dass Lew am Leben ist.»⁹ Aber die letzte Nachricht von ihm war nun über ein Jahr alt. Inzwischen waren hunderttausende Menschen Krieg, Hunger und Seuchen zum Opfer gefallen.

Entgegen seiner späteren Behauptung, er sei aus der Armee der Weissen desertiert, war Lew auch nach der alptrauhaften Evakuierung von Denikins Einheiten im März in Noworossijsk bei Baron Wrangels Truppen auf der Krim geblieben. Dieser wusste, dass er weder die Soldaten noch die Unterstützung des Volkes hatte, um eine Offensive gegen das südrussische Festland zu wagen. Als jedoch die Polen die Rote Armee im Juni 1920 mit ihren Angriffen in die Defensive trieben, entschied Wrangel, noch einmal einen Vorstoss von der Krim aus zu versuchen. Seine Truppen nahmen einen grossen Teil der taurischen Provinzen ein, aber die Hoffnung, die Kosakengebiete am Don und Kuban für die Sache der Weissen zurückzugewinnen, erfüllte sich nicht. Im Oktober schloss die Sowjetregierung mit den Polen einen Waffenstillstand. Das gab ihr die Möglichkeit, starke Truppen nach Süden gegen Wrangel zu werfen. Die Weissen, die den 130'000 Mann der roten Einheiten nur 35'000 Mann entgegensetzen hatten, mussten sich rasch wieder auf die Krim zurückziehen. Nun konnte Wrangel nur noch hoffen, dass er sie lange genug auf der Landenge Perekop aufzuhalten vermochte, um die Evakuierung vorzubereiten.

Wieder verlor die Währung der Weissen jeden Wert, und wieder kämpften Zivilisten um den letzten Platz auf den Schiffen. Wrangels Abzug war allerdings wesentlich besser organisiert. Das lag einerseits an den geografischen Gegebenheiten der Krim und andererseits an seiner Entschlossenheit, Perekop um jeden Preis zu halten. An der Evakuierung waren insgesamt 126 Schiffe von Briten, Franzosen und Weissgardisten beteiligt. Sie brachten 150'000 Menschen über das Schwarze Meer nach Konstantinopel und an den Bosphorus.

Grossbritannien und Frankreich verständigten sich darauf, die Reste von Wrangels Armee auf die Halbinsel Gallipoli zu verlegen, wo

die Briten fünf Jahre zuvor eine schmachliche Niederlage erlitten hatten. Die inzwischen besiegten Türken wurden gar nicht erst gefragt. Wrangels Männer blieben in ihren Strukturen und trugen weiter Uniform. Pferde und Artillerie hatten sie auf der Krim zurücklassen müssen, durften aber leichte Waffen besitzen. Nachdem sie ihre äusserst primitiven Unterkünfte bezogen hatten – das Hauptquartier der Nikolajewsker Militärschule war beispielsweise eine beschlagnahmte Moschee –, erliess Wrangel Befehl, am 21. Januar 1921 wieder mit der Militärausbildung zu beginnen, um die Moral aufrechtzuerhalten. Dieser Drill lief aber im Wesentlichen auf endlose Paraden hinaus, mit denen Gedenktage der Regimenter oder weissgardistische Würdenträger geehrt wurden, die auf Besuch kamen.¹⁰

Lew gehörte sicher zu den jungen Offizieren, die nach Russland zurückkehren wollten, aber das war keine leichte Sache. Eine Sonderkommission behandelte die Anträge derer, die aus Krankheits- oder Verletzungsgründen um ihre Entlassung baten. Wer in diese Kategorie fiel, wurde in ein Flüchtlingslager überführt. Wer aber aus anderen Gründen den Dienst quittieren wollte, musste mit den verschiedensten Schikanen rechnen. So war es zum Beispiel übliche Praxis, solchen Personen die Verpflegungsration zu streichen, ihnen warme Kleidung und Decken wegzunehmen. Lew wollte nur noch fort, doch ohne Geld hatte er keine Chance. Andererseits fürchtete er um sein Leben, wenn er noch länger bei der Truppe blieb. Seine einzige Hoffnung war Tante Olja, aber er hatte keine Ahnung, wo er sie finden konnte.

Für Lew war es ein Glück, dass seine Tante nicht nach Moskau zurückgekehrt war, wie sie es eigentlich vorhatte. Die Katschalow-Truppe hatte inzwischen zwar Konstantinopel erreicht, aber dort keine Möglichkeit für eine Gastspielsaison vorgefunden. Aus Geldmangel musste sie aus einem bescheidenen Hotel in eine wahrhafte Absteige umziehen, bevor sie sich nach dem Balkan einschiffen konnte.

Tante Oljas Bruder Konstantin Knipper hatte bei seinem Versuch,

nach Moskau zurückzukehren, mehr Glück. Nachdem Admiral Koltshaks Truppen sich aufgelöst hatten, gelangte er mit Frau und Olgas Kind irgendwie aus Sibirien in die Hauptstadt zurück. Die Rettung waren seine Kenntnisse als Eisenbahningenieur. Die Staatsmacht sah sich zu zeitweiligen Zugeständnissen genötigt, um Fachleute zu gewinnen. Die Wiederherstellung des Eisenbahnnetzes hatte absoluten Vorrang, um die hungernden Städte wieder mit Lebensmitteln versorgen zu können. Als die Familie in ihrer Wohnung am Pretschistenski-Boulevard 23 wieder vereint war, erkannte Olgas kleine Tochter ihre Mutter nach so langer Zeit nicht wieder. Sie wollte sich nicht von Olga küssen lassen und sträubte sich, ihr die Hand zu geben, denn sie sah sie nicht als ihre «richtige Mutter» an.¹¹

Dies sollte Olgas letzte Begegnung mit ihrem Vater sein. Sie dachte daran, Russland zu verlassen, zumindest zeitweilig. In jenen Hungerjahren konnte selbst das Überleben Demütigung bedeuten. Viele junge Schauspielerinnen waren zeitweilig zur Prostitution gezwungen. Geschlechtskrankheiten grassierten. Olga wollte ihr Glück in Berlin versuchen und deshalb ihre Tochter Ada weiterhin bei ihrer Mutter lassen. Zu diesem Schritt ermunterte sie Ferenc Jaroszi, der ehemalige k.u.k. Kavalleriehauptmann, den Michail Tschechow so eindrucksvoll beschrieben hatte. Er und andere Familienmitglieder waren sicher, dass Olga ihn heiraten werde. Sie beantragte eine Reisegenehmigung für sechs Wochen. Typisch für die fantasievolle Ausschmückung ihrer Memoiren als Filmstar behauptete sie später, diese habe ihr Lunatscharski selbst dank Tante Oljas Beziehungen ausgestellt. Das ist völlig unwahrscheinlich, denn diese befand sich zu jener Zeit als illegale Emigrantin im Ausland.¹² Und in einer anderen Version heisst es gar, das Visum habe sie von Lenins Frau Nadeschda Krupskaja erhalten.¹³

Wie sie später selbst schreibt, erinnerte die 23-jährige Olga, die im Januar 1921 vom Moskauer Weissrussischen Bahnhof ihre Reise antrat, eher an ein Bauernmädchen. Um den Kopf hatte sie ein Tuch gewunden, sie trug einen gewendeten Mantel ihrer Mutter und an den

Füssen ein Paar Stiefel aus Teppichstoff mit Sohlen aus Pappe. Ihr wichtigstes Wertstück, einen Brillantring, so behauptet sie, habe sie unter ihrer Zunge versteckt und damit dank ihrer Sprachausbildung in der Schauspielschule trotzdem unauffällig und mühelos sprechen können. Wäre der Ring bei einer der vielen Kontrollen entdeckt worden, hätte sie mit Verhaftung rechnen müssen. Denn die Ausfuhr von Schmuck war streng verboten, um «Ehemalige» daran zu hindern, Wertsachen ausser Landes zu bringen, die jetzt sämtlich dem Staat gehörten. Auch am Weissrussischen Bahnhof kontrollierten Rotgardisten in ihren *Budjonowkas*, den spitz zulaufenden Mützen mit Ohrenklappen und einem roten Stern, die Reisenden.

Das Datum, das Olga Tschechowa selbst für ihre Abreise angibt, ist ziemlich unwahrscheinlich. In ihrem Brief vom 11. September 1920 schrieb Tante Olga an Mascha: «Sie haben mir mitgeteilt, dass meine Olja mit einem neuen Mann ins Ausland gegangen ist.»¹⁴ Wenn man bedenkt, wie lange die Post damals brauchte, heisst das, dass Olga spätestens im August 1920 nach Berlin abgereist sein muss.

Auch ihre Behauptung, sie habe damals Sowjetrussland nur für sechs Wochen verlassen wollen, ist nicht überzeugend. Bestimmt aber konnte sie sich nicht träumen lassen, wie ihre einzige Rückkehr in die Stadt Ende April 1945 sich gestalten würde, als sie auf Befehl des Chefs der Abwehrorganisation SMERSCH mit einer Sondermaschine aus Deutschland anreiste.

Bruder und Schwester waren so im Abstand von nur wenigen Monaten zu Emigranten geworden, ein Begriff, der in der Sowjetunion bald zu einem Unwort werden sollte. Lew als «Weissgardist» gehörte dabei eindeutig in die schlimmere Feindkategorie. Beide sollten in entscheidenden Augenblicken der Geschichte zu wertvollen Agenten sowjetischer Geheimdienste werden.

10.

Die ferne Familie

Es scheint wie ein Wunder, dass die Post in Bürgerkrieg und Chaos überhaupt ihre Adressaten erreichte. Aber Lew, der zusammen mit anderen heruntergekommenen weissgardistischen Offizieren der Wrangel-Armee ohne einen Rubel in der Tasche auf der Halbinsel Gallipoli festsass, gelang es irgendwie, sich mit seiner Tante Olja, die nun als Emigrantin mit der Katschalow-Truppe über den Balkan tourte, in Verbindung zu setzen. Als sie vom Los ihres Lieblingsneffen erfuhr, schickte sie ihm sofort Geld und rief ihn zu sich.

Tante Olja war dazu nur in der Lage, weil eine russische Emigrantenorganisation, die in Mailand ein Filmstudio aufbauen wollte, der Katschalow-Truppe einen grosszügigen Vorschuss gewährt hatte, damit diese bei der Verfilmung eines Romans von Knut Hamsun mitwirkte.¹ Zwar scheiterte das Projekt, aber die Truppe brauchte nichts zurückzuzahlen. Sie war inzwischen in Bulgarien angekommen und finanzierte mit dem Geld ihr erstes Auslandsgastspiel in der Hauptstadt Sofia.

Wadim Schwerubowitsch hat später beschrieben, wie schwierig es war, diese Tournee zu arrangieren. Die Truppe hatte in Sofia Tschechows *Drei Schwestern* in ihr Repertoire aufgenommen, und bei Maschas Abschied von Werschinin im letzten Akt, der bewegendsten Szene des ganzen Stücks, muss der Skobelew-Marsch ertönen. Man fand auch eine bulgarische Militärkapelle, aber der goldbetresste Dirigent mit riesigem Schnauzbart kannte das Stück nicht und liess seine Männer stattdessen einen preussischen Marsch intonieren. Tante Olja,

welche die Rolle der Mascha stets zu dem russischen Marsch gespielt hatte, «stürzte zum Orchestergraben, wo sie in ihrem langen schwarzen Kleid aussah wie ein verwundeter Vogel». Sie schrie die Musiker wütend an und floh dann völlig aufgelöst in ihre Garderobe.² Wie die Mascha in *Drei Schwestern* litt Tante Olja unter schrecklichem Heimweh nach Moskau. Bis an die Grenze des Nervenzusammenbruchs sehnte sie sich nach einer Mitteilung Stanislawskis, dass die Behörden ihnen vergeben hätten und man sie am Künstlertheater bräuchte.

Die Katschalow-Truppe zog weiter in nordwestlicher Richtung über den Balkan bis ins neu gegründete Königreich Jugoslawien. Tante Olja schrieb Stanislawski aus Zagreb, wie sie das neue Jahr 1921 nach dem alten russischen Kalender begrüsst hatten. «Wir zündeten Kerzen an einem Tannenbaum an, und mehrere der jungen Damen übten sich im Wahrsagen. Dann überwältigte uns die Erinnerung an unser Theater. Eine Geschichte nach der anderen wurde erzählt. Wir redeten und schwärmten viel von Ihnen und Ihren Aufführungen, erinnerten uns an Anton Pawlowitsch [Tschechow]. Ich erzählte von seinen letzten Tagen in Badenweiler. Es wurde still, und alle waren gerührt. Unsere Vorstellungen laufen gut. Die Kroaten lieben uns. Wenn wir solchen Erfolg haben und so beliebt sind, dann haben wir das alles Ihnen und Wladimir Iwanowitsch [Nemirowitsch-Dantschenko] zu verdanken. Sie sind immer und überall bei uns, unsichtbar und unfassbar, aber unentwegt. Auch auf den Proben ist ständig von Ihnen die Rede. Wie Sie dies oder das machen, was Sie zu diesem oder jenem sagen würden.»³

Als Lew in Zagreb zu ihnen stiess, zeigte er sich seiner Retterin so dankbar, dass Katschalow Olga Knipper-Tschechowa mit dem Beinamen «die Tante, die ihren Neffen gebar» versah.⁴ Das wurde zum geflügelten Wort im beiderseitigen Verhältnis. Lew blieb bei der Truppe und freundete sich mit Wadim Schwerubowitsch an, dessen Leben ebenfalls merkwürdige und gefährliche Wendungen nehmen sollte. Die beiden jungen Männer und ihre mögliche Behandlung durch die

Tscheka machten die Rückkehr nach Moskau, nach der Tante Olja sich so verzehrte, jetzt noch komplizierter.⁵

Während Tante Olja von einer Rückkehr nach Moskau träumte, hatte ihre Nichte Olga der Stadt Lebewohl gesagt. Wenn man das genaue Datum und ihr Verhältnis zu dem ungarischen Kavalleriehauptmann Ferenc Jaroszi einmal beiseite lässt, kann Olgas spätere Version im Wesentlichen zutreffend sein. Sie behauptet, sie sei die einzige Frau in einem Zug voller deutscher, österreichischer und ungarischer Kriegsgefangener gewesen. Die Fahrt von Moskau über Riga nach Berlin dauerte im Januar 1921 zermürend lang. Auf dem Schlesischen Bahnhof in Berlin wurde sie schliesslich von einer Schulfreundin aus Petrograd in Empfang genommen.

Diese erkannte Olga in der Gestalt mit dem gewendeten Mantel und den Teppichstiefeln erst, als sie ihr Kopftuch abnahm. Voller Mitleid mit der dünnen, ausgezehrten Freundin schleppte sie diese ins nächste Cafe und bestellte ihr Kuchen mit Schlagsahne.

«Du bleibst für immer?», fragte sie.

«Nein, sechs Wochen», antwortete Olga.⁶

Kaffee und Kuchen waren offenbar zu viel für einen Magen, der die Moskauer Hungerjahre hinter sich hatte. Er rebellierte, und seine «Rache» dauerte mehrere Tage.

Die Freundin brachte sie in einer Pension in der Gross-Beeren-Strasse unter.⁷ Die Wirtin der Pension hatte ihren Mann, einen Offizier, im Krieg verloren. Obwohl Olga zuvor behauptet hatte, in ihrer Familie sei beim Essen jeden zweiten Tag Deutsch gesprochen worden, kannte sie nur wenige Worte. Die Wirtin befahl dem Zimmermädchen, für Olga Kamillentee zu brühen. Nach einigen Tagen ging es ihr wieder besser, und sie brachten ihren angeblich unter der Zunge geschmuggelten Ring zu einem Juwelier. Der nannte einen Preis, der die Freundin blass werden liess. Olga, die nicht alles verstanden hatte, erfuhr, dass er weit unter dem tatsächlichen Wert lag. Die beiden

machten Anstalten zu gehen, woraufhin er den Preis unter ständigem Jammern über die schweren Zeiten erhöhte. Olga war einverstanden und kaufte sich für das Geld als Erstes ein Paar richtige Schuhe.⁸

Auch das kurze Verhältnis zu Jaroszi gibt Rätsel auf. Einmal berichtet sie, sie habe ihn verlassen, sobald sie Berlin erreichte, und er sei Arzt geworden. Um in Berlin überleben zu können, heisst es bei Olga auch, sie habe Schachfiguren geschnitzt und verkauft. Offenbar nahm sie jeden Job an, den sie finden konnte, versuchte Zeichnungen und kleine Skulpturen zu Geld zu machen. Zweifellos begünstigt durch den Namen Tschechow, fand sie bald zahlreiche Freunde unter den in Berlin lebenden Russen. Darunter waren auch Filmschaffende. Über sie wurde sie mit dem Produzenten Erich Pommer bekannt, der bald darauf in den unweit von Berlin gelegenen Ufa-Filmstudios in Babelsberg bei Potsdam eine führende Stellung einnehmen sollte.

Pommer hatte Fritz Lang aus Wien mitgebracht, aber Olga Tschechovas erster Regisseur sollte Friedrich Wilhelm Murnau werden. Der hatte noch keine passende Darstellerin für die Rolle der jungen Schlossherrin in seinem Stummfilm *Schloss Vogelöd* gefunden. Olgas Bericht, wie sie Murnau begegnete, ist wie üblich romanhaft ausgeschmückt und kann auch komplett erfunden sein. Sie behauptet, ein russischer Grossfürst, der sie beauftragt habe, einige Skulpturen herzustellen, habe ihr gesagt, «dass Sie schlechthin das Filmgesicht besitzen». Offenbar hatte er entfernt mit dem Filmgeschäft zu tun und lud sie zum Essen ins Hotel Bristol ein. Dabei hiess er sie am Nebentisch von Pommer und Murnau Platz nehmen. Produzent und Regisseur wurden auf sie aufmerksam. Da sie ihren Gastgeber flüchtig kannten, kamen sie an ihren Tisch. Der Grossfürst erklärte ihnen, sie sei Schauspielerin.

«Haben Sie auch schon gefilmt?», fragte Pommer.

«In Deutschland leider noch nicht», antwortete sie. «Nur in Russland.»⁹

Das ist eine der wenigen Stellen, in denen Olga ihre kleinen Filmrollen in Russland erwähnt. Im Weiteren sollten diese völlig aus ihrem



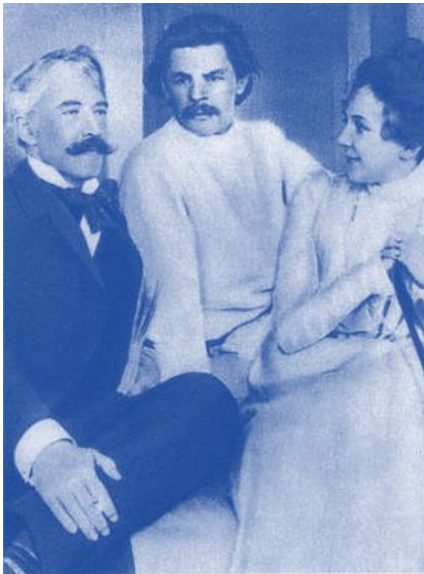
1. Siegesfeier auf dem
Roten Platz in Moskau, 9.
Mai 1945

2. Scheinwerfer und Feu-
erwerk in der Nacht des
Sieges, 9. Mai 1945





3. Anton Tschechow liest im Moskauer Künstlertheater aus der *Möwe*, 1898.
Links hinten: Nemirowitsch-Dantschenko; mittlere Gruppe: Olga Knipper-Tschechowa
(Tante Olja), Stanislawski, Tschechow und Lilina (Stanislawskis Frau); rechts aussen:
Meyerhold.



4. Stanislawski, Gorki und Lilina,
Jalta, 1900



5. Anton Tschechow und Olja
Knipper-Tschechowa (Tante Olja)



6. Konstantin und Lulu Knipper im Kaukasus kurz nach ihrer Hochzeit



7. Die Kinder der Familie Knipper, 1904: Lew, Ada und Olga (rechts)



8. Eine etwas füllig gewordene Lulu Knipper mit Olga (hinten), Ada und Lew auf Konstantins Knie

9. *Der Kirschgarten*, mit Wassili Katschalow als Trofimow und Olga Knipper-Tschechowa als Ranjewskaja



10. Konstantin Knipper, vorne, mit Tante Olja, die ihren Lieblingsneffen Lew hält, der jungen Olga (mit Schwester Ada direkt hinter ihrem Vater) und Katschalow

11. Der Platz an der Lubjanka in Moskau vor dem Ersten Weltkrieg



12. Die künftige Olga Tschechowa
mit Hund, um 1913



13. Lew Knipper in Ka-
dettenuniform, 1912



14. Cousins und Freunde im Jahr 1914.
Hinten: Mischa Tschechow, Unbekannter,
Wolodja Tschechow; vorne: Stanislawskis
Sohn Igor, Ada und Olga Knipper





15. Ehemalige Angehörige der Bourgeoisie versuchen Habseligkeiten zu verkaufen, um zu überleben, 1918



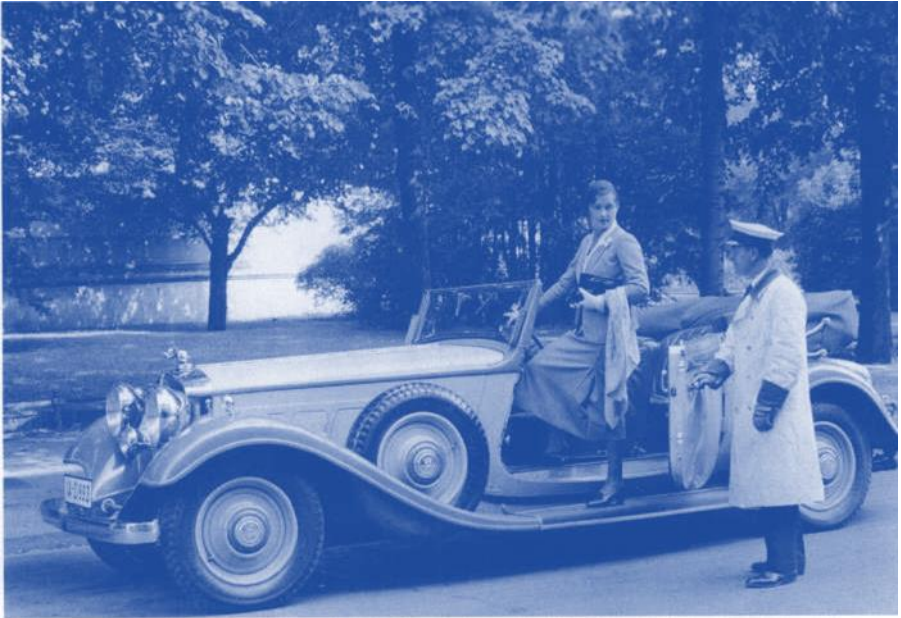
16. Truppen der Roten auf einem Panzerzug im Bürgerkrieg



17. Die von einem Rotgardisten bedrängte Olga Tschechowa in dem kontroversen Stummfilm *Der Todesreigen*, 1922

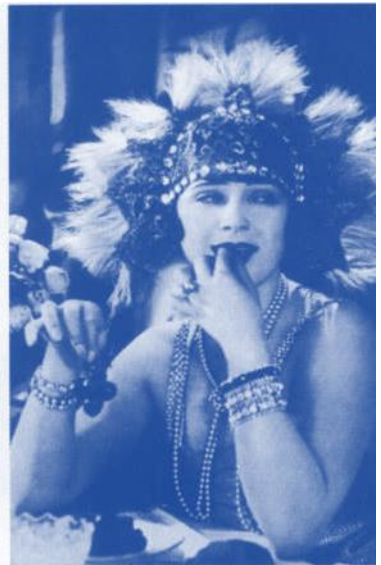


18. Olga mit Oskar Homolka (rechts) in *Brennende Grenze*, 1926, dem Film, in dem Hitler sie so bewunderte



19. Olga, der aufgehende Stern am deutschen Filmhimmel,
mit Talbot-Kabriolett und Chauffeur

20. Olga, der Star in
der Erstfassung von
Moulin Rouge, 1928



21. Olga gibt ihrem Exgatten
Mischa Tschechow Regieanwei-
sungen in *Der Narr seiner Liebe*,
1930

Lebenslauf verschwinden. Pommer lud sie für den nächsten Morgen zu Probeaufnahmen in sein Studio nach Babelsberg ein.

Den Rest des Tages verbrachte Olga damit, sich Kleider zu leihen und ihr Ausseres aufzupolieren. Murnau gefiel offenbar, was er sah, und sie bekam die Rolle. Da sie kaum je einen Film gesehen hatte, lief sie mehrere Tage in Berlin von einem Kino ins andere.

Die übrigen Rollen waren mit deutschen und österreichischen Bühnenschauspielern besetzt. Von ihren drei kleinen Filmrollen in Moskau war nun nicht mehr die Rede. Viel mehr wirkte, dass sie dem Moskauer Künstlertheater angehört und bei dem grossen Stanislawski persönlich studiert haben wollte. Das war natürlich eine glatte Lüge. Als Olga Jahre später ihre erste Bühnenrolle erhielt, teilte sie das in einem Brief Tante Olja in Moskau mit, die genau wusste, dass sie mit dem Künstlertheater nie etwas zu tun gehabt hatte. «Ich konnte mir nicht vorstellen, was ich empfinden würde, wenn ich zum ersten Mal eine Bühne betrat, denn ich hatte ja nie gespielt ausser in Mischas Studio. Dort hatten wir Tage und Nächte verbracht, aber das war meine einzige Erfahrung.»¹⁰

Sie konnte auch nicht sehr eingehend nach ihren bisherigen Theatererfahrungen befragt werden, weil ihr Deutsch noch so schlecht war. Sie musste nach einem Text arbeiten, den man ihr ins Russische übersetzt hatte. Die Arbeit im Atelier beschreibt Olga als das reine Tollhaus. In jenen frühen Tagen des deutschen Stummfilms wurden die Schauspieler von einem Pianisten in die richtige Stimmung versetzt. Olga, die nicht verstand, wovon die anderen sprachen, fand alles total verwirrend und konnte sich nicht konzentrieren.

Die Uraufführung von *Schloss Vogelöd* fand am 7. April 1921 im Marmorhaus statt, einem der grossen Kinos am Kurfürstendamm, das mit Stilelementen altägyptischer und griechischer Architektur geschmückt war.¹¹ Allein dieses Datum lässt schwere Zweifel an Olga Tschelowas Angabe aufkommen, sie habe Moskau im Januar 1921 verlassen. Sicher war das bereits im Sommer zuvor geschehen, wie Tante Olja in ihrem Brief aus Tiflis geschrieben hatte.

Als Olga den fertigen Film sah, war sie überhaupt nicht mit sich zufrieden. Ganz anders die Presse. Ein Kritiker verglich sie sogar mit der grossen Eleonora Düse. Bei den Journalisten hiess sie fortan nur noch «die Tschechowa». Da man sie nun auch interviewen wollte – was bei ihren geringen Deutschkenntnissen schwierig war –, begann sie die Sprache ernsthaft zu lernen. Aber selbst für einen «Star», als der sie jetzt allgemein galt, war in dieser Zeit der Inflation alles derart teuer, dass sie kaum das Geld für ihre Miete aufbringen konnte.

Im September 1921 hatte die Katschalow-Truppe immer noch keine Nachricht aus Moskau. So startete sie nach einem Sommerurlaub im Gebirge ein Gastspiel in Prag. Um das Repertoire zu erweitern, probte das Ensemble nun den *Hamlet* mit Katschalow in der Titelrolle. «In einer Woche werden wir den *Hamlet* spielen. Gott helfe uns!», schrieb Tante Olja an eine alte Freundin.¹² «Katschalow hat sehr gut ausgesehen», berichtete Tante Olja Stanislawski. «Er wirkte jünger und geschmeidiger als je zuvor.»¹³

Katschalows Sohn Wadim, der in diesem Jahr der Emigration Lews Freund wurde, beschreibt, wie ein Bankier aus Prag «mit einem Namen wie Rosenkranz oder Guldenstem» Partys für sie gab. «Wir waren viel mit ihm zusammen und tranken jede Menge. Bald waren wir per du.»¹⁴

Aber trotz solcherart Zerstreungen verfiel Katschalow bald in schwere Depressionen. Von einem jungen polnischen Schauspieler, der eine Zeit lang am Moskauer Künstlertheater gearbeitet hatte, wussten sie, dass es ihrem Ensemble ohne sie schlecht ging. Auch Tante Olja hatte das Heimweh nicht überwunden. «Vor kurzem bin ich krank gewesen», schrieb sie an eine Freundin. «Ich lag im Delirium mit über 40 Grad Fieber. Ich sah eine Walküre nach Moskau fliegen und litt schrecklich darunter, dass ich sie nicht begleiten konnte. Ich sah die Lämpchen auf den Gräbern von Nowodewitschi. Ich spürte das Jüngste Gericht nahen und hörte einen Erzengel die Posaune blasen!»¹⁵

«Sie dürfen nicht glauben, dass wir nicht wieder zusammenkommen wollen», schrieb sie in jenem September an Stanislawski. «Ich träume davon, dass Stanislawski seine Flügel ausbreitet, das Theater schafft, das heute gebraucht wird, und dass es in Russland geschieht!»¹⁶ Mochten ihre Worte auch noch so herzlich klingen – möglicherweise hat sie diese bewusst gewählt, weil sie davon ausging, dass andere mitlasen. Von Prag reiste die Truppe im Winter 1921 nach Deutschland. Sie gab ein kurzes Gastspiel in Leipzig und traf Anfang Februar 1922 in Berlin ein.

Am 14. Februar erhielt Katschalow einen Brief von Nemirowitsch-Dantschenko. Nun schien man sie endlich nach Moskau zurückzurufen. Als Tante Olja davon erfuhr, griff sie sofort zur Feder. Zu Beginn dieses Briefes klingt allerdings unterdrückter Arger über ihren ehemaligen Geliebten an. Dass Nemirowitsch-Dantschenko ihr in all diesen Jahren nie geschrieben hatte, muss sie verletzt haben. «Ich komme gerade von einer Vorstellung des *Kirschgartens* und lese deinen Brief an Wassili Iwanowitsch [Katschalow]. Zum ersten Mal spüre ich wieder den Wunsch, dir zu schreiben.» Aber der Gedanke, nach Moskau zurückkehren zu können, war so erregend, dass kein Raum für Ressentiments blieb. «Dein Brief hat mir endlich gesagt, was ich mir die ganze Zeit heimlich erträumt habe. Dass wir zurückkehren müssen.» Vielleicht war sie auch nur besonders milde gestimmt, weil sie gerade die *Ranewskaja* gespielt hatte, die nicht anders kann, als ihrem herzlosen Geliebten in Paris zu vergeben. «Wenn wir einander nahe sind und uns wieder in die Augen sehen, dann werden wir vielleicht ohne Worte verstehen, wie viel wir einander noch bedeuten... Am meisten freue ich mich darauf, dich wiederzusehen, dich und keinen anderen.»¹⁷ Andererseits war Tante Olja, die zu ihrer Familie so grosszügig und liebevoll sein konnte, für ihre Intrigen am Moskauer Künstlertheater bekannt. Sie wusste, dass sie bei ihrer Rückkehr Unterstützung brauchen würde, und hatte daher nichts dagegen, die Zuneigung einer verflochtenen Liebschaft für sich zu nutzen.

11.

Die frühen Zwanzigerjahre in Moskau und Berlin

Ohne die Katschalow-Truppe war das Moskauer Künstlertheater tatsächlich in einem beklagenswerten Zustand. Obwohl Lenin es schätzte, fühlte es sich unter dem neuen Regime von allen Seiten bedrängt. Der *Proletkult* forderte die Abschaffung des gesamten vorrevolutionären Theaters. Wladimir Blum, der einflussreichste neue Kritiker, bezeichnete das Moskauer Künstlertheater als den «Bannerträger der Bourgeoisie».¹ Selbst Stanislawski sah nach den Schrecken des Bürgerkriegs Tschechows Werke anders. «Wenn wir Maschas Abschied in *Drei Schwestern* spielen, bin ich peinlich berührt», schrieb er an Nemirowitsch-Dantschenko. «Nach all dem, was wir erlebt haben, kann man nicht mehr darüber weinen, dass ein Offizier fortgeht und seine Dame verlässt.»²

Die einzige Neuinszenierung in den Jahren von Revolution und Bürgerkrieg war ein misslungener Versuch Stanislawskis gewesen, Byrons *Cain* auf die Bühne zu bringen. Meyerhold, damals der kühnste Regisseur der russischen Avantgarde, verteidigte ihn und pries seinen Mut, ein so anspruchsvolles Werk zu inszenieren. Aber er war ein Rufer in der Wüste.

Erst im zeitigen Frühjahr 1921 lächelte dem Theater wieder das Künstler glück. Da der berühmteste Akteur der Truppe, Katschalow, noch immer abwesend war, entschied man sich, die Hauptrolle in Strindbergs *Erik XIV*. Michail Tschechow zu geben. Die Premiere am 29. März löste stürmische Debatten aus. Der schlimmste Gegner des Theaters behauptete, Mischa sei in dieser Rolle «immer noch der stupsnasige dumme Tropf Petruschka».³ Die meisten Rezensionen

waren jedoch voll des Lobes. Mischa hatte die Herausforderung mit Bravour gemeistert.

Im folgenden Herbst gab Stanislawski Mischa die Titelrolle in Gogols *Revisor*. Das war eine Gelegenheit, die Grotteske weiterzuentwickeln, die Stanislawski als «die lebendige, ausgestellte, kühne Rechtfertigung enormer Inhalte» definierte, «die so umfassend ist, dass sie an Übertreibung grenzt».⁴ Mischa hatte zu seiner Stärke gefunden. Den *Hamlet*, der als Nächstes folgte, interpretierte er auf ganz eigene Weise und erntete damit einen noch grösseren Erfolg.

Mischas Cousin Sergej Tschechow fand dessen Spiel «unvergesslich». Später berichtete er, wie er ihm wieder begegnete. «Als der Vorhang fiel, erhob ich mich mit dem ganzen Saal zum Applaus. Als Mischa sich verbeugte, entdeckte er mich. Durch die Maske des Hamlet schickte er mir sein ganz eigenes Lächeln. Dann gab er mir einen Wink, in seine Garderobe zu kommen.» Dabei stellte Sergej fest, dass sein Cousin ganz anders als bei Wolodjas Begräbnis, bei dem er ihn zum letzten Mal gesehen hatte, jetzt «gepflegt war, sich elegant kleidete und gut aussah».⁵

In der Garderobe erfuhr Mischa, dass Sergej gerade aus ihrer Heimatstadt Taganrog in Moskau eingetroffen war und noch keine Unterkunft hatte. Begierig darauf, etwas über die anderen Familienmitglieder wie Tante Mascha zu erfahren und sich an ihre gemeinsame Jugend vor der Revolution zu erinnern, lud Mischa Sergej spontan ein, bei ihm und seiner Frau Xenia in ihrer grossen Wohnung am Arbat Quartier zu nehmen. Dort gab es ein Esszimmer, in dem Sergej hinter einem Wandschirm auf einem Sofa schlafen konnte. Ausserdem hatte die Wohnung einen runden Salon, der sogar mit einer kleinen Bühne samt Vorhang ausgestattet war. Hier hatte Mischa das Tschechow-Studio betrieben. Jetzt probten dort junge Schauspieler, von denen Mischa stets umschwärmt war. Er beschäftigte sogar eine Haushälterin und Köchin, was in dieser Zeit der Agitation gegen alles Bürgerliche so recht zu Mischa passte.

«Ich wohne bei Mischa, dessen Gastfreundschaft jedes Mass über-

steigt», schrieb Sergej im März 1922 an seine Eltern. «Seine Frau ist sehr lieb und nett. Ausser mir wohnen hier noch sechs junge Leute. Wir bilden eine Kommune. Ich habe sofort Familienanschluss gefunden und bin nicht mehr ganz so dünn.»

Sergej war halb verhungert, als er in Moskau eintraf. Die Gegend um Taganrog hatte unter dem roten Terror nach dem Zusammenbruch der Armeen Denikins schwer leiden müssen. Sergej, der lange Zeit hatte hungern müssen, konnte seinen Blick nicht von der Butter oder den Süßigkeiten wenden, die auf den Tisch kamen. Als Mischa und Xenia dies bemerkten, nötigten sie ihn geradezu zum Essen. Die grösste Verführung war jedoch für ihn schwarzes Brot. Man bewahrte es in einem Ofen des Speisezimmers in der Nähe seiner Schlafstelle auf. Nachts stieg ihm der Geruch in die Nase. Dem konnte er nicht widerstehen, brach sich ein Stück ab und begann gierig zu essen. Dabei plagten ihn Schuldgefühle, obwohl er wusste, dass man ihm vergeben würde. Mischa, der sich noch nicht ganz von der Flasche gelöst hatte, war der Erste, der das verstehen musste.

«Xenia Karlowna vergöttert Mischa», schrieb Sergej. «Einmal nahm Mischa ein Bad. Danach hörte ich beide ins Schlafzimmer gehen. Wenige Minuten später öffnete sich die Tür zu meinem Zimmer, und Xenia Karlowna rief mich. ‚Sergej‘, sagte sie, ‚komm und sieh dir dieses entzückende Bild an!‘ Mischa lag im Bett unter einer Steppdecke. Sein dunkles Haar bildete einen starken Kontrast zu dem weissen Kissen. Er lächelte spitzbübisch, und Xenia Karlowna stand mit gefalteten Händen vor ihm, als bete sie ihren Gatten an.»

Mischa machte sich einen Spass daraus, seine Frau zu necken. Er konnte ihr ein Bild von Olga vor die Nase halten und in schwärmerischem Ton sagen: «Xenia, schau nur, was für eine Schönheit meine erste Frau war.» Xenia, peinlich berührt, schnappte nach dem Foto in Mischas Hand und rief: «Lass das, Mischa, gib es her!»

An einem schönen Frühlingstag nahmen Mischa und Xenia Sergej auf einen Spaziergang mit. Er erinnert sich, wie die Passanten die

Köpfe wandten, wenn sie Mischas ansichtig wurden. «Das ist kein Wunder», erklärte Xenia glücklich. «Du bist jetzt eine Berühmtheit.»⁶

Mischa mag in Moskau berühmt geworden sein, aber seine erste Frau, Olga, dürfte wohl kaum ein Foto von ihm aufbewahrt haben. Abgesehen von ihrer Karriere galt ihre grösste Sorge dem Problem, wie sie ihre Mutter und ihre Tochter aus der neu gegründeten Sowjetunion zu sich holen konnte. Vor allem aber konzentrierte sie sich auf das Erlernen der deutschen Sprache und auf ihre Arbeit in den Ufa-Studios in Babelsberg bei Potsdam.

Die Universum-Film AG, abgekürzt Ufa, war 1917 auf Anregung des Militärs gegründet worden. Sie sollte Propagandastreifen – Wochenschauen und Spielfilme – für die Feldkinos des deutschen Heeres produzieren, die man zur Unterhaltung der Soldaten hinter den Fronten einrichtete. General Ludendorff hatte sich sehr für dieses Projekt eingesetzt. Das Kapital sollte von Grossindustriellen kommen. Selbst die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg konnte der Produktion kaum etwas anhaben, die mit Ernst Lubitschs Filmen und Pola Negri als Star begann. *Madame Dubarry*, der 1919 entstand, hatte im In- und Ausland solchen Erfolg, dass man Pola Negri sofort nach Hollywood holte.⁷

Für Olga Tschechowa war es ein unerhörtes Glück, dass Pommer sie zu einer Zeit entdeckte und ihr erster Film mit Murnau zum Erfolg wurde, als die Ufa-Studios gerade ihren ersten Aufschwung erlebten. Pommer baute bald die grössten Filmstudios in Europa, in denen zu guten Zeiten über 4'000 Menschen beschäftigt waren. Mit Regisseuren wie Lubitsch, Murnau und Fritz Lang, der hier 1925 und 1926 sein *Metropolis* drehte, erreichte der deutsche Film Weltgeltung. Seine Schauspieler und Regisseure waren in Hollywood begehrt, und der amerikanische Film jener Zeit übernahm vieles, was Pommer begonnen hatte.

Tante Olja kehrte im Mai 1922 mit der Katschalow-Truppe und in Lews Begleitung endlich über Skandinavien nach Moskau zurück.

In ihren Briefen ist kein Hinweis darauf zu finden, dass sie Olga in Berlin getroffen hatte. Und doch hatten sie Verbindung zueinander aufgenommen. Unter den russischen Emigranten funktionierte der Buschfunk viel zu gut, als dass Olga das Eintreffen der Truppe und ihrer Tante entgangen sein konnte. Offenbar kam sie auch mit dem Inspizienten des Künstlertheaters, Sergej Bertensson, der die Truppe auf der Reise begleitete, zusammen. Er soll sich hoffnungslos in sie verliebt haben.

In Moskau dagegen war jeder Kontakt mit Emigranten eine riskante Sache. Die Katschalow-Truppe musste deprimiert feststellen, dass sie auf dem Weissrussischen Bahnhof von niemandem erwartet wurde. Und nachdem sich die beiden Teile des Moskauer Künstlertheaters wieder vereinigt hatten, scheint es zunächst auf beiden Seiten beträchtliches Unbehagen gegeben zu haben. Lenin war über solche politischen Empfindlichkeiten erhaben. «Endlich!», soll er ausgerufen haben, als er erfuhr, dass die Katschalow-Truppe wieder in Moskau war. «Es wird interessant sein zu sehen, wie sie auf das neue Russland, das neue Moskau reagieren. Das sind sensible Leute. Auf jeden Fall wird unser Publikum glücklich sein, sie wieder sehen zu können.»⁸ Lenin sprach nur für sich selbst. Die alten Inszenierungen des Moskauer Künstlertheaters waren ihm wesentlich lieber als die lautstarken Elaborate des *Proletkults*, die Lunatscharski forderte. Es ist ein interessantes Paradox, dass Lenin, der die Bourgeoisie auslöschen wollte, Anton Tschechows Stücke so liebte. Auch Stalin bewunderte über ein Jahrzehnt später Michail Bulgakows *Tage der Turbins*, ein Stück, das seine Kulturkommissare als reaktionär, wenn nicht gar konterrevolutionär verurteilten. Mindestens 15-mal sah er sich diese Aufführung im Moskauer Künstlertheater an.

Über das neue Russland äusserte sich Tante Olja nur mit grösster Vorsicht. Moskau war nicht so, wie sie es sich aus der Ferne erträumt hatte. Vor allem aber schockierte sie, dass inzwischen so viele Freunde verstorben waren. «Nun bin ich nach drei Jahren des Umherziehens also in Moskau», schrieb sie an ihre Schwägerin Mascha auf der Krim.

«Und ich freue mich, wieder in Russland zu sein. Wie es mit mir weitergeht, weiss ich noch nicht.»⁹

Anlass für diesen eilig geschriebenen Brief war die Gelegenheit, sich eines zuverlässigen Boten zu bedienen. Der Bruder des Dichters Ossip Mandelstam erbot sich, Mascha die Auslandstantien für Tschechows Stücke auszuhändigen. «Ich habe erst gestern Abend erfahren, dass Jewgeni Emiljewitsch [Mandelstam] heute auf die Krim reist. Im August gehen wir zu einem Gastspiel für ein Jahr nach Amerika.» Olja bat Mandelstam, einen Teil der Lizenzgebühren für Tschechows Stücke zu überbringen, die sie aus den Einnahmen der Katschalow-Truppe abgezweigt hatte. Der grösste Teil der Summe bestand aus Deutscher Reichsmark, der Rest aus «Limonen», wie man das wertlose sowjetische Papiergeld in spielerischer Verdrehung des Wortes «Millionen» nannte.

Tante Olja kehrte auch deshalb so freudig in die Wohnung am Pretschistenski-Boulevard 23 zurück, weil sie dort ihre beiden Grossnichten, die Töchterchen von Olga und Ada, wieder sah.¹⁰ Zwar war die Wohnung für sowjetische Verhältnisse geräumig, aber die stets grosszügige Tante Olja teilte sie mit vielen Mitgliedern ihrer ausgedehnten Familie.

Tante Olja war die Einzige, die ein eigenes Zimmer hatte. Ihr Neffe Wowa, Wladimirs Sohn, hat es so beschrieben: «In einer Ecke hinter einem Wandschirm stand ein kleines Bett, auf dem eine Überdecke aus Fuchsfell lag. Daneben ein Toilettentisch mit Marmorplatte und ein Kleiderschrank mit Spiegel. Ausserdem waren da noch ein kleiner Schreibtisch am Fenster und ein antikes rundes Tischchen mit mehreren Sesseln.»¹¹ Der Raum muss relativ gross gewesen sein, denn auch ein Flügel fand darin Platz, an dem Lew später komponierte. Auf dem Fussboden lag ein Eisbärenfell. Zwei verglaste Bücherschränke waren mit Bänden gefüllt, die ihr Freunde geschenkt hatten. In einem findet sich folgende Widmung Maxim Gorkis: «Für Sie, Olga Leonardowna. Dieses Buch hätte ich gern in die Haut meines Herzens eingebunden, aber dann wäre meine Frau böse auf mich gewesen. Sie sind nett, Sie sind gut, Sie sind eine liebe Person und haben Talent. Ich könnte Ihnen

noch viel mehr sagen, aber ich drücke Ihnen wohl besser von ganzem Herzen schweigend die Hand.»¹²

Tante Olja holte auch Sofia Tschechowa, die Mutter Wolodjas, der sich 1917 erschossen hatte, zu sich, als deren Ehemann starb. Ausserdem lebten in der Wohnung noch ihr Bruder Konstantin, der bereits zu krank war, um noch als Eisenbahningenieur zu arbeiten, dessen Frau Lulu, die Tochter Ada und die beiden kleinen Mädchen. Lew zeigte sich von Zeit zu Zeit und blieb ein paar Tage. Tante Olja scheint aber nur von einer Seite des Lebens ihres vergötterten Neffen gewusst zu haben.

«Als ich nach Moskau zurückkam», schrieb Lew viele Jahre später, «konnte ich meine Leidenschaft für die Musik nicht mehr unterdrücken.» Damals war er 23 Jahre alt. Die Familie war zunächst äusserst skeptisch. Tante, Vater und sein Onkel Wladimir, der Opernsänger, setzten sich zusammen, um darüber zu befinden, ob er als Pianist und als Komponist Talent besass. Ihr Urteil fiel «nicht sehr ermutigend» aus. Sie wollten ihn dazu bringen, seine Pläne aufzugeben. Lew aber hörte nicht auf sie.

Tante Olja war zwar an dem negativen Urteil beteiligt gewesen, konnte aber der Versuchung nicht widerstehen, ihm trotzdem zu helfen. Sie stellte Lew Jelena Gnesina vor, der Direktorin von Moskaus berühmtester Musikschule. Die engagierte ihn als Verwalter des Schulgebäudes. Lew behauptete später, als «Weissgardist» habe man ihn nicht offiziell als Schüler nehmen können, weshalb ihm die Direktorin eine Arbeit und Privatstunden gab. Tatsächlich lag das einzige Problem darin, dass Lew mit seinen 23 Jahren viel zu alt für eine Schule war, deren Insassen sieben bis 17 Jahre zählten. «Das war eine schwere Zeit», schrieb Lew am Ende seines Lebens. Seine Memoiren sind allerdings auch nicht authentischer als die seiner Schwester Olga, wenn sie auch keine ausgesprochenen Erfindungen enthalten.¹³

Laut dem ranghohen Geheimdienstgeneral Pawel Sudoplatow und anderen sowjetischen Quellen «war es für die Sicherheitsorgane [damals die neu gebildete OGPU, die Vorläuferin von NKWD und KGB]

selbstverständlich, ihn [Lew Knipper] anzusprechen». Da er jedoch weissgardistischer Offizier gewesen war, hatte er kaum eine andere Wahl, als in die Zusammenarbeit einzuwilligen. Ob man ihn zwang, seine in Berlin lebende Schwester sofort zu rekrutieren, kann heute ohne Zugang zu den betreffenden Akten, die weiterhin unter Verschluss sind, nicht gesagt werden. Aber laut General Sudoplatows Sohn, Professor Anatoli Sudoplatow, der Lews Führungsoffiziere kannte, war Olga Tschechowa «in den Zwanzigerjahren eine Schlüsselfigur, die Zusammenkünfte russischer Emigranten in Deutschland organisierte». Auf jeden Fall sollte Lew sie später recht häufig in Berlin besuchen, worüber beide nie ein Wort verloren, nicht einmal gegenüber ihren Verwandten. Es hat den Anschein, «dass Knipper mithilfe des NKWD in den Dreissigerjahren eine reguläre nachrichtendienstliche Verbindung zu Olga Tschechowa unterhielt».¹⁴

Lew mag die Zusammenarbeit mit der OGPU anfangs als faszinierendes Abenteuer empfunden haben. Möglicherweise stärkte sie sein Selbstbewusstsein. Er hatte die Schwäche seiner Kindheit überwunden, den Bürgerkrieg überlebt, sah blendend aus, sodass viele Frauen ihn bewunderten, vor allem seine Tante, eine Persönlichkeit, die in russischen Künstlerkreisen höchstes Ansehen genoss. Vielleicht brachte ihn sein neues geheimes Leben auf den Gedanken, er könne nun den Westen geniessen, sich neuen künstlerischen Ideen hingeben und das Diktat des öden *Proletkults* ignorieren. In seinem jugendlichen Überschwang scheint er die Gefahren allerdings unter schätzt zu haben. Als ehemaliger Weissgardist hatten ihn seine neuen Partner in der Hand und konnten ihn dazu zwingen, Freunde und Kollegen zu denunzieren. Offenbar war dies der klassische Fall eines Mannes, der verdrängte, dass er seine Seele verkaufte, und sich im Nachhinein höhere Beweggründe einzureden suchte. Ein Teil seines Charakters mag ihn zu dieser Arbeit hingezogen haben. Lew war äusserst empfindlich und vergass keine Kränkung. Hinter seinem beherrschten Äusseren verbarg er tiefe Emotionen. Zumindest meinen das viele, die ihn näher kannten.

Lews Entschlossenheit, sich ganz der Musik zu widmen, beeindruckte Tante Olja, erfüllte sie aber auch mit Sorge. «Lew ist gerade wieder aufgetaucht», schrieb sie im August 1922 an einen Freund. «Er ist völlig seiner Musik verfallen. Er arbeitet bis zur Erschöpfung. Er hat 14 Pfund abgenommen, sodass ihm der Arzt jede Arbeit verboten hat. Er soll sich Ruhe gönnen, damit er wieder etwas zunimmt.»¹⁵

Laut seinen Memoiren eignete sich Lew in jenem August die Grundlagen der Musiktheorie an und ging sofort zur Harmonielehre über. In jeder freien Minute komponierte er. Der Stress, so behauptet er, liess die Knochentuberkulose seiner Kindheit wieder aufbrechen, und «ein Professorenkonzilium entschied, dass ich unheilbar krank sei». Einen Monat später sollte eine grosse Truppe des Moskauer Künstlertheaters auf Tournee nach Westeuropa und in die USA gehen. Dies gehörte zu den Bemühungen der Sowjetregierung, nach dem Bürgerkrieg die Beziehungen zum Ausland zu normalisieren und Handelskontakte zu knüpfen. Tante Olja gelang es, Lew «auf die Liste der Schauspieler zu schmuggeln». Er sollte in Berlin bleiben und sich dort von Fachärzten behandeln lassen.

Dass ein erst kürzlich in die Sowjetunion zurückgekehrter Weissgardist in so kurzer Zeit wieder nach Berlin reisen durfte, war zumindest ungewöhnlich. Als Tarnung eines Auftrags konnte es allerdings kaum etwas Besseres geben.¹⁶ Lew sollte in Berlin wieder Kontakt zu seiner Schwester Olga aufnehmen und über das Treiben der weissgardistischen russischen Emigranten in Deutschland berichten, während er nach aussen hin musikalische Studien trieb.

In dieser Zeit startete die Abteilung Auflandsaufklärung (INO) der OGPU zahlreiche Geheimoperationen. Lenin war entschlossen, Konterrevolutionäre im Ausland auch nach der Zerschlagung der weissgardistischen Armeen zu verfolgen. Bereits im Dezember 1920 hatte der Tscheka-Gründer Felix Dserschinski Aktionen gegen Emigranten Gruppen in Frankreich und Deutschland zu organisieren begonnen. Allein in Berlin lebten damals 200'000 russische Flüchtlinge.¹⁷

Verwandte prominenter Emigranten wurden im Land als Geiseln genommen und Agenten rekrutiert, die Emigrantenvereinigungen infiltrieren und sich mit der Entführung ihrer führenden Köpfe befassen sollten. In Russland selbst schuf man weissgardistische Scheinorganisationen, die die Gegner des Regimes aufspüren sollten. Dies hatte höchste Priorität. Im ersten Jahrzehnt ihrer Existenz blieb «das wichtigste ausländische Ziel der OGPU die Bewegung der Weissgardisten».¹⁸

Diese Bewegung wurde gesteuert vom Hauptquartier der Russischen Union Vereinigter Dienste (ROVS) in Paris. Ihr Chef, General Kutepow, wurde im Januar 1930 von Agenten der OGPU entführt. Seinen Nachfolger, General Miller, ereilte im Dezember 1936 das gleiche Schicksal. In einer Kiste wurde er in die Sowjetunion geschmuggelt, dort brutal verhört und schliesslich erschossen. Die russische Emigration der frühen Zwanzigerjahre war eine politische Halbwelt von Agenten und Doppelagenten, die meist für die OGPU arbeiteten. Von Heimweh geplagte Weissgardisten in Paris und Berlin, darunter viele hochgeborene Offiziere, die nachts als Taxifahrer arbeiten mussten, waren bereit, ihre besten Freunde zu verraten, wenn sich ihnen dafür die Chance auf eine sichere Rückkehr in die Heimat bot.

Lew Knipper war allerdings nicht für Entführungen vorgesehen. Er sollte solche Emigranten, vor allem prominente Intellektuelle, ausfindig machen, die man überzeugen konnte, als loyale Bürger in die Sowjetunion zurückzukehren. Offenbar spielte er eine stille, aber wichtige Rolle beim Sammeln von Informationen über den Schriftsteller Alexej Tolstoi, der wie Lew weissgardistischer Offizier gewesen war. Mit seinem Stück *Zar Fjodor* hatte das Moskauer Künstlertheater seine ersten Triumphe gefeiert. Die junge Olga Knipper-Tschechowa war damit berühmt geworden und Anton Tschechow aufgefallen. Tolstoi, der später nur der «rote Graf» hiess, durfte 1923 als «reuiger Ausgebürgertes» zurückkehren und hat den Kreml nie enttäuscht. Nach Gorkis Tod galt er als der Nestor der sowjetischen Literatur.¹⁹

Die russischen Emigranten in Berlin bildeten eine ganze Kolonie,

deren Zentrum der Westteil der Stadt war. Bei den Berlinern hiess der Kurfürstendamm bald «Nöpski-Prospekt», und aus Charlottenburg wurde «Charlottengrad». Für später berühmte Schriftsteller wie Vladimir Nabokov, Ilja Ehrenburg oder Boris Pasternak waren Kaffeehäuser der Gegend wie die «Prager Diele» das, was in den Fünfzigerjahren die Cafés des Pariser Stadtteils Saint-Germain für die französischen Existenzialisten werden sollten. In Berlin erschienen über 200 Tageszeitungen, Zeitschriften und Journale in russischer Sprache, es gab eine ganze Reihe Verlage und sogar eine russische Schule. Diese Gemeinde, der es wirtschaftlich nie gut ging, sollte aber ein Jahrzehnt später von der durch den Börsenkrach an der Wall Street ausgelösten Weltwirtschaftskrise mit ihrer grassierenden Arbeitslosigkeit in alle Winde verstreut werden.²⁰

Die Gastspieltruppe des Moskauer Künstlertheaters von etwa 60 Personen, unter die sich Lew diskret gemischt hatte, traf Ende September 1922 in Berlin ein. Von Petrograd waren sie über die Ostsee nach Stettin gefahren und hatten unterwegs schwere Stürme überstehen müssen. Viele fühlten sich krank und zerschlagen, als sie eine Woche nach Stanislawski mit dem Zug aus Stettin in der deutschen Hauptstadt ankamen.

Der Theaterchef war in einem höchst nervösen Zustand. Im Ausland gönnte er sich noch weniger Ruhe als in Moskau. Die Engagements für die Gastspielreise hatte Impresario Morris Gest, ein grosses Werbegenie, organisiert. So fand sich Stanislawski, dem sein schäbiger Mantel peinlich war, als er am Bahnhof Friedrichstrasse aus dem Zug stieg, von Fotografen und Kameralenten umringt. Damit er wirkungsvoll in Szene gesetzt werden konnte, musste er sogar zweimal aussteigen.

Seine Tournee war ein enormes, politisch ausserordentlich riskantes Unternehmen. Das wusste er nur zu gut. Ausserhalb Russlands sah man sie zweifellos als die Vertreter eines Regimes, das den Zaren samt seiner Familie umgebracht hatte. Zugleich konnte ihnen jedes verständnisvolle Wort im Ausland daheim als «konterrevolutionär»

ausgelegt werden. Dass Lenin und Lunatscharski dieses Gastspiel persönlich genehmigt hatten, garantierte ihnen keineswegs eine sichere Rückkehr.

In Berlin hatte die Tournee keinen guten Start. Als Stanislawski sein Ensemble für *Zar Fjodor* in Form bringen wollte, stellte er fest, dass sie auf ihrer Bühne nicht ordentlich proben konnten, weil sie diese mit einem anderen Ensemble teilen mussten. Max Reinhardt, der grosse Impresario jener Zeit, bot ihnen die Probenräume seines eigenen Ensembles an. Stanislawski wollte keine Minute ungenutzt verstreichen lassen. Zwar gehörte *Zar Fjodor* bereits seit einem Vierteljahrhundert zum Repertoire des Künstlertheaters, aber sie hatten das Stück einige Jahre nicht gespielt, und es musste gründlich entstaubt werden.

Bei der technischen Probe am 24. September sass Stanislawski im Zuschauerraum. Auf dem Höhepunkt des Stücks läuten die Kremlglocken. Aber der Klang war reichlich dünn. «Wann bekomme ich denn nun endlich die richtigen Glocken zu hören?», rief Stanislawski aus dem leeren, dunklen Saal. Ohne ihm etwas zu sagen, hatte jemand in Moskau entschieden, die grosse Glocke zurückzulassen, weil sie 1,6 Tonnen wog und für eine Tournee durch ganz Europa und Amerika viel zu schwer war. Stanislawskis ohnehin gespannte Nerven liessen ihn nun völlig im Stich. Er liess die Probe abbrechen. Ein Bühnenarbeiter schlug vor, ein grosses Kreissägeblatt aufzuhängen, das einen ähnlichen Klang ergab, wenn es richtig geschlagen wurde. Eilig holte man eines aus einer nahegelegenen Werkstatt herbei. Stanislawski konnte schliesslich überzeugt werden, und die Probe ging weiter.²¹

Während die Theaterleute mit *Zar Fjodor* beschäftigt waren, widmete sich Lew Knipper seiner «Intensivbehandlung». Natürlich sah er während der 15 Monate, die er in Deutschland verbrachte, häufig seine Schwester Olga. Eine Zeit lang liess er sich in einem Sanatorium in Freiburg behandeln, wo er ein Klavier in seinem Zimmer hatte und komponieren konnte. Die übrige Zeit verbrachte er in Berlin. An Lews Leidenschaft für die Musik kann es überhaupt keinen Zweifel geben.

Dank der OGPU bot sich ihm die seltene Gelegenheit, sich in Deutschland aufhalten und moderne Komposition studieren zu können. Wie weit er dabei die Emigrantengemeinde von Berlin ausspionierte, lässt sich nicht feststellen. Aber er muss Ergebnisse vorgelegt haben, denn die OGPU und später auch das NKWD genehmigten ihm derartige Reisen immer wieder.

12.

Gedanken aus der Ferne

Der Kontrast zwischen dem Leben in Sowjetrussland und im Ausland konnte die Mitglieder des Moskauer Künstlertheaters durchaus in Verwirrung bringen. «Das Schicksal hat mich von Russland und von dem Leben fortgerissen, das ich mir erträumte», schrieb Tante Olja aus Paris an eine Freundin. «Und irgendwie unwillig habe ich mich in dieses leichte Leben gestürzt, mich den Eindrücken des Augenblicks hingegen. Diese Stadt ist unglaublich schön. Es ist eine Freude, auf ihren Strassen zu flanieren.»

Andererseits versetzte auch das Gastspiel des Moskauer Künstlertheaters mit dem *Kirschgarten* die in Paris lebenden Russen in Unruhe. «Das muss für unsere ehemaligen Landsleute so traurig sein», fügte Olja hinzu. Viele russische Emigranten brachen in Tränen aus, als sie das Land, das sie immer noch liebten und ersehnten, auf der Bühne wiederersehen sahen und noch einmal sein schmerzhaftes Ende erleben mussten, wenn die Ranewskaja sich nach Paris auf die Reise zu ihrem untreuen Geliebten macht.

Die nächste und längste Etappe der Tournee, die USA, machte Tante Olja Angst. «Denk an mich am 27., wenn wir die Gestade Europas hinter uns lassen», schrieb sie in dem genannten Brief vom Dezember 1922.¹ Die lärmende Hektik der Neuen Welt bestätigte bald ihre düsteren Vorahnungen. «Hier ist es überall so laut. Jeder versucht den anderen zu überholen. Jedes dritte Haus ist ein Tanzsaal. Kinos, Restaurants und Konzerte noch und noch, aber in den Adern dieses Volkes fließt kein Tropfen Künstlerblut. Es ist eine Welt ungläubi-

cher Werbung. Wenn man abends ausgeht, traut man seinen Augen kaum und weiss nicht, wohin man zuerst schauen soll. Ein wahres Lichtermeer, alles glitzert, springt und ist ständig in Bewegung. Buchstaben und Wörter aus Licht... Wir haben grossen Erfolg, aber ehrlich gesagt, es macht uns keine Freude.»

Das Ansehen des Moskauer Künstlertheaters war so enorm, dass der Saal bei den Freitagamatinee voller Schauspieler war, welche die Vorstellung als «Unterricht» in der Meisterklasse nutzten. Die Wirkung auf die Theaterwelt der USA konnte gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Aber auch das war für Tante Olja nur ein schwacher Trost. Sie sehnte sich nach der mit Schlaglöchern übersäten Strasse von ihrem Haus am Pretschistenski-Boulevard zum Theater an der Kammerherrengasse. Die USA blieben ihr fremd. «Das alles kommt mir vor wie ein aufgezoogenes Uhrwerk. In den Gesichtern der Menschen ist nichts zu lesen. Man hat den Eindruck, hier ist immer alles in Ordnung. Diese Miene setzen sie auf, wenn sie aus dem Haus gehen, und damit verrichten sie ihr Tagewerk.» Andererseits war sie ehrlich genug zuzugeben, dass sie die luxuriösen Badezimmer in den Hotels mit fliessend warmem Wasser genoss.²

Auf den Kontrast zwischen gut geheizten Hotelzimmern und eiskalten Proberäumen war das Ensemble in New York allerdings nicht eingestellt. Viele Schauspieler erkrankten an Grippe und gar an Bronchitis. Tante Olja verblüfften besonders die üppigen Pelzmäntel, welche die Amerikanerinnen über (für sowjetische Verhältnisse) verdächtig knappen Kleidchen trugen. In ihren Augen entblösste die Mode der Zwanzigerjahre die Frauen geradezu.

Als sie einen Brief von ihren Brüdern Konstantin und Wladimir aus Moskau erhielt, brach sie in Tränen aus. Das Make-up für die Vorstellung wollte nicht halten. Gegen ihr Heimweh vermochte auch Anton Tschechows alter Freund Rachmaninow, der sie besuchte, nichts auszurichten. «Er ist dünn und schlaksig», schrieb sie nach einem Abend-

essen, zu dem sie der Komponist am 5. März 1923 nach der Vorstellung eingeladen hatte. «Er sieht leidend und unglaublich erschöpft aus.» Nach einer weiteren Begegnung mit Rachmaninow schrieb sie: «Es ist so rührend, wenn er von Anton Pawlowitsch [Tschechow] spricht und mich bittet, von ihm zu erzählen. Dann strahlt er übers ganze Gesicht.»³ Tschechow war für alle Emigranten die Verkörperung des Russlands, das sie geliebt hatten und das nun verloren war.

Ganz anders Lew, der die ausländische Kultur genoss und sich von ihr anregen liess. Von Freiburg fuhr er zu einem Festival moderner Musik nach Donaueschingen im Schwarzwald, wo er Paul Hindemith begegnete. Von Hindemith und Arnold Schönberg war er damals stark beeindruckt. Ständig machte er neue Entdeckungen. «Ich stürze mich in den Expressionismus», schrieb er an Tante Olja, als sie wieder in Europa war. Er drängte sie, seine Schwester Olga aus Berlin mitzubringen, damit sie sich einmal gründlich erholen konnte.⁴

In jenem Sommer 1923 besuchte ihn seine Ersatzmutter nach dem ersten Teil der Amerikatournee. «In Berlin war ich nur drei Tage», schrieb Tante Olja ihrem Bruder Wladimir, dem Opernsänger. «Nach der Ochsentour in Amerika bin ich nach zwölf Tagen Seereise völlig durcheinander hier eingetroffen und weiss überhaupt nicht, was ich mit mir anfangen soll.» In Berlin stieg sie bei Olga ab. Es imponierte ihr sehr, wie diese ihre Wohnung eingerichtet hatte. Nach Amerika fand sie selbst das verhasste Berlin anziehend, denn «es ist überall grün und beinahe schön zu nennen». Im Vergleich zu New York kam ihr Deutschland «klein, nett und gemütlich» vor.

«Ich habe mich entschlossen, nach Süddeutschland zu Ljowa [Lew] zu fahren. Die Stanislawskis sind auch hier. Jetzt wohne ich bei Ljowa, der aus dem Sanatorium in ein Privathaus [in Freiburg] gezogen ist. Ich möchte durch die Berge [des Schwarzwaldes] wandern, um wieder zu mir zu finden. Ljowa hat sein eigenes Zimmer mit einem Flügel. Er komponiert – sehr moderne Musik. Ich habe noch nicht genug gehört,

um mir eine Meinung bilden zu können.» Stanislawski hatte ebenfalls eine Auszeit von der USA-Tournee genommen, um an seinem Buch *Mein Leben in der Kunst* zu schreiben. Da auch Maxim Gorki sich in der Gegend aufhielt, machten Tante Olja und Stanislawski ihm einen Besuch.

Wenig später traf Olga aus Berlin bei ihnen ein. Während Lew komponierte, begab sie sich mit Tante Olja auf lange Spaziergänge. Olga erzählte ihr von ihrem Leben in Berlin und dass der Inspizient des Moskauer Künstlertheaters, Sergej Bertensson, sich in sie verliebt habe. «Ich weiss, dass unser Bertensson ernste Absichten hat», schrieb Tante Olja an Wladimir in Moskau. «Er hat ihr sogar einen Antrag gemacht, aber daraus ist nichts geworden. Sie will, dass sie Freunde bleiben. Er liebt sie sehr und tut alles, was sie von ihm verlangt. Sie hat ihm erklärt, dass sie in ihrem Leben ohne starke Gefühle keine Verbindung mehr eingehen wird.»⁵

Als Ende August «neue Sklavenarbeit in Amerika» am Horizont aufzog, schrieb sie noch einmal. «Es scheint, dass Ljowa sich zu einer sehr interessanten Persönlichkeit entwickelt. Seine Kompositionen finde ich faszinierend. Ich spüre, dass das kein Unsinn ist. Er hat viele junge Komponisten getroffen und ist hingerissen von den hiesigen Künstlerkreisen. Er glaubt fest an seine Begabung.»⁶

Bald darauf kehrten Lew und Olga zusammen mit Tante Olja wieder nach Berlin zurück. Lew begann bei Philipp Jarnach zu studieren und verbrachte viel Zeit in der Gesellschaft für moderne Musik. Olga nahm die Dreharbeiten in den Babelsberger Studios wieder auf. Tante Olja musste sich zur zweiten Etappe des Gastspiels nach Amerika begeben, das ihr so zuwider war. Am schwersten sollte es in den USA jedoch Stanislawski treffen. Er erhielt ein Telegramm von Nemirowitsch-Dantschenko aus Moskau, in dem es hiess, im Satiremagazin *Krokodil* sei zitiert worden, was er in einem Interview in den USA über die russische Revolution gesagt habe: «Wie gross war unser Schrecken», hiess es da, «als die Arbeiter schäbig gekleidet, ungewaschen und ungekämmt mit schmutzigen Schuhen in unser Theater strömten und verlangten, wir sollten revolutionäre Stücke spielen.»⁷

Stanislawski schickte umgehend eine Gegendarstellung nach Mos-

kau, die in der *Prawda* abgedruckt werden sollte. Dort erklärte er, es handle sich um «Lügen von Anfang bis Ende». Tatsächlich habe er genau das Gegenteil geäußert und seinen Stolz auf den grossen Erfolg des Künstlertheaters beim proletarischen Publikum betont. Das traf auch nicht ganz zu, aber Stanislawski war empört über die Lage, in die man ihn gebracht hatte. «Moskau wirft uns mangelnde Loyalität vor», antwortete er Nemirowitsch-Dantschenko, «aber im Ausland werden wir noch schiefer angesehen... In Paris hat uns eine beträchtliche Menge Leute, Franzosen und Russen, boykottiert, weil wir aus Sowjetrussland kommen und daher als Kommunisten gelten. Jetzt will man uns nicht in Kanada einreisen lassen, wo man uns offiziell zu Bolschewiken erklärt hat.»⁸ Bald darauf brachte ein anderes Satireblatt, *Proschektor*, ein Foto, auf dem Stanislawski und Olga Knipper-Tschechowa mit Fürst Felix Jussupow, dem Mörder Rasputins, zu sehen waren. Das sollte heissen, das Moskauer Künstlertheater mache sich im Ausland mit Emigranten gemein.⁹

Olga Tschechowa, die nun in Deutschland lebte, musste sich politisch noch vorsichtiger bewegen. Da Akten nicht zugänglich sind, kann man nur spekulieren, wie es Lew gelang, sie für seine Geheimdienstaktivitäten anzuwerben. Als augenfälligstes Motiv bieten sich die ersehnten Ausreisevisa für ihre Familienmitglieder, in erster Linie für ihre Mutter und ihre Tochter, an. Diese wurden im Jahr darauf tatsächlich genehmigt. Auch hier war ungewöhnlich, dass man dem Antrag einer Sowjetbürgerin stattgab, die nach Ablauf ihrer eigenen Ausreiseerlaubnis nicht zurückgekehrt war.

Laut General Sudoplatow, der später die sowjetische Aufklärung in Deutschland leitete, waren die Grundlagen für Olga Tschechovas Kooperation «ein Vertrauensverhältnis zu uns und die bei der Anwerbung eingegangenen Verpflichtungen».¹⁰ Diese ziemlich rätselhafte, aber in sowjetischen Geheimdienstkreisen übliche Phrase bedeutet, dass sie (möglicherweise unter Druck) ein Papier unterzeichnet hat, aber trotzdem eine freiwillige, keine bezahlte Agentin war. Professor Anatoli

Sudoplatow, der alle Aspekte des von seinem Vater verfassten Buches *Raswedka i Kreml* [Die Aufklärung und der Kreml] mit diesem durchging, meint, man sei an Olga Tschechowa vor allem als «Schläferin» interessiert gewesen, die aktiviert werden sollte, wenn man ihrer Kontakte zu höchsten Kreisen bedurfte. Man hielt sie nicht für geeignet, als aktive Agentin zu arbeiten.¹¹

Im Herbst 1923 konnte man Olga Tschechowa für operative Aufgaben ganz sicher nicht gebrauchen. OGPU und Komintern waren damals in Deutschland sehr aktiv. Das Politbüro in Moskau glaubte an den von ihm selbst geschaffenen Mythos, ein Aufstand kommunistischer Arbeiter könnte eine Revolution in Deutschland auslösen. Dieses bedeutungsschwere Ereignis sollte unbedingt noch zu Lebzeiten Lenins stattfinden, der bereits mehrere Schlaganfälle hinter sich hatte. Entsprechende Order hatte Grigori Sinowjew der Kommunistischen Partei Deutschlands im August gegeben. Trotzki konnte sich vor Begeisterung kaum fassen. «Hier, Genossen», erklärte er auf einer Geheim Sitzung des Politbüros, «ist endlich der Sturm, auf den wir ungeduldig so viele Jahre gewartet haben... Die deutsche Revolution bedeutet den Zusammenbruch des Kapitalismus.»¹²

Die Experten, welche diese Revolution steuern sollten, wurden aus Moskau geschickt, darunter der stellvertretende Chef der OGPU, dessen Aufgabe es war, eine analoge Organisation in Deutschland aufzubauen, um die Konterrevolution auszuschalten. Aber die Hoffnungen des Politbüros waren auf Sand gebaut. Die deutschen Kommunisten stellten in der Arbeiterklasse nur eine kleine Minderheit dar. Und als der Befehl für den Aufstand am 29. Oktober kam, wurde er im Wesentlichen ignoriert. Nur die Hamburger Hafearbeiter revoltierten. Ein Frachter aus Petrograd hatte ihnen die notwendigen Waffen geliefert. Der Hamburger Aufstand wurde rasch niedergeschlagen. Lenin musste man mitteilen, dass seine Voraussage nicht eingetroffen war. Zwar konnte er nicht mehr sprechen, war aber geistig noch bei vollem Bewusstsein. Die Nachricht muss ein weiterer schwerer Schlag für ihn gewesen sein.

Olga Tschechowa war zu dieser Zeit ganz mit ihrer Karriere beschäftigt. Nach ihrem ersten Erfolg als Baroness Safferstädt in Murnaus *Schloss Vogelöd* spielte sie in den Zwanzigerjahren in über 40 Stummfilmen. Sie arbeitete hart an ihrem Deutsch und überwand allmählich den schweren russischen Akzent. Nun konnte sie sich auch an Bühnenauftritte heranwagen, vor allem aber stand sie für ihre erste Tonfilmrolle bereit, die sie im Jahr 1930 erhielt.

Die kontroversesten Filme ihrer frühen Laufbahn waren *Der Todesreigen* und *Tatjana*. Beide entstanden 1922 und spielten in der russischen Revolution. In *Der Todesreigen* war Olga Tschechowa eine junge russische Adlige, die sich in einen Revolutionär verliebt. Elend, Schrecken und Schmutz, die in dem Film dargestellt werden, waren jedoch zu viel für die deutschen Kommunisten. In einer der umstrittenen Szenen wird Olga von Rotgardisten ergriffen und misshandelt. Bei der Uraufführung attackierten Linke das Premierenkino unter der Losung «Nieder mit dem Antibolschewismus!» Es kam zu Ausschreitungen.¹³ Olga erwähnt diese Ereignisse in ihren Memoiren nicht, was mit ihrer Einwilligung Zusammenhängen kann, mit Lew und den sowjetischen Geheimdiensten zusammenzuarbeiten.

Damit wollte Olga ihrer Familie in Russland und vor allem Lew Unterstützung geben, der diese als ehemaliger Weissgardist am dringendsten benötigte. Ausserdem wollte sie ihre Tochter zu sich holen, nachdem es ihr in Deutschland so viel besser ging. Hier wurde sie ernst genommen und sogar bewundert – ein sehr willkommener Kontrast zu der herablassenden Behandlung durch Mischa und seine Kreise am Moskauer Künstlertheater. Wie die sowjetischen Geheimdienste 1945 einräumten, war ihre politische Einstellung die einer altmodischen Konservativen. Aber aus pragmatischen Gründen zeigte sie sich durchaus bereit, die «Mitläuferin» zu geben.¹⁴

Nach dem Film *Der verlorene Schuh*, dessen Stoff auf dem gleichnamigen Märchen basierte, spielte Olga Tschechowa in *Das Meer* eine junge Fischerfrau auf einer bretonischen Insel vor Brest. Dann folgte

die *Nora* in einer Verfilmung von Ibsens Schauspiel, wofür sie ausgezeichnete Kritiken erhielt. Bald darauf erfuhren sie und Lew, ihr Vater sei schwer erkrankt. Lew kehrte sofort nach Moskau zurück. Er traf gerade noch rechtzeitig ein. Konstantin Knipper starb am 6. Januar 1924. Lew telegraphierte auf Deutsch an Tante Olja in New York: «Papa gestorben 6. Januar. Leo.»¹⁵

Er liess dem Telegramm einen langen Brief folgen, in dem er den Tod ihres Bruders schilderte. Konstantin Knipper lag im Delirium, sprach von seiner Arbeit und hielt Reden. Aber er hatte einen friedlichen Tod. Lew war sichtlich irritiert, als sein Onkel Wladimir eintraf und «schluchzte wie ein Kind», was «unsere Harmonie störte». Neben Lulu Knipper und Lew selbst erschien auch Olgas früherer Ehemann Mischa am Totenbett ihres Vaters. «Es waren die schönsten Momente meines Lebens», fuhr Lew in seinem Brief fort. «Papa ist die ganze Zeit bei uns. Ich spüre keinen Schmerz. Nicht vielen Menschen ist es vergönnt, so friedlich und rein dahinzuscheiden. Mischa und ich haben ihn gewaschen und angekleidet. Wir haben alles mit eigenen Händen getan. Mama durfte nichts anrühren. Er war wie lebendig. Immer noch warm. Mir schien es, als hätte ich ihn noch atmen hören können. Ich bin Mischa unendlich dankbar für die grosse moralische Stütze, die er uns war. Das werde ich ihm nie vergessen. Er ist so eine grosszügige und vollkommene Seele.»

Als Mischa ging, blieb Lew bei seiner Mutter. Lulu war nach dem Tod ihres Mannes nur noch Olgas Töchterchen geblieben. Sie wollte nicht nach Berlin gehen, sich aber auch nicht von ihrer Enkelin trennen, die Olga jetzt zu sich rief. Lew gab seiner Mutter zu verstehen, sie müsse nach Deutschland reisen.

In dem Brief an Tante Olja ist dann unvermittelt von seiner eigenen Zukunft die Rede. «Nun zu einem ganz anderen Thema. Du weisst, was ich meine: Geld... Mein Glück liegt in meiner Kunst, in meiner Arbeit. Ich habe in den letzten zwei Monaten einen grossen Schritt nach vorn getan. Noch ein Jahr, und ich werde auf eigenen Beinen

stehen. Aber jetzt will ich wirklich nicht für Geld arbeiten. Ich habe gerade einen Foxtrott geschrieben und für 50 Rubel verkauft. Das war so schwer und widerwärtig. Liebste Tante Olja, bitte vergib mir, dass ich dich um so etwas bitte. Du magst das nicht. Aber du kennst mich. Ich brauche das Geld wirklich sehr. Das Begräbnis wird uns (in aller Bescheidenheit) mindestens 200 bis 250 Dollar kosten. Ich werde eine Weile keine Stunden geben und versuchen, etwas Geld aufzutreiben, aber das ist nicht so sehr mein Problem, sondern vor allem Mamas. [Olga] wird uns natürlich etwas schicken, aber sicher nicht viel. Bitte weine nicht und sei nicht traurig. Der Tod ist etwas Schönes, das habe ich jetzt zum ersten Mal begriffen. Er ist ein grosses, mysteriöses Fest.»¹⁶

Nachdem Lew seine Familienangelegenheiten geregelt hatte, ging er unverzüglich daran, seine Führerschaft in Sachen moderner Musik in einer Stadt durchzusetzen, die von der Entwicklung im Ausland abgeschnitten war. Komponisten, Dirigenten und Musiker waren von dieser Erscheinung überwältigt, die da aus der grossen Welt über sie kam. Mit seinen Ideen, von seinen Knickerbockern und Golfschuhen ganz abgesehen, setzte er viele in Erstaunen. «Wir alle waren damals furchtbare Formalisten», schrieb der Dirigent E.A. Akulow fast sieben Jahrzehnte später. «Ich erinnere mich, wie Ljowuschka Knipper aus Berlin zurückkam. Wir waren alle völlig mittellos und abgerissen wie rüddige Strassenköter. Da kam er in irgendwelchen unglaublichen Schuhen daher und erklärte: ‚So kann man doch keine Musik schreiben. Wir schauten auf seine unmöglichen Schuhe mit den ledernen Senkeln, auf seine ausgefallenen Hosen und glaubten tatsächlich, der Dreiklang sei überall auf der Welt abgeschafft.›¹⁷

In Berlin ging es mit Olgas Karriere inzwischen steil bergauf. Sie musste aber auch bis zur Erschöpfung arbeiten. Deutschland steckte in einer tiefen Wirtschaftskrise, und seine Menschen hatten es bitter nötig, die Sorgen der Gegenwart und das Trauma der Niederlage im Ersten Weltkrieg zu vergessen. In den Babelsberger Studios wurde auf Hochtouren gedreht. Bald aber sank die Produktion auf die Hälfte her-

ab, weil die Inflation das Geld entwertete. Trotz der allgemeinen Flucht aus der Wirklichkeit zog die neue Kunstform Film einige brillante Theaterregisseure an, die sich hier ein Experimentierfeld erhofften. Viele kamen aus Wien. In dieser schönen Hülle, die seit dem Zusammenbruch des Habsburgerreiches völlig sinnentleert war, sahen sie für sich keine Zukunft mehr.

Nach der Titelrolle in *Nora* versuchte sich Olga Tschechowa an der Produktion eines eigenen Films. *Die Pagode* wurde jedoch kein kommerzieller Erfolg. Da sich Olga keine Gelegenheit entgehen lassen wollte, akzeptierte sie so gut wie jede Rolle, die man ihr anbot. Manchmal drehte sie fünf bis sieben Filme pro Jahr. Zwar war sie bereits auf den Typ der Dame der Gesellschaft festgelegt, aber es gelang ihr mit grossem Geschick, ihr Gesicht für jede Rolle zu verändern. Wenn man Fotos von Olga Tschechowa aus einem Dutzend verschiedener Filme vergleicht, glaubt man kaum, dass es sich um dieselbe Schauspielerin handelt. Sie schien nicht nur Haarfarbe und Frisur, sondern auch ihre Gesichtszüge verändern zu können.

Natürlich tat sie viel für Publicity, gab Interviews, liess sich fotografieren und in Artikeln beschreiben. Inzwischen war sie in eine etwas grössere Wohnung in Berlin-Schöneberg, Berchtesgadener Strasse 21, gezogen, aber wie Tante Olja in einem ihrer Briefe bemerkte, nahm sie sich keine Zeit für eine neue Beziehung, sondern arbeitete bis zum Umfallen. Ganz sicher wollte sie, nachdem sie sich nach dem Scheitern ihrer Ehe mit Mischa während der russischen Revolution in einer so hilflosen Lage befunden hatte, nie wieder von einem Mann abhängig sein. Daher war sie gegenüber Verehrern und allem, was über einen unverbindlichen Flirt hinausging, extrem vorsichtig. Sie wollte unbedingt genug Geld verdienen, um nie wieder so angreifbar zu sein. Die galoppierende Inflation des Jahres 1923, der so viele machtlos gegenüberstanden, konnte sie darin nur bestärken.

Der Verlust aller Ersparnisse durch die Inflation versetzte besonders der Mittelklasse einen schweren finanziellen, aber auch psycho-

logischen Schlag. Der Westen Berlins wurde dafür bekannt, dass ruinierte Kriegerwitwen ihre riesigen, leeren Wohnungen zu Pensionen umfunktionierten. Aber als es der Regierung der Weimarer Republik gelang, die Währung mit einem kühnen Manöver zu stabilisieren, ging es mit der Wirtschaft langsam wieder bergauf, zumindest für jene, die Arbeit fanden.

Neben schrecklichem Elend und Arbeitslosigkeit wurde hektische Vergnügungssucht zum Markenzeichen der Zwanzigerjahre – ein *danse macabre*, mit dem man alles vergessen machen wollte, was die Welt an Schlimmem erlebt hatte. Die kurzen Kleidchen, welche die Frauen eher entblössten und Tante Olja in New York so schockiert hatten, wurden auch in Berlin begierig von jener weiblichen Klientel gekauft, welche sie sich leisten konnte. Olga Tschechowa, die sich längst keine Kleider mehr zu leihen brauchte, liess sich einen Bubikopf schneiden, der den Frauen ein knabenhaftes Aussehen verlieh.

Als ihr Deutsch gut genug war, gelang es Olga Tschechowa, sich für ein Jahr ans Berliner Renaissance-Theater verpflichten zu lassen. Zweifellos fiel die Theaterleitung auf ihre völlig aus der Luft gegriffene Behauptung herein, sie sei Mitglied des berühmten Moskauer Künstlertheaters gewesen. Nach wie vor fuhr sie allerdings jeden Morgen zu Filmaufnahmen nach Babelsberg, was einen sehr langen Arbeitstag ergab. Aber ihre Kaufkraft stieg beträchtlich. Bald besass sie ein schickes Talbot-Kabriolett mit den enormen Trittbrettern jener Zeit. Sie stellte sogar einen Chauffeur ein, fuhr den Wagen aber auch gern selbst. Zweifellos genoss Olga Tschechowa das Gefühl, ihr Leben endlich im Griff zu haben.

13.

Das Ende der politischen Unschuld

Im Jahr 1924 tauchte Michail Tschechow im Leben der Familie Knipper wieder auf. Tante Olja erklärte Nemirowitsch-Dantschenko, sie würde «sich freuen, die Majorin im *Revisor* spielen zu dürfen», dem Gogol-Stück, in dem Mischa jetzt als Star auftrat.¹ Er war auf dem besten Weg, der erste «Ehrenschauspieler der UdSSR» zu werden. Dass er einst mit Oljas Nichte durchgebrannt war, lag offenbar so weit zurück wie eine Krankheit aus Kindheitstagen.

Mischa war ehrgeizig, hielt aber unbeirrt an seinen Idealen fest. Lew Knipper dagegen scheint seine künstlerischen Ziele stets seinen Ambitionen untergeordnet zu haben. Er war so von sich überzeugt, dass er glaubte, jedem unkonventionellen Pfad, der ihn lockte, folgen zu können. Einen Monat nach dem Tod seines Vaters sandte er Tante Olja in New York stolz einen Zeitungsausschnitt, in dem es hiess: «Intensiv wird an einem neuen Programm plastischer Kompositionen auf der Grundlage der Musik von Liszt und L. Knipper gearbeitet, einem jungen Komponisten, der erst kürzlich aus Berlin eingetroffen ist.»

Der beiliegende Brief sprühte nur so vor Begeisterung über das neue Vorhaben. «Ich habe die Gnesina-Schule verlassen, betreibe jetzt eigene Studien und bereite mich auf die Dirigentenklasse am Konservatorium vor. Ich studiere sehr hart. Ausserdem schreibe ich an einem Ballett, das diesen Herbst auf die Bühne kommen soll... In Moskauer Musikkreisen bin ich in aller Munde... Das Ballett beruht auf einem völlig neuen Konzept, einer harmonischen Verbindung von Musik, Eurhythmik und Licht. Seit ich die Versuche Wagners und Skrjabin

studiert habe, ist mir klar geworden, dass sie von Anfang an in die Irre gingen.» Schliesslich wandte er sich familiären Belangen zu. «Ich muss Mama so rasch wie möglich ins Ausland schicken, die Krankheit frisst sie noch auf. Aber ich kann deine Wohnung auch nicht Sofia [der Mutter des Selbstmörders Wolodja] überlassen; sie würde sie herunterwirtschaften.»²

Lew muss mit Olga Tschechowa wegen der Ausreisevisa in Kontakt gestanden und ihr mitgeteilt haben, dass ihre Mutter mit den beiden Enkelinnen bald zu erwarten sei. Auch Olga schwamm zu jener Zeit auf der Woge des Erfolgs, was sie ihrer Tante unbedingt mitteilen musste. «Liebste und teuerste Tante Olja», schrieb sie triumphierend über ihre ersten Erlebnisse auf der Bühne des Renaissance-Theaters. «Ich habe gerade meine Taufe erhalten. Überall hängen meine Plakate, die Zeitungen schreiben über mich.» In einem Drama aus der Zeit der Französischen Revolution spielte sie eine Adlige. «Ich habe nicht gewusst, was ich empfinden würde, wenn ich die Bühne betrete, denn ich hatte ja keinerlei Schauspielausbildung ausser in Mischas Studio, in dem wir damals Tage und Nächte verbrachten.»³ Das ist das klarste Bekenntnis aus Olga Tschechovas eigener Feder, dass sie nie am Moskauer Künstlertheater gespielt hat, wie sie kurz nach ihrer Ankunft in Deutschland behauptete. An dieser Fiktion hielt sie ihr Leben lang skrupellos fest. In ihren Memoiren aus dem Jahr 1973 gibt es eine Auflistung der «wichtigsten Theaterstücke, in welchen ich eine Hauptrolle spielte». Darunter sind russische Inszenierungen des *Kirschgartens*, der *Drei Schwestern* und des *Hamlet*, in denen Mischa aufgetreten war.⁴

«Das Theater ist immer ausverkauft», schrieb sie sechs Tage später, am 16. März 1924. «Man sagt mir voraus, dass ich eine sehr gute Schauspielerin werde. Es fällt mir schwer, dir das zu schreiben, denn ich finde es so merkwürdig, dass ich hier berühmt geworden bin, dass die Leute ins Theater gehen, um mich zu sehen, dass sie an mich glauben.» Dann folgt ein interessantes Bekenntnis: «Ich finde es einfacher,

den Menschen im Theater etwas zu geben, als mein eigenes Leben draussen zu meistern.»

Vier Wochen lang spielte sie in drei Stücken gleichzeitig. Danach fuhr sie für zehn Tage zu Filmaufnahmen nach Rom und Florenz. Am 4. Mai kehrte sie nach Berlin und damit in die Tretmühle zurück. Wieder drehte sie tagsüber in Babelsberg Filme und fuhr abends von dort direkt zur Vorstellung ins Theater. «Natürlich ist es sehr ermüdend, gefilmt zu werden», berichtete sie ihrer Tante, die nie die Bühne verlassen hatte, «aber man muss es auf sich nehmen.» Für sie hiess das, sich ein möglichst dickes finanzielles Polster zu verschaffen. Sie war nun sicher, dass ihre Mutter, die Tochter Ada und die Nichte Marina Ried am 10. Mai in Berlin eintreffen würden. «Ich muss ihnen Kleider kaufen und eine Wohnung für sie finden.» Olga wollte «in diesem Sommer so viel Geld verdienen», dass sie mit Tochter Ada und Nichte Marina «für sechs Wochen nach Südfrankreich oder Italien reisen» konnte.⁵

Bevor Lulu Knipper Russland endgültig verliess, suchte sie mit Ada, Olgas siebenjähriger Tochter, noch einmal Mischas Wohnung auf, damit das Kind sich von seinem Vater verabschieden konnte. Mischa, damals auf dem Gipfel des Erfolgs, ahnte nicht, dass er ihr bald ins Exil folgen würde.⁶

Auch Tante Olja und Lew trafen sich in jenem Sommer erneut in Deutschland, besuchten Freiburg und Berlin. Wieder in Russland zurück, fuhren sie nach Jalta, um Tante Mascha wiederzusehen, die nach wie vor das Haus ihres Bruders wie einen Schrein der Erinnerung hütete. Nach Moskau genossen beide die Zypressen und das mediterrane Klima der Krim. Tante Olja pflegte ein merkwürdiges Ritual, wenn sie das Meer zum ersten Mal erblickte. Sie stand dann in ihrem Eisenbahnwaggon auf und verbeugte sich vor ihm «mit einem leicht schuld-bewussten Lächeln».⁷

Zuerst besuchten sie Mascha in Tschechows Haus in Jalta. Als sich ihre Anwesenheit herumsprach, liefen die jungen Damen der Gegend zusammen, um Tschechows Witwe die Ehre zu erweisen, aber sicher auch, um ihren blendend aussehenden Neffen kennenzulernen. Lew

war inzwischen zu einem grossen Verführer geworden – allerdings zu einem, der nur wenig Gefühl verschwendete.

Nach dem Aufenthalt in Jalta verbrachten die beiden Urlauber aus Moskau die meiste Zeit in Tante Oljas Häuschen in Gursuf. Die einfache Behausung mit schneeweissen Wänden, einem Ziegeldach und blassgrünen Fensterläden stand an einem steilen Felsvorsprung, von dem man in eine kleine Bucht schaute. Mehrere Zypressen spendeten ein wenig Schatten in dem gleissenden Sonnenlicht.

Wieder in Moskau, erhielt Tante Olja einen Brief von Mascha aus Jalta. «Ich arbeite jetzt für den Sowjetstaat», schrieb diese teils stolz, teils amüsiert. «Ich bin nun offiziell die Direktorin des Museums im Tschechow-Haus. Grüss Ljowa und sage ihm, dass er die Herzen aller hiesigen Damen gebrochen hat. Sie können ihn nicht vergessen.» Der wahre Grund für den Brief folgte am Ende. 1924 war Tschechow 20 Jahre tot, und dieser Gedenktag sollte im Kreml feierlich begangen werden. «Schreib mir», bat Mascha, «wie Lunatscharski Anton Pawlowitsch im Lichte der jetzigen Lage sieht.»⁸

Tante Olja erfüllte ihre Bitte zwei Wochen später. «Aus meiner Sicht ist die Feier für Anton Pawlowitsch nicht sehr gut verlaufen», schrieb sie. Diese hatte im Säulensaal des Kreml stattgefunden. Die Zuhörer kamen aus zwei entgegengesetzten Welten. Zum einen waren es Menschen, die Tschechow und das Theater liebten, zum anderen hart gesottene Bolschewiken. Tante Olja war es gar nicht recht, vor einer so gemischten Zuhörerschaft aus ihren Erinnerungen an das Leben mit Tschechow zu lesen. «Was den einen gefiel, machte die anderen skeptisch... Meine Erinnerungen kann nur ein Publikum verstehen, das sich in der Literatur auskennt. Lunatscharski hat lange gesprochen, aber ich habe nicht zugehört und es ihm auch gesagt. Er redete von einer ‚Tschechow-Bewegung‘, die nicht richtig verstanden werde.»⁹

In Berlin konnte Olga die Ankunft ihrer restlichen Familie ausser Lew kaum erwarten. Ihre Schwester Ada wollte später nachkommen. Olga

war inzwischen in eine neue Wohnung mit 15 Zimmern in der Klopstockstrasse 20 im Berliner Bezirk Tiergarten umgezogen. Mit den Ausreisevisa hatte es keine Probleme gegeben. Lulu Knipper traf mit den beiden Mädchen pünktlich ein. Auch sie waren wie seinerzeit Tante Olja von Leningrad mit dem Schiff nach Stettin gefahren. Das Wetter hatte es aber gut mit ihnen gemeint.

Lulu richtete die Wohnung in der Klopstockstrasse mit Ikonen und Familienfotos aus Russland wohnlich ein. Allerdings waren die Wände in den grossen Wohnräumen noch ziemlich kahl, als ob sie bald wieder umziehen wollten. Revolution, Bürgerkrieg und der Tod ihres Mannes Konstantin hatten Lulu, die von der Familie jetzt nur noch Baba (Grossmutter) genannt wurde, verändert. Aus der musikbegeisterten jungen Mutter war eine imposante grauhaarige Matrone geworden. Sie rauchte viel, hatte eine raue Stimme und ebensolche Manieren, aber ein warmes Herz.¹⁰

Baba führte den Haushalt und kommandierte die Angestellten, während Olga nach wie vor all ihre Kraft aufs Geldverdienen konzentrierte. Baba beaufsichtigte den Koch, das Zimmermädchen, Olgas Kammerzofe, den Chauffeur und eine englische Gouvernante für die beiden Mädchen. Der Haushalt und mit ihm das Chaos wuchsen, als sich Lux hinzugesellte, ein weisser Hund, dessen Grösse an einen halbwüchsigen Eisbären gemahnte. Familie Knipper, die Anton Tschechow in Moskau so deutsch gefunden hatte, schien in ihrem Berliner Exil immer russischer zu werden.

Um das Matriarchat der Knippers zirkulierten weitere russische Emigranten im westlichen Teil Berlins. Doch Olgas gesellschaftliches Leben konzentrierte sich fast ausschliesslich auf ihre Tätigkeit, vor allem auf das Theater. Gelegentlich wurde sie zu grossen Empfängen eingeladen, bei denen sie interessante und nützliche Leute traf. So begegnete sie in der Villa Ullstein im Grunewald Aussenminister Gustav Stresemann. Für sie typisch behauptete sie später in ihren Memoiren, sie seien eng befreundet gewesen, er habe gar für sie die Zuerkennung der deutschen Staatsbürgerschaft arrangiert.

Sie reiste viel und drehte auch im Ausland, was die allgemeine Hektik nicht minderte. «Liebe Tante Olja!», schrieb sie im April 1926. «Wie du siehst, bin ich in Paris. Ich will mich hier zwischen zwei Filmen zehn Tage erholen.» Einer war *Der Florentinerhut* von René Clair. «Vor allem will ich mich auf die ganz andere Atmosphäre des neuen Films einstellen... Nächsten Winter werde ich bei Reinhardt spielen.»¹¹

In jenem Jahr wirkte sie auch in einem sehr deutschen Film mit dem Titel *Die Mühle von Sanssouci* mit. Das war der erste von mehreren Streifen, in denen Friedrich der Grosse glorifiziert wurde. Die Geschichte ist durchaus demokratisch: Friedrich wollte eine Mühle abreißen lassen, die einen Schatten auf sein neues Schloss Sanssouci warf, doch er wurde von seiner eigenen Justiz in die Schranken gewiesen. Aber alles, was über den Preussenkönig und legendären Strategen auf die Leinwand kam, galt den Nationalisten, die über den Versailler Vertrag verbittert waren, beinahe als heilig. Hitler, der ein begeisterter Kinogänger war, hat den Streifen bestimmt gesehen. Dabei war er bereits seit *Brennende Grenze*, einem anderen Film aus demselben Jahr, zu einem grossen Bewunderer Olga Tschechovas geworden. Sie dagegen wusste zu dieser Zeit wohl kaum von seiner Existenz.

Im Juli schrieb Olga aus Italien an ihre Tante, die bei Mascha in Jalta weilte. «Ich bin wieder wegen der Filmerei hier. Gestern haben wir die neuen Ausgrabungen bei Pompeji besucht. Mein Gott, wie interessant! Auch der Vesuv hat ein wenig gegrummelt – ein grandioser Anblick. Hast du meine [Geld-]Überweisung erhalten? Ich schreibe Ende des Monats wieder. Grüsse und Küsse an alle.»¹²

Da ihre Tante sie seit der gescheiterten Ehe mit Mischa nie ganz ernst genommen hatte, kann es kaum verwundern, dass Olga ihr nun umso ausführlicher von ihren Erfolgen berichtete. «Ich werde bis zum 15. oder 20. Oktober noch hier [in Berlin] sein», schrieb sie im Jahr darauf. «Dann geht es nach London. Erst Weihnachten bin ich wieder zurück. Die Karenina ist eine grosse und schöne Rolle... In dieser Filmwelt geht es dauernd nur um ‚Geld‘, aber jeder Tag, den ich fort

bin, kostet auch. Manchmal fällt es mir schwer, dieses Zigeunerleben zu führen. Die Arbeit zwingt mich zu reisen, was soll ich tun?... Man will unbedingt, dass ich nach Amerika komme, aber das tue ich nicht. Ich kann nicht unter Menschen arbeiten, die kein Herz und keine Seele haben.»¹³ Unerwähnt liess sie allerdings, dass sie in Paris und London den Film *Moulin Rouge* gedreht hatte, der zwar zu einem grossen Erfolg wurde, aber zugleich auch einen Skandal auslöste.

Olga Tschechowa war ständig bemüht, sich vom Typ der Baroness und der schönen Dame der Gesellschaft zu lösen und ihr Rollenspektrum zu erweitern. In der französischen Version des *Moulin Rouge* führt sie mit einer Python um den Hals einen erotischen Tanz auf, hinter ihr ein Ballett barbusiger Mädchen. Zwar wurde der Film ein riesiger Erfolg in ganz Europa und den USA und machte sie endlich auch zum internationalen Star, aber für die Briefe an Tante Olja war er kein Thema. Diesen Schock wollte Olga ihr ersparen.

Olga war nun 30 Jahre alt und spielte im realen Leben die grosse Dame, wenngleich sie diese Rolle vor der Kamera etwas satthatte. An ihrer Wohnung prangten teure Buntglasscheiben mit dem Wappen der Familie Knipper, und ihr Schreibpapier trug ein für sie entworfenes Monogramm aus den Initialen ihres Namens, OT. Dieses Papier benutzte sie für Briefe an ihre Tante, die sie stets in vorrevolutionärem Russisch verfasste. Auch für die Adresse verwandte sie nach wie vor den alten Strassennamen Pretschistenski-Boulevard und nicht den neuen – Gogolewski-Boulevard. Vor allem aber genoss sie die Möglichkeit, ihre Tante zu einem längeren Besuch nach Berlin einzuladen, bei dem sie für alles aufkommen wollte.¹⁴

Im September 1929 schrieb Olga ihrer Tante von Filmaufnahmen in Bayern. «Ich nehme jetzt Gesangsunterricht, eigne mir die richtige Atmung an und lerne auch Englisch. Ich muss mich über mich selbst wundern.»¹⁵ Englisch lernte sie, weil Hollywood, das von europäischen Schauspielerinnen wie Grata Garbo und Marlene Dietrich fasziniert war, jeden europäischen Erfolg nachzuahmen suchte.

Die Komödie *Die Drei von der Tankstelle*, Olgas erster Tonfilm, wurde 1930 zu einem internationalen Erfolg. Noch im selben Jahr fuhr sie mit dem Luxusliner *Europa* von Cuxhaven nach New York. Sie hatte bei Universal den Vertrag unterschrieben, in Hollywood die romantische Komödie *Liebe auf Befehl* zu drehen. In der amerikanischen Filmmetropole angekommen, wurde sie zu Partys von Greta Garbo, Douglas Fairbanks, Harold Lloyd und Charlie Chaplin eingeladen. Letzterer bat sie, ihm beizubringen, wie man auf echt russische Art Sonnenblumenkerne knackt und dabei die Schalen lässig ausspuckt.¹⁶

Olga Tschechowa war tief beeindruckt von dem technischen Fortschritt, den sie in der amerikanischen Filmindustrie kennen lernte. Zum ersten Mal sah sie eine bewegliche Kamera, die den Schauspielern überallhin folgte. Sie brauchten nun nicht mehr zu spielen, als stünden sie auf einer winzigen Bühne. Aber der kurze Abstecher nach Hollywood brachte ihr nicht den grossen Erfolg. In *Liebe auf Befehl*, einem weiteren Tonfilm, war den Amerikanern Olga Tschechovas russisch-deutscher Akzent zu stark. Das war ein grosser Nachteil, denn die Marktnische mit nordischen Schönheiten hielten bereits Greta Garbo und Marlene Dietrich besetzt. Ausserdem machten die Studiobosse ihr klar, dass sie übergewichtig sei und mindestens 20 Pfund abnehmen müsse. Daher überrascht es nicht, dass Olga Tschechowa sich bei ihrer Rückkehr ähnlich wie ihre Tante über die USA sehr ungnädig äusserte.

In Moskau war man inzwischen auf Lew aufmerksam geworden. Mit dem Ruhm seiner Schwester konnte er sich allerdings in keiner Weise messen. Zum ersten Mal wurde seine Musik 1925 im Revolutionstheater öffentlich aufgeführt. Das Stück trug den etwas ausgefallenen Titel «Geschichten von einem Gipsgötzen».

«Es war eine peinliche und traurige Angelegenheit», schrieb Lew viele Jahre später, «denn meine Musik war unerträglich. So geht es wohl jedem jungen Komponisten, wenn sein Werk zum ersten Mal gespielt wird.» Während einer Probe schaute ein berühmter Kritiker

in teurem Mantel und mit Pelzmütze auf dem Kopf herein. «Was spielen Sie denn da?», fragte er.

«Eine eigene Komposition.»

«Oh, das klingt interessant.»

«Am nächsten Tag erschien von diesem Kritiker ein Lobgesang auf meine Musik, der er gar nicht zugehört hatte. Weitere ähnliche Äußerungen folgten. Andere warnten mich vor ‚gefährlichen Tendenzen‘. Von einigen cleveren Erfindungen sollte ich besser lassen und mir eine einfache, verständliche Musiksprache zulegen.»¹⁷

Lew hielt sich nicht lange dabei auf, seinen Ruf zu festigen – er wollte vorwärtskommen. Im Jahr darauf begann er an einer Oper nach Voltaires *Candide* zu arbeiten. «Ich träumte davon, dass sie in der Leningrader Oper aufgeführt wird», schrieb er.¹⁸ Anfangs waren die Reaktionen auf sein Werk in Leningrad ausgesprochen ermutigend. «Sie machen hier so viel Wind um mich», schrieb er an Tante Olja. «Das ist mir nicht gerade unangenehm, aber ich bleibe auf dem Teppich. Ich wehre mich gegen Übertreibungen und sage, sie sollen nicht in Euphorie geraten, wenn der erste Akt gut geraten ist. Das heisst nicht automatisch, dass auch die folgenden es sein müssen.»¹⁹

Vielleicht waren sie nicht so gut, oder das Gesamtkonzept ging nicht auf. Lew wollte sinfonische Musik, Oper, Tanz und Sprechtext miteinander verbinden. «Selbst Radlow, der ein sehr wagemutiger Produzent war», musste Lew in späteren Jahren bekennen, «schreckte vor diesem komplizierten Vorhaben zurück und brachte es nie auf die Bühne.»

Auch in diesem Sommer fuhr Lew in Tante Oljas Haus nach Gursuf auf der Krim. «Mein Leben ist unverändert: Ich sehe kaum jemanden und gehe nur aus, um Tennis zu spielen. Es geht mir prächtig.»²⁰ Bald war der ehrgeizige Lew Tennismeister der Krim.

Wie die übrige Familie zog auch ihn das Moskauer Künstlertheater magisch an. Nemirowitsch-Dantschenko stellte ihn 1929 als Berater des Opernensembles ein. Das war Lew sehr recht, denn er wollte ein

Stück schreiben, das ihn endgültig berühmt machen sollte. Nemirovitsch-Dantschenko beriet ihn bei der ersten Version seiner Bearbeitung eines allseits bekannten Stoffes aus dem Bürgerkrieg, der Erschiessung von 26 Kommissaren in Baku durch die Briten. Unter dem Titel *Nordwind* wurde die Oper ein beträchtlicher Erfolg.²¹

Hinter Lews Anstellung am Moskauer Künstlertheater wird auch ein weniger harmloser Grund vermutet. Das Ensemble galt zunehmend als «politisch unzuverlässig», weshalb Lews Chef bei der OGPU durchaus von ihm verlangt haben können, über seine Theaterkollegen zu berichten.²² Es gibt sogar Gerüchte, dass Tante Olja Rivalinnen denunziert und junge Liebhaber aus dem Ensemble damit geködert haben soll, dass sie diese vor einer Verhaftung bewahren konnte. Derlei Geschichten klingen aber eher nach Theaterklatsch. Es gibt keine Belege dafür, dass Lew oder Tante Olja jemanden denunziert hätten. In jenen Jahren wurden auch keine Mitglieder des Theaters verhaftet. Lew kann sogar seinen Einfluss bei den «Sicherheitsorganen» benutzt haben, um Freunden zu helfen, wie er es später tat.²³

Lews Führungsoffizier war zu jener Zeit der Major der Staatssicherheit und spätere Kommissar Viktor Iljin. Er war in der geheimen Politischen Abteilung tätig und arbeitete mit Informanten aus der Intelligenz, vor allem solchen, die Verwandte im Ausland hatten. In den Zwanzigerjahren bestand Lews Hauptaufgabe darin, Informationen über emigrierte Intellektuelle zu beschaffen. Er hatte aber auch über Russen deutscher Herkunft in der Sowjetunion zu berichten. Unter Stalin entwickelte sich im Zusammenhang mit der Jagd nach Trotzkisten eine ausländerfeindliche Stimmung.

Mischa Tschechows grösster Erfolg auf Moskauer Bühnen war zweifellos sein *Hamlet* von 1924 im Zweiten Studio des Künstlertheaters. Er erhielt den Titel «Ehrenschauspieler der UdSSR» und wurde in den Moskauer Stadtsovet gewählt. Aber in den Jahren danach fiel er bei den sowjetischen Kulturbehörden, auch bei Lunatscharski, in Ungna-

de. Laut Mischas getreuem Cousin Sergej «verbreiteten seine Feinde das Gerücht, Mischas Philosophie sei konterrevolutionär».²⁴ Das waren seine Auffassungen, vor allem zur Theaterkunst, in der Tat, denn für Mischa rangierte die künstlerische Wahrheit stets vor kommunistischer Linientreue.

Opportunisten begannen ihm am Theater Schwierigkeiten zu machen, aber er ritt sich auch selbst immer weiter hinein. In der Wintersaison 1927/28 erhielt er keine einzige neue Rolle. Im Frühjahr darauf ging er mit seiner Frau Xenia ins Ausland. In einer ziemlich gewagten Version heisst es, Mischa habe mit dem berüchtigten OGPU-Chef Genrich Jagoda Schach gespielt und gewonnen, wofür er ein Ausreisewisum erhielt. Ob nun Mischa bereits vor der Reise zu einem Entschluss gekommen war oder nicht – bald wurde klar, dass er nicht in die Sowjetunion zurückkehren würde. Er war kaum fort, da hiess es bereits, er arbeite in Wien bei Max Reinhardt, was sich bald als zutreffend herausstellte. Es sollte sich als kluge Entscheidung erweisen. Mischa wäre nie in der Lage gewesen, sich dem Regime des sozialistischen Realismus zu unterwerfen, das sechs Jahre später einsetzte. Vielleicht wäre er gar wie Meyerhold gequält und hingerichtet worden.

Als Mischa und Xenia 1928 in Berlin eintrafen, reichte ihnen Mischas Exfrau Olga ihre helfende Hand. Sie fand für sie eine kleine Wohnung in ihrer Nähe, sodass die gemeinsame elfjährige Tochter Ada ihren Vater problemlos besuchen konnte. Am meisten genoss Olga vielleicht an diesem Rollentausch, den das Schicksal arrangierte, dass Mischa unter ihrer Regie in dem Film *Der Narr seiner Liebe* auftrat. Ein Jahr später gab er einen Dorftrottel in dem Streifen *Troika* mit Olga als Star.

1931 ging Mischa nach Paris, wo er im Theater am Montmartre einige seiner berühmtesten Rollen spielte – den *Hamlet*, den Malvolio in *Was ihr wollt* und *Erik XIV.* von Strindberg. Dann gründete er, ermutigt von der Schweizerin Georgette Bonner, die ihn bewunderte, ein eigenes Ensemble, das er Théâtre de l'Avenue nannte. Mit diesem probten sie ein Stück ein mit dem Titel «Das Schloss erwacht», nach dem Märchen vom Prinzen Iwan.

Olgas Schwester Ada, die nicht annähernd so erfolgreich war wie sie, spielte bei ihrem Schwager die «Erste Hexe». Ada war es nicht so leichtgefallen wie Olga, mit dem Leben ausserhalb Russlands zurechtzukommen. «Ich akzeptiere den Westen und lehne ihn doch mit aller Kraft ab», schrieb sie an Tante Olja. «Ich meide die Leute hier, sie sind mir fremd... Ich habe mich als Schauspielerin anstellen lassen, und – kannst du dir das vorstellen? – vom ersten Stück an ging alles gut... Mischa ist zufrieden, er sagt, ich sei eine gute Schauspielerin.»²⁵

Weiter berichtete Ada, in Berlin seien alle wohlauf, doch zur Untätigkeit verdammt. «Olga hat im Juni nur in einem Film gespielt.» Das sollte nicht lange so bleiben. Bald arbeitete sie wieder so angestrengt wie zuvor. Ihr erfolgreichster Film jener Zeit, *Liebelei*, unter der Regie von Max Ophüls, war eine tragische Romanze nach Arthur Schnitzlers berühmtem Stück über den Ehrenkodex im Wien des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Die Geschichte war typisch für die Zwischenkriegszeit. Ein gut aussehender Offizier verliebt sich in die Tochter eines Geigers, aber eine alte Affäre mit einer Baroness kommt ihm dazwischen.

Selbst als Olga sechs Monate lang weniger zu tun hatte, zeigte sie kaum Neigung, sich ernsthaft mit einem Mann einzulassen. Vielleicht war sie durch das Wiedersehen mit Mischa daran erinnert worden, was passierte, wenn Männer sich in ihr Leben drängten.

Ihr Bruder Lew hatte dagegen im Jahr zuvor überraschend geheiratet. Für einen reuigen Weissgardisten war es eine unerwartete Wahl. Seine Frau, Ljubow Sergejewna Salesskaja, war die Tochter eines berühmten Architekten adliger Herkunft. Sie war couragiert, intelligent, sehr avantgardistisch eingestellt und wirkte mit ihrem kurz geschnittenen Haar und ihren Tennisschuhen auch so. Damit war sie zu einer Zeit, da sich die von Stalin vorgegebene Konformität entwickelte, eine fast schockierende Erscheinung.

Ljubow und Lew zogen bei Tante Olja am Gogolewski-Boulevard

23 ein. Ein Jahr später wurde ihr Sohn Andrej geboren. Zum Haushalt gehörte auch Lews alte Kinderfrau Fanny Stängel, die nach wie vor nur Deutsch sprach. Lew selbst logierte allerdings nur selten dort. Angeblich reiste er durch Mittelasien und komponierte Lieder für die Rote Armee, zu deren Propagandaabteilung er inzwischen versetzt worden war.²⁶

Lews scheinbare völlige Bewegungsfreiheit ist für diese Zeit der bürokratischen Kontrolle aussergewöhnlich. Im Jahr seiner Eheschliessung, 1930, reiste er in den Kaukasus und durchquerte Südossetien bis zur Schwarzmeerküste. Der polyphone Gesang der Menschen dort faszinierte ihn, aber der wirkliche Grund, weshalb er wieder und wieder in diese Gegend zurückkehrte, waren die Berge. «Ich bin ihnen verfallen», schrieb er später. Beim Bergsteigen ging es ihm nicht darum, Gipfel zu erstürmen, sondern seine Grenzen zu erproben, seinen Willen zu trainieren und alles zu überwinden, was die Natur ihm einst in den Weg gestellt hatte.²⁷

Obwohl das Stalinsche Regime in den Dreissigerjahren die Atmosphäre immer weiter verschärfte, war die wachsende Gefahr nicht mit den Händen zu greifen. Dabei konnte man nirgendwo mehr sicher sein, nicht einmal in der eigenen Wohnung. Angst beschlich die Menschen, wenn sie in ihren Betten schliefen und vor der Morgendämmerung vom Geräusch der Schritte eines Verhaftungskommandos wach wurden, das die Treppe ihres Wohnhauses heraufkam. Entsprechend gross war die Erleichterung, wenn es an einer anderen Tür klopfte.

14.

Die Jahre des Totalitarismus

Nach einem Tag der Konfusion und Unsicherheit verkündete eine Berliner Abendzeitung am 30. Januar 1933: «Hitler Reichskanzler.» Wenige Stunden später marschierten die braunen Kolonnen der SA durch das gespenstisch angestrahlte Brandenburger Tor. Zu beiden Seiten des Pariser Platzes reckte eine jubelnde Menge die Arme zum so genannten deutschen Gruss.

Aus den Fenstern des Hotels Adlon blickten die Reichen wie von einer Theaterloge auf das martialische Spektakel, das sie nicht recht ernst nehmen wollten. Aber selbst wer sich die Folgen vorstellen konnte, verspürte nur ungläubigen Zorn. In Berlin, einer Stadt, deren Bewohner für ihr schnoddriges Mundwerk bekannt waren, hassten viele die Nazis. In der Hauptstadt, in der Goebbels für die NSDAP verantwortlich war, erzielte diese die niedrigsten Wahlergebnisse. Aber dieser Fackelzug stellte eine Warnung dar, dass Wahlergebnisse in nicht so ferner Zeit so wenig bedeuten sollten wie das Recht überhaupt.

Wer da glaubte, eine so groteske politische Bewegung werde sich nicht lange halten, wurde bald enttäuscht. Der Berliner Karneval, in diesem Jahr hektischer als sonst, wurde vom Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 jäh unterbrochen. Zwar hatten die Nazis den Reichstag eine Quasselbude¹ genannt, aber Hitler nutzte die Gelegenheit, ihn zum Allerheiligsten der deutschen Zivilisation hochzustilisieren.

Noch bevor der neue Tag anbrach, waren die Verhaftungskommandos der Nazis unterwegs, um Kommunisten und Sozialdemokraten hinter Schloss und Riegel zu bringen. Nur Stunden später gaben Ausnahmeerlasse Hitler die totale Macht.

Aber selbst als bereits alle bürgerlichen Freiheiten aufgehoben waren, witzelten viele Berliner Juden noch: Sie hätten es durch das Rote Meer geschafft, also kämen sie auch «durch die braune Scheisse».² Andere sahen deutlicher, was auf dem Spiel stand. Linke und Juden durften bald nicht mehr in Theater und Film tätig sein. Ernst Toller und Max Reinhardt wanderten in die USA aus. Insgesamt verliessen 1933 40'000 Juden Deutschland, darunter 20 Nobelpreisträger wie etwa Einstein. Manche Wissenschaftler und Künstler warteten viel länger, zum Teil bis 1938, weil sie glaubten, die Menschen würden zur Besinnung kommen. Conrad Veidt, der 1931 zusammen mit Olga Tschechowa in *Die Nacht der Entscheidung*³ vor der Kamera gestanden hatte, kehrte Deutschland den Rücken, weil er eine jüdische Frau hatte. Später wurde er in der anglophonen Welt ausgerechnet als Major Strasser «aus dem Dritten Reich» in *Casablanca* berühmt.

Wer bleiben und als Schauspieler weiterbeschäftigt werden wollte, musste sich auf weitgehende Kollaboration einlassen. Viele der Theateranekdoten, mit denen mancher Star seine Mitverantwortung später relativieren wollte, können kaum überzeugen. Von Olga Tschechowa stammt die folgende Geschichte: Zusammen mit ihrer Freundin, der berühmten Komödiantin Adele Sandrock, von der sie nur «Maus» genannt wurde, sei sie ins Propagandaministerium, den Berlinern als «Promi» bekannt, eingeladen worden. «Adele erschien in einem flauschigen Gewand und mit einer riesigen bestickten Handtasche. Hitler kam und hub sofort zu einem seiner üblichen Monologe an. Er sagte, er kenne das Burgtheater, wo Adele gespielt hatte, und sei stets einer ihrer Bewunderer gewesen. Er müsse aber feststellen, dass in jüngsten Vorstellungen besonders jüdischen Schauspielern begeistert Beifall geklatscht werde. Adele unterbrach ihn. ‚Herr Reichskanzler‘, sagte sie. ‚Nicht dieses Thema. Ich will davon nichts hören. Aber unter uns muss ich zugeben, dass meine besten Liebhaber Juden waren.‘» Hitler blieb das Wort im Halse stecken. Adele erhob sich von ihrem Platz und wandte sich an Olga: «Kannst du mich nach Hause bringen,

Maus?» «Natürlich, liebe Adele», erwiderte sie. Und zu Hitler und Goebbels: «Alles Gute, meine Herren.»⁴

Diese reichlich dubiose Erzählung führt zu der Frage, wann Olga Tschechowa Hitler zum ersten Mal begegnete. Darüber gibt es von ihr verschiedene Versionen, die sie je nach dem Adressaten variierte. In den beiden Ausgaben ihrer Memoiren, die kurz nach dem Krieg erschienen, suchte sie diese Kontakte verständlicherweise herunterzuspielen. Auch in ihrem schriftlichen Bericht an den Chef der Organisation SMERSCH, Abakumow⁵, in Moskau vom Mai 1945 war sie alles andere als aufrichtig. In ihrem ersten Gespräch mit Leuten von SMERSCH am 29. April 1945 in Berlin, als in der Stadt noch gekämpft wurde, bekannte sie jedoch, dass sie Hitler schon bald nach dem Machtantritt der Nazis vorgestellt worden war:

«Frage [Oberst Schkurin]: ‚Haben Sie führende Vertreter des deutschen faschistischen Staates getroffen?‘

Antwort [Olga Tschechowa]: ‚Als Hitler 1933 an die Macht kam, wurde ich zu einem Empfang von Propagandaminister Goebbels eingeladen, bei dem auch Hitler anwesend war. Zusammen mit anderen Schauspielern wurde ich Hitler vorgestellt. Er brachte seine Freude zum Ausdruck, mich kennenzulernen. Er zeigte Interesse an der russischen Kunst und an meiner Tante, Olga Leonardowna Tschechowa.‘⁶

Es ist sehr bedauerlich, dass Olga über Hitlers Meinung zur russischen Kunst nicht mehr mitgeteilt hat. Hat er wie Lenin Gefallen an Tschechows Stücken gefunden, während er die Menschen vernichten wollte, die sie spielten? Oder wollte er als arrivierter Diktator nur dem Star schmeicheln, den er bereits verehrt hatte, als er selbst noch ein unbeschriebenes Blatt war?

Hitler und Goebbels waren vom Kino fasziniert. Es heisst, Goebbels habe in den zwölf Jahren der Nazi-Herrschaft über 1‘100 Filme gesehen.⁷ Zu Hitlers 50. Geburtstag schenkte ihm Goebbels eine Sammlung von 120 Filmen für den «Berghof», das Refugium des «Führers» in den Alpen. Albert Speer berichtete später, Hitler habe

seinen Gästen dabei oft bis in die frühen Morgenstunden erklärt, was sie gerade gesehen hätten, als sei er ein frustrierter Filmkritiker.

Hitler schwärmte für die schwedische Schauspielerin Zarah Leander, die häufig mit Olga Tschechowa verglichen worden ist. Sie war berühmt wie ihre Lieder, die sie mit tiefer, rauchiger Stimme sang. Hitler brachte gern seine Liebeshündin Blondi zum Heulen, wenn er die ihn umgebende Gesellschaft aus Offizieren und Sekretärinnen auf dem «Berghof» beeindrucken wollte. Wenn sie ihm diesen Gefallen tat, pflegte er zu sagen: «Sing tiefer, Blondi, sing wie Zarah Leander!» Dann heulte die Schäferhündin wie ein Wolf. Erst kürzlich wurde aufgedeckt, dass Zarah Leander möglicherweise eine aktivere Agentin des sowjetischen Geheimdienstes war als Olga Tschechowa. Der NKWD gab ihr den Decknamen «Rosemarie». Sie hatte den Vorteil, ohne Schwierigkeiten nach Schweden reisen zu können, wo sie sich mit ihrer Agentenführerin Soja Rybkina traf, die dort stellvertretende Residentin des NKWD war. Rybkina hätte von Olga Tschechowa Existenz vielleicht nie erfahren, wenn Berija sie nicht 1953 unter aussergewöhnlichen Umständen zu deren Führungsoffizier ernannt hätte. Davon soll noch die Rede sein.⁸

Für Hitler und Goebbels schuf der Film eine Traumwelt von berauscher Wirkung. Wie der Kommunismus hatte auch der Nationalsozialismus vieles von der Kirche übernommen, verdankte aber mindestens ebenso viel dem Glamour und den Gefühlen aus der Retorte, die das Kino erzeugte. Es ist höchst bedeutsam, dass die Nazis nichts dagegen hatten, wenn Politik eine derart populäre Kunstgattung imitierte. Das gehörte zu ihrer abgrundtiefen Verantwortungslosigkeit. Natürlich sahen Hitler und Goebbels im Film ein starkes Mittel der Propaganda und sozialen Beeinflussung. Daher war die Nazifizierung der Filmindustrie für sie ein ganz entscheidender Schritt. So kam die Ufa doch noch zu der Rolle, die man ihr bei ihrer Gründung 1917 zugeordnet hatte.

Das bedeutete allerdings keine dramatische Wende. Bereits zwei Jahre vor Hitlers Machtantritt hatten die Ufa-Studios mit Geld aus nationalkonservativen Quellen eine Reihe hochpatriotischer Geschichtsfilme gedreht, so *Der Choral von Leuthen*, ein weiterer Film über Friedrich den Grossen, in dem Olga Tschechowa eine Hauptrolle spielte, *Yorck* über den Helden der Kehrtwendung Preussens gegen Napoleon, und *Der schwarze Husar*. Ein weiterer Film über den heldenhaften Kampf einer deutschen U-Boot-Besatzung gegen einen britischen Zerstörer im Ersten Weltkrieg hatte einen Tag nach der nationalsozialistischen Machtergreifung Premiere.

In diesen frühen Tagen benötigten die neuen Herrscher Deutschlands dringend etwas Glamour, besonders für ihre offiziellen Empfänge. Dafür waren die meisten grobknochigen Damen der braunen Elite ästhetisch und gesellschaftlich wenig geeignet. Auch manche der Nazi-Größen selbst boten keinen besseren Anblick. Himmler schlurfte laut Olga Tschechowa beim Gehen. In weiblicher Gesellschaft benahm er sich linkisch und gehemmt. Den neuen Machthabern war wichtig, dass Filmstars wie Olga Tschechowa, deren Rollentypus vor allem auf Aristokratinnen zugeschnitten war, ihre Empfänge mit ihrer Anwesenheit beehrten. Hierin waren sie Napoleon nicht unähnlich, der jungen emigrierten Adligen die Rückkehr erlaubte, um seinen Hofstaat aufzuwerten. Stars wie Olga Tschechowa mit ihrem kosmopolitischen Flair sollten das Regime aber auch international akzeptabler machen.

Olgas Mutter, Baba Knipper, empörte sich, wenn morgens ein Anruf kam, ihre Tochter möge auf einem Empfang von Goebbels am Spätnachmittag erscheinen: «Was sind das für Allüren, eine Dame telefonisch morgens für den Nachmittag zu einer Einladung zu befehlen?» Als echter Profi war Olga selbst viel mehr darum besorgt, ihre Filmarbeit nicht darunter leiden zu lassen, die erst um 19 Uhr endete. Aber ihr Regisseur meinte, ihr Erscheinen sei Pflicht. Niemand in Babelsberg konnte es sich leisten, den Reichsminister für Propaganda

und Volksaufklärung zu brüskieren. So konnte es passieren, dass, als Olga das Studio verliess, ein «kleiner Wichtiguer» vom Propagandaministerium auf sie zueilte und sie, so wie sie gekleidet war – im Sportkostüm –, in die Wilhelmstrasse fuhr. Es gelang ihr unterwegs gerade noch, sich eine Rose fürs Knopfloch zu besorgen.

Magda Goebbels, die einzige Grande Dame des Nazi-Regimes, fragte sie sanft tadelnd: «So spät, Frau Tschechowa?»

«Ich komme direkt von der Arbeit, Frau Goebbels», erwiderte sie, «ausserdem hat man mich erst heute Morgen per Telefon eingeladen...»⁹

Hitler redete bei solchen Gelegenheiten darüber, was er von den Künsten erwartete. Schliesslich hatte er als junger Mann selbst gemalt. Mit Olga Tschechowa sprach er über ihren Film *Die brennende Grenze* von 1926. «Hitler überschüttete mich mit Komplimenten», erinnert sie sich, und habe sich österreichischliebenswert gegeben. Er sei stets vergeblich bemüht gewesen, charmant zu sein, während Goebbels, wie immer höhensonnengebräunt, mühelos Witz versprühte.¹⁰ Eine von Hitlers Sekretärinnen berichtete, wie ihre Kolleginnen in der Reichskanzlei zu den Fenstern rannten, um den Propagandaminister aus seinem Ministerium herauskommen zu sehen. «Ach, wenn Sie wüssten», schmachteten sie, «was der Goebbels für Augen hat und wie er lacht!»¹¹

In seinen Tagebüchern hat Goebbels Olga Tschechowa als «eine charmante Frau» charakterisiert. Ob er allerdings versuchte, seinen Charme auf sie wirken zu lassen, ist nicht bekannt. Der Reichspropagandaminister war berüchtigt dafür, ehrgeizige Jungstars, die man nur «Goebbels' Gespielinnen» nannte, auf seine Couch zu holen. Unter den Berlinern ging die Redensart um, Goebbels schlafe «nicht in seinem Bett, sondern in seiner grossen Klappe» – ein Wortspiel, das sich auf die Klappen bei Filmaufnahmen bezog.

Der schwächliche, klumpfüssige «Bock von Babelsberg» hatte aber nicht bei allen Erfolg. Seine unangenehmen Avancen wurden durchaus auch zurückgewiesen, wenn eine den Mut dazu hatte.

So sagte die berühmte Irene von Meyendorff über ihn: «Ach der mit seinem Regenwurm!»¹²

Möglicherweise liebte Goebbels die Frauen eigentlich nicht. Er brauchte seine Eroberungen, weil er wegen seiner körperlichen Mängel unter Minderwertigkeitskomplexen litt. Dabei zog er den blonden arischen Schönen, die in seinen Propagandafilmen posierten, rassige, exotisch wirkende Frauen vor. Zu seinen Gunsten kann höchstens gesagt werden, dass er weniger brutal vorging als Berija, der Frauen auf offener Strasse ergreifen liess, sich seine Opfer zu Willen machte und diejenigen, die sich wehrten, in den Gulag schickte.

Der «Bock von Babelsberg» beging jedoch den Fehler, sich heftig in Lida Baarova, eine junge tschechische Schauspielerin, zu verlieben. Er begegnete ihr unmittelbar vor den Olympischen Sommerspielen von 1936 in Berlin bei Aufnahmen zu einem Film mit dem bezeichnenden Titel *Stunde der Versuchung*. Die schlanke Schöne mit den wunderbaren Augen lebte damals mit ihrem Schauspielerkollegen Gustav Fröhlich zusammen. Ihr Haus auf der Halbinsel Schwanenwerder am Wannsee lag in der Nähe von Goebbels' Villa. Fröhlich soll die beiden bei einem Schäferstündchen auf dem Rücksitz eines Autos überrascht haben. Dabei habe er dem Reichspropagandaminister einen Faustschlag versetzt. Aber seinen Zorn wird er wohl eher an Lida Baarova ausgelassen haben.

In Film- und Nazi-Kreisen brodelte anderthalb Jahre lang die Gerüchteküche. Goebbels suchte seine Spuren zu verwischen. Mehrfach lud er sich selbst in Olga Tschechovas Wohnung ein, um sich Alibis zu verschaffen. Er konnte seine Affäre aber nicht geheim halten. Als seine empörte Frau Magda ihn zur Rede stellte, erklärte er, er wolle sich scheiden lassen. Das war ein unkluger Schritt, denn Magda erwies sich als ernst zu nehmende Gegnerin. Sie vergötterte Hitler, und er schätzte ihre Eigenschaften als grosse Dame, die unter den Gattinnen der braunen Herrscher so dünn gesät waren.

Hitler geriet ausser sich, als Magda Goebbels ihm von der Sache

berichtete. Er war völlig ahnungslos, denn niemand hatte gewagt, ihm die Gerüchte zuzutragen. Goebbels war der oberste Propagandist der von den Nazis gepriesenen deutschen Familie. Sein Ministerium hatte sogar einen sehr unbescheidenen Streifen über die grosse und vollkommene Familie Goebbels gedreht, in dem eine Schar fröhlicher, gut dressierter Kinder auftrat, als brauche der nationalsozialistische Staat eine Ersatz-Königsfamilie. Und nun wollte Goebbels sich von Magda scheiden lassen und eine Nichtarierin, eine Slawin, heiraten. Hitler glaubte, sein engster Vertrauter habe den Verstand verloren. In scharfem Ton befahl er Goebbels, dieser habe unverzüglich zu seiner Frau zurückzukehren. Lida Baarova müsse aus Berlin verschwinden. Ihr letzter Film für die Ufa war 1938 die *Preussische Liebesgeschichte*. Noch im selben Herbst kehrte sie nach Prag zurück, nur um dort mit einem weit tragischeren Ereignis konfrontiert zu werden. Die Tschechoslowakei hatte infolge des Münchener Abkommens aufgehört zu existieren.¹³

Der Klatsch flutete von Babelsberg in die Hauptstadt. Berliner aller politischen Lager waren von der gescheiterten Liebesaffäre des Reichsministers fasziniert. Goebbels, bis dahin einer der getreuesten Vasallen Hitlers, spürte eine wachsende Distanz zum geliebten «Führer». Erst in den letzten Tagen des Reichs im April 1945, als Goebbels der einzige führende Nazi war, der gemeinsam mit seinem Herrn und Meister in Berlin sterben wollte, stellte sich die alte Nähe wieder her. Er und Magda waren sogar bereit, alle ihre sechs Musterkinder zu töten, um ihnen die Schrecken einer Welt ohne Nazis zu ersparen. Goebbels sah Lida Baarova nicht wieder, bewahrte aber ein Foto von ihr in seinem Schreibtisch auf, bis er den Entschluss fasste, seine ganze Familie umzubringen. Dieses Foto war eines der letzten Dinge, die er in Schwanenwerder verbrannte, als die Rote Armee sich den Vororten von Berlin näherte.

Zum Verhältnis von Politik und Kultur gehört das merkwürdige Phänomen, dass Künstler und Schriftsteller in einer Diktatur wesentlich grössere Bedeutung erlangen als in einer Demokratie.

Entweder man verteufelt sie als Verräter – Mandelstam bemerkte tref-fend, dass die Dichtkunst nirgends so hoch im Kurs stand wie in Russ-land, wo man Menschen für ein Gedicht erschoss –, oder man stilisiert sie zum Statussymbol des Regimes, mit dem der eitle Tyrann sich schmückt. Stalin verwandte fast ebenso viel Mühe darauf, den Schrift-steller Maxim Gorki zur Rückkehr aus seinem italienischen Exil in die Sowjetunion zu bewegen, wie Trotzki dazu zu bringen, ausser Landes zu gehen.

Gorki und Lenin waren einander vor der Revolution sehr nahe ge-wesen, aber Lenin hatte seinen zunehmend kritischeren Freund dazu bewegt, Russland zu verlassen. «Wenn Sie nicht von selbst fahren, werden wir Sie ausweisen müssen», hatte Lenin ihm im Oktober 1920 erklärt.¹⁴ Ein Jahr später ging Gorki. Zunächst ein entschiedener An-hänger der Revolution, hatte er die Bolschewiken unerschrocken kri-tisiert, als sie andere Parteien unterdrückten. Er konnte sich das grosse Verdienst zuschreiben, die Petrograder Intelligenz vor Hunger und Verhaftung durch die Tscheka bewahrt zu haben. Gorkis Erklärungen im Ausland über die Tyrannei der Bolschewiken waren wie ein Pfahl im Fleische des Regimes. Als ihn aber Stalin anflehte, seine grosse Kunst in den Dienst des russischen Volkes zu stellen, sah Gorki keine Möglichkeit, dies abzulehnen. Zum ersten Mal kam er 1928 wieder zurück, wobei ihm entging, dass die OGPU seine Umgebung infil-trierte und korrumpierte. Ihr gefürchteter Chef Jagoda hatte Befehl von Stalin, Gorki nicht aus den Augen zu lassen.

1932 ordnete Stalin grosse Feierlichkeiten aus Anlass von Gorkis 40. Schaffensjubiläum an. Zahllose Strassen, Fabriken und Kolchosen erhielten seinen Namen, selbst seine Geburtsstadt Nischni Nowgorod samt umliegendem Gebiet. Der grösste Park Moskaus wurde zum Gor-ki-Park, und auch das Moskauer Künstlertheater wurde nach ihm um-benannt. Dass von allen Schriftstellern Tschechow diesem Theater am nächsten stand, focht Stalin nicht an. «Ganz egal», gab er zurück, als man ihn darauf aufmerksam machte. «Gorki ist ein ehrgeiziger Mann. Er muss mit Tauen an die Partei gebunden werden.»¹⁵

Gorki scheint alle intellektuelle Aufrichtigkeit vergessen zu haben, die er in seinen frühen Jahren bewies. Vor allem erkannte er eine Wahrheit nicht, die auch der optimistische Stanislawski erst nach zehn Jahren einräumte: «Die Revolution entweiht die Kunst», schrieb Stanislawski, «weil sie in Form und Inhalt grosse Schärfe trägt.»¹⁶ Das trifft sowohl auf die nationalsozialistische als auch auf die kommunistische Revolution zu. Stalin demütigte Gorki in diesem Jubiläumsjahr am meisten damit, dass er ihn für das nächste Stadium dieses Prozesses vereinnahmte.

Am 26. Oktober 1932 organisierte man in der Villa am Boulevard-Ring, die Stalin Gorki zur Verfügung gestellt hatte, einen Empfang. Die Teilnehmer waren ein merkwürdiges Gemisch aus Kreml-Führern und etwa 50 Grössen des sowjetischen literarischen Establishments. Politisch unzuverlässige Schriftsteller und Dichter wie Ossip Mandelstam, Anna Achmatowa, Michail Bulgakow, Boris Pasternak und Isaak Babel wurden vorsorglich ausgeschlossen. Die weiss gedeckten Tische bogen sich unter Speisen und Getränken, überall strahlten Kerzen. Nach mehreren Reden ergriff schliesslich Genosse Stalin selbst das Wort. Er erläuterte seine Doktrin, die später «sozialistischer Realismus» genannt werden sollte, und forderte die Schriftsteller auf, «Ingenieure der menschlichen Seele» zu werden. Die Produktion von Seelen sei wichtiger als die von Panzern. Der sozialistische Realismus müsse die heroische Gegenwart in lichterem Tönen beschreiben, sie hehrer und würdiger dar stellen. Mit anderen Worten: Alle Künstler und Schriftsteller hätten sich in den Dienst der Stalinschen Propaganda zu stellen. Selbst Goebbels hätte es nicht gewagt, so weit zu gehen. Gorki hüllte sich in Schweigen.

Musiker sahen sich zu jener Zeit noch nicht einem solch starken Druck zum Konformismus ausgesetzt. Aber Lew Knipper, der zehn Jahre zuvor so stolz auf seine Bühnexperimente gewesen war, erntete jetzt viel offizielle Anerkennung.

Noch ernster nahm ihn offenbar die OGPU. Sein Führungsoffizier wechselte. An die Stelle von Major Iljin traten jetzt die Oberstleutnanten

te der Staatssicherheit Makljarski und Marsia. An ihrer langen Leine war Lew viel im Land unterwegs. Offiziell betätigte er sich als musikalischer Berater der Politischen Hauptverwaltung der Roten Armee. 1932 wurde er «überraschend gebeten, mit einer Gruppe Schauspieler als Berater durch Sibirien und das Amurgebiet bis nach Sachalin und von dort zurück nach Wladiwostok zu reisen¹⁷.»

Seine dabei gesammelten Erfahrungen verstand er zu nutzen. Im Jahr darauf wurde seine dritte Sinfonie mit dem Titel «Sinfonie des Fernen Ostens» im Zentralen Haus der Roten Armee unter stürmischem Beifall uraufgeführt. Aber auch den Musikschaffenden blies allmählich ein rauerer Wind entgegen. 1934 verliess Stalin demonstrativ die Uraufführung von Schostakowitschs Oper *Lady Macbeth von Mzensk*. In der *Prawda* erschien ein Artikel unter der Schlagzeile «Unsinn statt Musik». ¹⁸ Mit dieser Avantgarde wollte Lew nichts zu tun haben. 1934 arbeitete er an seiner vierten Sinfonie, der politisch nichts vorzuwerfen war. Ursprünglich hatten ihm vier sinfonische Märsche auf Motive aus dem Bürgerkrieg vorgeschwebt. Schliesslich wurde es ein Stück auf einen Komsomolzen, der als Held seiner Zeit galt. Etwa zwei Jahrzehnte später entstand daraus die Oper *Der Komsomol-Soldat*.

Wie auch immer Lew sich in dieser Zeit für die OGPU betätigt haben mag – es bleibt erstaunlich, wie sehr der ehemalige Weissgardist, der auf der Gegenseite gekämpft hatte, bemüht war, seine Vergangenheit ungeschehen zu machen. Ob er sich selbst bestätigen wollte, dass er nun auf der richtigen Seite stand, oder ob er bereits den nahenden Terror spürte, ist schwer zu sagen. Offenbar suchte er sich davon zu überzeugen, dass ihm ein Neuanfang gelungen war. «Wenn ich an dich denke, die ‚Tante, die ihren Neffen geboren hat‘», schrieb er unvermittelt an Tante Olja, «dann muss ich vor allem an die Jahre meiner ‚Geburt‘ – 1919 bis 1922 – denken.» ¹⁹

Zum grossen Erfolg der vierten Sinfonie in der Sowjetunion trug ein musikalisches Motiv bei, das später als Melodie des Liedes *Pol-*

juschko polje («Mein Feld, mein liebes Feld») in aller Munde war. Selbst sein nicht gerade zur Bescheidenheit neigender Schöpfer war von der Wirkung überrascht. «Ich begriff damals noch nicht, dass ich eine Perle gefunden hatte», schrieb er später. Noch während der Arbeit an der Sinfonie hatte er den Dichter Viktor Gussew gebeten, einen Text zu dieser Melodie zu schreiben. In kürzester Zeit hatte das Lied das ganze Land erobert.

Es belustigte Lew Knipper und schmeichelte ihn zu hören, dass es überall für ein traditionelles Volkslied gehalten wurde. Was ihm aber wirklich wichtig war, enthüllte er einige Jahre später, als sein junger Cousin Wowa, der Sohn des Opernsängers Wladimir Knipper, ihn einmal fragte, warum er nicht noch mehr Lieder komponiere. «Ein Lied ist eine kurzlebige Sache», antwortete ihm Lew, «und ich will für die Ewigkeit schreiben.»²⁰

In den frühen Dreissigerjahren war Lew kaum in Moskau anzutreffen. Er reiste durch die Burjat-Mongolische Autonome Republik und fuhr zusammen mit Gussew auf dem Schiff *Pariser Kommune*. Er lief mit den Seestreitkräften aus, hielt Vorträge über Musik auf Kriegsschiffen und sogar auf Torpedoboote. Aber wann immer es ihm möglich war, unternahm er Bergtouren im Kaukasus. Der Ausblick von einem jener Gipfel, die er bestieg, inspirierte ihn zu einer sinfonischen Dichtung über den Bürgerkrieg.

Manchmal hatte er seine Frau Ljuba und seinen kleinen Sohn Andrej bei sich. Dessen glücklichste Kindheitserinnerungen verbinden sich jedoch mit Tante Oljas Wohnung am Gogolewski-Boulevard. Der Kleine mochte vor allem die spontanen Feiern, wenn unerwartet Gäste kamen. Aber dieses Glück währte nicht lange, denn bald brach die Zeit der Verhaftungen und erzwungenen Denunziationen an.²¹

Im Sommer 1936 begann mit dem Aufstand nationalistischer Militärs unter Führung von General Franco der Spanische Bürgerkrieg. Stalin wollte sich nicht hineinziehen lassen, obwohl eine Volksfrontregierung angegriffen wurde. Da aber Trotzki seine Untätigkeit aus dem

Ausland brandmarkte, musste Stalin widerwillig handeln. Medienberichte über Freiwillige, die sich zu den Internationalen Brigaden zusammengesgeschlossen hatten, ermutigten Wadim Schwerubowitsch, Lews Freund aus den Jahren seiner «Wiedergeburt», sich zu melden. Auf Katschalows Sohn übte der Krieg eine magische Anziehungskraft aus. Da er aber im letzten auf der falschen Seite gestanden hatte, kann es nicht überraschen, dass die OGPU sein Ansinnen mit tiefem Misstrauen betrachtete. Er musste begreifen, dass ein «Freiwilliger» in der Sowjetunion nicht dasselbe war wie in einem anderen Land. Die einzigen Sowjetbürger, die man nach Spanien schickte, waren Offiziere der Roten Armee und Mitarbeiter der OGPU, die den Auftrag hatten, dort Trotzlisten zu eliminieren.

Allerdings gelangte ein anderer von Lews abenteuerlustigen Freunden auf die Iberische Halbinsel. Paul Armand, ein bemerkenswerter Litauer, der sich in Paris als Taschendieb durchgeschlagen hatte, wurde mit einer kleinen sowjetischen Panzereinheit nach Spanien entsandt. Die T-26 halfen im Herbst 1936 den Umschliessungsring der Nationalisten, die Madrid einzukesseln versuchten, aufzubrechen. Für seine Tollkühnheit erhielt Armand den goldenen Stern eines «Helden der Sowjetunion». Aber wie andere Kriegsveteranen geriet auch er bei seiner Rückkehr in die Fänge der OGPU. Auf Stalins Anweisung verdächtigte sie fast jeden, selbst eigene Kollegen der Auslandsabteilung, des Verrats, nur weil sie Kontakt mit Ausländern gehabt hatten.

Olga Tschechowa ging in jenem Herbst 1936 zur Überraschung der Familie ihre eigene ausländische Liaison ein. Nachdem die Nazis sie ein Jahr zuvor mit dem Titel «Staatsschauspielerin» ausgezeichnet hatten, drehte sie gerade Willi Forsts *Burgtheater* ab. «Unsere Olga hat sich entschlossen, zu Weihnachten zu heiraten», schrieb ihre Schwester Ada an Tante Olja. «Ich kann mich noch gar nicht an den Gedanken gewöhnen, aber so wird es wohl kommen. Nach zwei ‚tolle‘ Wochen in Berlin ist Olga nach Brüssel abgereist. Der ‚Bräutigam‘ ist ein Belgier, so gut wie Millionär, 41 Jahre alt und sieht blen-

dend aus. Vielleicht geht diesmal alles gut. Er macht den Eindruck von etwas ganz Besonderem, hat ein grosses Haus in Brüssel und Geld ohne Ende.»²²

Olga Tschechovas Ehe mit dem belgischen Geschäftsmann Marcel Robyns wurde am 19. Dezember 1936 auf dem Standesamt Berlin-Charlottenburg geschlossen. Olga erschien im Pelzmantel, ihr silberhaariger Bräutigam im schwarzseidenen Zylinder. Der Empfang fand im Hotel Bristol statt. Olga Tschechowa war nun zwar mit einem Ausländer verheiratet, aber in einem Punkt hatte sie sich abgesichert. Einen Tag vor der Eheschliessung war sie von Hitler zu einem kleinen Frühstück in die Reichskanzlei geladen worden. Während des Gesprächs sagte er ihr zu, sie dürfe die deutsche Staatsbürgerschaft behalten.²³ Das war wohl auf Goebbels' Anraten geschehen, der seine Bereitschaft, ihr zu helfen, bereits einen Monat zuvor seinem Tagebuch anvertraut hatte. «Ich tue das gerne», hatte er geschrieben. Und zum wiederholten Mal: «Sie ist eine charmante Frau.»²⁴

Olgas Schwester Ada reiste im Januar 1937 zu einem längeren Besuch bei den Jungvermählten nach Brüssel. Wenn man zwischen den Zeilen von Adas Brief an Tante Olja in Moskau zu lesen versteht, stand es mit dieser Ehe von Anfang an nicht zum Besten. Man hat den Eindruck, dass Marcel Robyns einfach eine Eroberung gemacht hatte, während Olga fern vom hektischen Babelsberg nach Ruhe und Geborgenheit suchte. Stattdessen fühlte sie sich nun in einen Käfig gesperrt. Von ihr, der Chefin des Knipper-Matriarchats in Berlin, wurde plötzlich erwartet, in die Rolle der Gattin zurückzutreten und lediglich die langweiligen Geschäftspartner ihres Mannes zu unterhalten.

Die Wohnung an der Avenue des Nations in Brüssel war sehr modern im Art-déco-Stil eingerichtet. Man speiste von Tellern aus schwarzem Glas. Aber Olga fehlte ihre «eigene Ecke, wo man es sich gemütlich machen» konnte. Das Paar hatte vier Bedienstete und tafelte nach belgischer Art stets in grossem Stil. «Es sind immer Fremde im Haus, meist Geschäftsleute. Man unterhält sich auf Französisch, Deutsch, Englisch, Niederländisch, Flämisch und Russisch.» Ihren

neuen Schwager sah Ada jetzt mit anderen Augen. «Er ist sehr gut und anständig, sieht hervorragend aus, ist sehr verwöhnt. Aber im Grunde steckt in ihm ein harter, trockener Geschäftsmann. Man fühlt sich nicht wohl in seiner Gesellschaft, und irgendwie ist es hier trotz all der Pracht überhaupt nicht gemütlich. Seit ich hier bin, ist Olga richtig aufgeblüht. Sie will auf ein paar Wochen nach Berlin kommen. Dort geht es ihr besser.»²⁵

Marcel Robyns kam, so oft er konnte, nach Berlin, um sich im Ruhm seiner Frau zu sonnen, besonders als sie so erfolgreich in dem Theaterstück *Der Blaufuchs* spielte. Olgas Freunde nannten ihn hinter seinem Rücken nur «Herr Tschechowa». Ihr und der Familie wurde seine Anwesenheit jedoch zunehmend lästig. Dann brachte er auch noch seine Verwandten in Olgas Wohnung am Kaiserdamm 74.

«Wir haben seit drei Wochen Gäste», schrieb Ada daraufhin an Tante Olja. «Olgas Ehemann, seine Mutter und seine Tochter nebst einer Gouvernante. Wir haben einen Koch einstellen müssen, und ich schlafe in einer Ecke in Mutters Zimmer. Olga ist nervös und lässt sich kaum zu Hause blicken. Ohnehin spielt sie jeden Abend mit grandiosem Erfolg im *Blaufuchs*. Das Theater ist ständig ausverkauft. Olga gilt jetzt als bemerkenswerte Schauspielerin. Und unsere Belgier stellen das ganze Haus auf den Kopf. Das Schlimmste ist, dass Maman [Robyns' Mutter] kein Wort Deutsch spricht und Marcel nicht allein ausgehen will. Es ist mir ein Rätsel, weshalb Olga ihn geheiratet hat, wo sie doch für alles mit ihrem eigenen Geld bezahlen muss.»

Dann wechselte Ada das Thema. «Ich denke mir, dass du dich vielleicht gar nicht mehr über Briefe von uns freust», fügte sie hinzu.²⁶ In der deutschen Presse hatte sie von den Schauprozessen in der Sowjetunion und der neuen Welle der Ausländerfeindlichkeit gelesen. Es sollte nicht mehr lange dauern, da der deutsche und der russische Teil der Familie Knipper durch höhere Gewalt voneinander getrennt wurden.

15.

Der Grosse Terror

Es mag seltsam erscheinen, dass die beiden Teile der Familie Knipper in Nazi-Deutschland und der Sowjetunion bis Ende 1937 miteinander korrespondieren konnten. Zugleich gibt es kaum einen Zweifel, dass der NKWD beim Zensieren von Briefen und Kontrollieren von Paketen wesentlich gründlicher vorging als die bemerkenswert nachlässige Gestapo.

Bis Anfang der Dreissigerjahre hat es Olga Tschechowa eindeutig genossen, mit ihren Geschenken die reiche Tante aus Deutschland zu spielen. Ihrem wesentlich jüngeren Cousin Wowa, dem Sohn ihres Onkels Wladimir, schickte sie, als er noch ein Kleinkind war, eine deutsche Fibel, später einen Pullover und dann einen Anzug. Schliesslich kam ein Zwerg an, dessen Augen erglühten, wenn man einen Knopf drückte. Lews Sohn Andrej bekam einen Matrosenanzug, als ob man die Kinder in der Sowjetunion immer noch nach der Mode der Zarenzeit kleidete.

Wowa fragte seinen Vater, wer ihm den Zwerg geschenkt habe. «Papa wurde fuchsteufelswild und redete lange auf mich ein. Die in Deutschland müssen verrückt geworden sein, meinte er.» Er zeigte Wowa das Foto einer schönen Frau in einem weissen Kleid und erklärte ihm, das sei seine Cousine, eine Filmschauspielerin. Dann liess er Zwerg und Foto im untersten Schubfach seines Schreibtischs verschwinden und befahl Wowa, über das Geschenk und die Verwandten in Deutschland niemandem ein Wort zu sagen.¹ Unter den Moskauer Knippers hatte sich bereits seit 1934 Unruhe ausgebreitet. Schliesslich

waren sie nicht nur deutscher Herkunft, sondern gehörten auch den misstrauisch bäugten Künstlerkreisen an.

Die politische Schikanierung von Künstlern in der Sowjetunion schloss harte Massnahmen gegen Oppositionelle ein. Die Repressalien gegen «konterrevolutionäre Schriftsteller», die den sozialistischen Realismus ablehnten, begann relativ unauffällig und verschärfte sich erst mit dem Grossen Terror von 1937 und 1938.

Als die Dichterin Anna Achmatowa am Abend des 16. Mai 1934 die Wohnung von Ossip und Nadeschda Mandelstam betrat, stürzten bald darauf drei Agenten der OGPU herein (die zwei Monate später zum NKWD umgebildet wurde). Sie prüften jedes Stück Papier und nahmen jedes Buch auseinander. Sie suchten nach einem Gedicht über Stalin, das Mandelstam Freunden vorgetragen hatte. Unter ihnen musste ein Informant gewesen sein. Sie konnten es nicht finden, aber Mandelstam musste es während der nachfolgenden Verhöre in der Lubjanka aus dem Gedächtnis niederschreiben und mit dem Satz versehen: «Ich bin der Verfasser des folgenden Gedichts konterrevolutionären Inhalts.» Die inkriminierten Verszeilen lauteten:

«Und wir leben, doch die Füsse,
Sie spüren keinen Grund.
Auf zehn Schritt nicht mehr hörbar,
Was er spricht, unser Mund.
Doch wenn's reicht für ein Wörtchen, ein kleines -
Jenen Bergmenschen im Kreml, ihn meint es...
Seine Finger wie Maden so fett und so grau,
Seine Worte wie Zentnergewichte genau.
Lacht sein Schnurrbart dann – wie Küchenschaben, und sein Stiefelschaft glänzt hoch erhaben.
Um ihn her – seine Führer, die schmalhalsige Brut,
Mit den Diensten von Halbmenschen spielt er, mit Blut.»²

Mandelstam wurde zunächst in die Verbannung geschickt. Vielleicht wollte Stalin nicht zu viel Aufsehen erregen. Aber als Mandelstam erneut verhaftet und zu Arbeitslager verurteilt wurde, hatte er,

krank wie er war, keine Chance zu überleben. Er starb am 27. Dezember 1938 in einem Transitlager bei Wladiwostok. Sie begruben ihn wie alle töten Häftlinge des Gulag in einem Massengrab. Als letzte, unbeabsichtigte Demütigung schrieb der NKWD seinen Namen auf dem Totenschein falsch.

Das auslösende Ereignis für Stalins Säuberungskampagnen war die Ermordung des Leningrader Parteisekretärs Sergej Kirow am 1. Dezember 1934, Stalins Reichstagsbrand. Alle bürgerlichen Freiheiten, die ohnehin nur noch auf dem Papier gestanden hatten, wurden offiziell aufgehoben. Der NKWD, der bereits bisher Tag und Nacht Jagd auf trotzkistische Saboteure gemacht hatte, nahm sich jetzt jeden vor, der über Kontakte ins Ausland verfügte. Die sowjetischen Behörden räumten später ein, von 1935 bis 1940 seien 19 Millionen Menschen verhaftet worden, von denen sieben Millionen im Gulag oder infolge von Hinrichtungen starben.³

In Moskau fanden die Hinrichtungen in besonders dafür eingerichteten Kellern statt, deren abfallender Betonfussboden gespült werden konnte. Die Leichen verbrannte man in Ofen des Donskoi-Klosters mitten in Moskau. Das ganze Gelände war von Asche bedeckt wie nach einem Vulkanausbruch. Tausende weitere Opfer wurden in geschlossenen Lastwagen nach Butowo gebracht, wo KGB-Offiziere später ihre Datschas bauten. «Die Erschiessungskommandos, übertönt vom Dröhnen der Motoren, arbeiteten Tag und Nacht. Sie stellten die Menschen an einen vorher ausgehobenen Graben und feuerten eine Salve ab... Wenn der Graben gefüllt war, glätteten sie die Erde über den Leichen und hoben ein neues Massengrab aus.» Typisch für die sowjetischen «Sicherheitsorgane» war, dass über den Massengräbern Obstgärten angelegt wurden. So hatten die Bürger Moskaus, ohne es zu wissen, noch etwas von den Feinden des Volkes.⁴

Die schlimmste Zeit der Denunziationen, falschen Anschuldigungen und erzwungenen Geständnisse im Rahmen des Grossen Terrors hiess in Russland nach dem damaligen Chef des NKWD, dem kleinwüchsigen Nikolai Jeschow, nur *die Jeschowschtschina*.

Diesem Mann mit erheblichen Persönlichkeitsstörungen hatte Stalin den «Fleischwolf» anvertraut. Er spornte ihn zu Höchstleistungen an, nur um ihn später für seine «Exzesse» zu bestrafen. Zunächst ernannte er im Juli 1938 seinen georgischen Landsmann Lawrenti Berija zu Jesschows Stellvertreter. Diesen selbst liess er Ende des Jahres beseitigen.

Einen schwachen Hinweis darauf, welche Schrecken aus Nazi-Deutschland zu erwarten waren, erhielt Tante Mascha im Sommer 1935. Aus Berlin kam eine Postkarte, auf der Olga Tschechowa in einer ihrer Rollen zu sehen war. Auf der Rückseite bat Olgas Schwester Ada, Mascha möge ein «gewisses Dokument» so rasch wie möglich schicken.⁵

Das fragliche Papier, eine eidesstattliche Erklärung, die Tante Mascha und ihr Bruder Michail Tschechow schliesslich am 14. August 1935 in Jalta unterzeichneten, bestätigt, dass die Familie Tschechow ausschliesslich russisch-orthodoxer Abstammung sei. Es wurde dringend gebraucht, um Gefahr von Olga Tschechovas Tochter Ada abzuwenden. Deren Grossmutter, Mischas Mutter Natalja Golden, war Jüdin gewesen. Olga Tschechowa handelte rasch. Vielleicht hatte sie bei einem Empfang im Propagandaministerium von der Vorbereitung der Rassegesetze gehört, welche die NSDAP auf ihrem Nürnberger Parteitag im September des Jahres verkündete.

Tante Mascha und ihre Brüder waren bereit, sich für eine gute Sache zu engagieren. «In unserer Familie gibt es keine Personen nichtchristlichen Glaubens, weder väterlicher- noch mütterlicherseits», schrieben sie. «Unser verstorbener Bruder Alexander Pawlowitsch Tschechow war verheiratet mit Natalja Alexandrowna Galdina, wohnhaft in Moskau, Russin und orthodoxen Glaubens.»⁶ Somit erhielt Mischas Mutter den Namen Galdina und wurde postum zum christlichen Glauben bekehrt. Die Gebühr betrug zwei Rubel.

Ausser der kleinen Führungsgruppe im Kreml wusste damals kaum jemand in der Sowjetunion etwas von Hitlers Rassentheorien. Der

«Faschismus» wurde stets nur mit sehr irreführenden Allgemeinplätzen erklärt. Nach der Stalinschen Definition war er die extremste Form des Kapitalismus und damit der Erbfeind des Kommunismus. Aber der Stalinismus brachte seine eigene Fremdenfeindlichkeit hervor. Kommunisten aus dem Ausland, die in der Sowjetunion Zuflucht suchten, besonders wenn sie aus Deutschland, Polen oder Jugoslawien kamen, waren in grosser Gefahr. Sowjetbürger deutscher Herkunft wie die Knippers konnten leicht zu den Juden des Stalinschen Totalitarismus werden. Lew Knipper sollte im Selektionsprozess später eine besondere Rolle zufallen.

Wie hunderttausende Sowjetbürger durchlebte auch Lew in der Zeit des Grossen Terrors eine persönliche und politische Krise. Verzweifelt suchte er sich einzureden, dass die Stalinschen Säuberungen gerechtfertigt seien, obwohl er den Wahnsinn der Verhaftungen und Denunziationen in seiner Umgebung durchaus wahrnahm. Wir haben keinen Beweis dafür, dass er an derartigen Aktionen des NKWD beteiligt war, aber viele der Verhafteten kannte er, insbesondere auf der Krim, wo zahlreiche Freunde seiner Tante Olja verschwanden.

Wie hart Lew in politischer Hinsicht inzwischen geworden war, zeigte sich unvermittelt bei einer Neujahrsfeier, wahrscheinlich 1937, in Tante Oljas Wohnung am Gogolewski-Boulevard 23. Die Hausherrin bat Wowa, die Gäste zu Tisch zu bitten. «Meine Damen und Herren!», rief er. Lew unterbrach ihn. «Wowa, die Damen und Herren liegen längst auf dem Grund des Schwarzen Meeres und werden von den Fischen gefressen.» Die Anwesenden erstarrten bei dieser Bemerkung eines Mannes, der als ehemaliger Weissgardist selber über das Schwarze Meer geflohen war.

«Tatsächlich?», meinte Tante Olja, sichtlich erbost über Lews Worte. Um dann hinzuzufügen: «Meine Damen und Herren, ich bitte zu Tisch!»⁷

Anfang April 1937 – die zweite Welle der Schauprozesse hatte ge-

rade begonnen – schrieb Lew Tante Olja einen erstaunlichen Brief. «Mein Leben ist erheblich komplizierter, verwirrender und härter geworden als früher, als ich noch viele Illusionen hatte. Ich war jung, selbstbewusst, und die überschäumende Energie verdeckte alles andere. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, für all das zu bezahlen. Und nun stellt sich heraus, dass mein Kapital mir fast keine Zinsen gebracht hat und ich von der Substanz zehren muss.

Mit 23 hat für mich dank deines Eingreifens ein neues Leben begonnen... Ich war so sorglos wie ein Vogel, der nicht an morgen denkt, wie eine Kreatur, die sich einfach nur des Lebens freut. Und in der Tat bin ich wie eine Rakete an Dutzenden meiner Kollegen vorbeigeflogen. Ich will nicht sagen, dass ich es nicht verdient hätte. Mein Talent ist nicht gering, ich spüre grosse Kraft in mir und einen starken Lebenswillen... Egoismus und ein etwas übersteigertes Selbstbewusstsein sind wohl die Gründe dafür, dass ich so einsam bin. Heute, mit 39 Jahren, stehe ich in jeder Hinsicht allein da. Und das ist das Schlimmste: Mit der ganzen Kraft meines Verstandes will ich ein *echter* Bolschewik sein. Aber dafür fehlt mir das Wissen. Das hat auch meine Entwicklung als Komponist in den letzten drei, vier Jahren beeinträchtigt ... Von den Schuldgefühlen gegenüber der Partei und der Sowjetmacht wegen der Jahre des Bürgerkriegs werde ich mich wohl niemals befreien können. Denn wenn jemand in meiner Gegenwart von ‚Weissgardisten‘ spricht, gibt es mir einen Stich ins Herz, weil ich glaube, ich sei gemeint. Das ist das schwerste Trauma meines Lebens, das sich nur auf zweierlei Weise kurieren lässt: Entweder die Partei nimmt mich in ihre Reihen auf, oder der Tod ist mir sicher. Ich fürchte ihn nicht und habe in den letzten fünf, sechs Jahren oft an ihn gedacht.»⁸

Wir wissen nicht, was Olga Knipper-Tschechowa ihrem Neffen geantwortet hat. Aber sie muss sehr ärgerlich geworden sein, besonders über die folgende Passage in Lews Brief: «Was habe ich, bis ich 24 war, vom Leben gehabt? Nichts. Oder nur Negatives. Das werfe ich niemandem vor.» Wenn sie bedachte, was sie alles für den kranken

Jungen getan, wie sie ihn ermutigt und gefördert hatte, dann konnte sie derartige Äusserungen nur als undankbar empfinden. Und wahrscheinlich traf sie mit ihrer Annahme ins Schwarze, dass er an diese Dinge gar nicht wirklich glaubte, sondern sie sich krampfhaft einzureden suchte.

Auch seine Antwort dürfte sie kaum besänftigt haben. «Siehst du, liebste Tante Olja, die Politik ist einer der Gründe, weshalb wir beide nicht wirklich von Mensch zu Mensch miteinander reden können. Für mich ist Politik etwas zutiefst Persönliches, Lyrisches, Erregendes. Ich kämpfe für die Sowjetmacht (deshalb liebe ich sie und leide, wenn Fehler geschehen).» Mit «Fehlern» meinte er möglicherweise die Millionen falscher Anschuldigungen in der Zeit des Grossen Terrors. Aber er wich keinen Schritt zurück. «Für mich sind persönliches Leben, künstlerisches Schaffen, ja absolut alles, mit den Fragen des Parteilebens verknüpft. Du willst das nicht wahrhaben, du denkst, ich *will* so sein – als ob ich nicht längst so *wäre*.»

Er wandte sich gegen «absolute» menschliche Werte, die er als «Intellektuellenethik» abtat. Die dem Leninismus innewohnende Härte hatte sich Lew bereits zu Eigen gemacht. «Am wenigsten ertragen kann ich Menschen, die ihre grundsätzliche, tief verwurzelte antisowjetische Einstellung mit ‚intellektuellen Prinzipien‘ oder ‚Menschlichkeit‘ zu rechtfertigen suchen.

Ich will lernen, wie ein Mensch in diesem entscheidenden Moment des Kampfes sein muss, um Teil der Millionen zu werden, die alles (nicht nur ihren Verstand, sondern auch ihr Herz) für die Zukunft der Menschheit hingeben.

Übrigens», fügte er am Ende des Briefes hinzu, «hat das ‚Negative‘, von dem ich geschrieben habe, mit dir *überhaupt* nichts zu tun. Im Gegenteil, du bist eines der positivsten Momente in meinem Leben, weshalb ich dich noch mehr liebe und achte. Aber deine Haltung zu den Menschen um dich herum (nicht zu dir selbst) verleitet dich zuweilen zu ganz falschen Schlüssen, und es macht mich zornig, wenn du, eine so kluge Frau, so viele Dinge bewusst übersiehst. Übrigens, sage bitte Mascha, dass Rekst entlassen worden ist und sein Fall jetzt

bei den Ermittlungsorganen liegt. Ich glaube, er ist in Schwierigkeiten. Das habe ich Mascha schon vor einem Monat wissen lassen.»⁹ Es ist schwer zu sagen, ob Lew diese Briefe mit dem Gedanken im Hinterkopf geschrieben hat, dass ein Zensor des NKWD sie lesen würde. Wenn ja, dann musste ihm klar sein, dass bereits derartige Erörterungen mit Tante Olja diese in Gefahr bringen konnten. Es sei denn, Lew war bereits so von Stalinscher Rücksichtslosigkeit durchdrungen, dass er nichts mehr dabei empfand, wenn selbst die «Tante, die ihrem Nefen das Leben geschenkt hatte», zum zufälligen Opfer des grossen Kampfes wurde.

Lews Cousin Wowa hatte einen Freund, der am Proesd Serowa in der Nähe der Lubjanka als Friseur arbeitete. Die meisten seiner Kunden waren Offiziere des NKWD. Wenn der Salon um acht Uhr morgens öffnete, tauchten sie in Uniform oder Zivil gereizt und unrasiert von ihren Verhören auf. Sie wollten dann nur noch eine Rasur und eine Gesichtsmassage, um nach einer langen Nacht, in der sie Geständnisse aus ihren Gefangenen herausgeprügelt hatten, wieder zu sich zu kommen. Zuweilen mussten Blutspritzer mit Eau de Cologne von ihren Uniformen entfernt werden. Manche waren so erschöpft, dass sie während der Prozedur einschliefen und die Friseure ihre liebe Not hatten, sie wieder auf die Beine zu bringen. Die wach blieben, redeten zwanghaft über ihre Arbeit. Der Friseur beschwor Wowa, stets auf seine Worte zu achten. «Wir sitzen alle in der Falle», warnte er ihn eindringlich.¹⁰

Tante Olja war sich der allgegenwärtigen Gefahr wohl bewusst. Im August 1937 ging das Moskauer Künstlertheater, darunter sie und Katschalow, auf Tournee nach Paris. Es war die Zeit des Spanischen Bürgerkriegs. Die Weltausstellung in der französischen Hauptstadt geriet zur symbolischen Auseinandersetzung zwischen Faschismus und Kommunismus. Nazi-Deutschland und Sowjetrussland wetteiferten miteinander, den beeindruckendsten Pavillon zu stellen. Picasso voll-

endete für den Pavillon der Spanischen Republik sein Monumentalbild *Guernica*, eine Anklage der barbarischen Bombardements durch die deutsche Luftwaffe. Auch das Gastspiel des Künstlertheaters war Teil des Propagandakriegs. Die Angriffe der französischen Presse gegen die Schauprozesse in Moskau hatten die sowjetischen Behörden veranlasst, mit dem Theaterensemble einen Eindruck von politischer Freiheit zu vermitteln. Die Schauspieler wurden jedoch von NKWD-Agenten, den «Erzengeln», genau beobachtet.

Ein russischer Emigrant in Paris namens Leo Rabeneck, der Olja 1904 geholfen hatte, als Anton Tschechow in Badenweiler auf den Tod daniederlag, entdeckte sie eines Abends in einem Restaurant. Sie war in Begleitung von zwei Männern. Als sie ihn erkannte, schlug sie die Augen nieder und blickte auf ihren Teller. Rabeneck begriff, dass etwas nicht stimmte, und blieb auf Distanz. Am nächsten Morgen begegnete er Katschalow auf den Champs-Élysées und berichtete ihm von der Szene. «Sie hat dort mit zwei Erzengeln gesessen», erklärte ihm Katschalow. «Wie sollte sie da mit Ihnen reden? Die lassen uns nicht aus den Augen. Vor allem dürfen wir uns nicht mit Emigranten einlassen.»¹¹

Erstaunlich ist, dass Tante Olja offenbar die Erlaubnis erhielt, auf der Rückreise in Berlin einen Zwischenstopp bei ihrer Nichte gleichen Namens einzulegen. Wowa berichtete Tante Olja später, Olga habe zu ihrem Schrecken eine Party gegeben, an der auch Nazi-Führer teilnahmen. Das klingt allerdings eher nach Familienklatsch. Keine der beiden hätte in dieser Zeit so unbedacht gehandelt.

Olga Tschechowa behauptete nach dem Krieg, sie habe nicht in besonderer Gunst des Nazi-Regimes gestanden, da sie nie zu den kleinen intimen Partys von nur 20 oder 30 Personen eingeladen worden sei. Das mag in gewisser Weise zwar stimmen, es ist aber wiederum nicht die ganze Wahrheit. Mehrfach suchte sie Goebbels auf, der seinem Tagebuch anvertraute: «Frau Tschechowa erzählt mir ihre Sorgen und Freuden.» Oder: «Frau Tschechowa trägt mir ihre Berufssorgen vor.»¹²

Olga Tschechowa war in der Tat kein ständiger Gast in der Reichskanzlei oder auf dem «Berghof» bei Berchtesgaden, weil sie nicht zum exklusiven inneren Kreis der braunen Machthaber gehörte. Aber es kann kaum überraschen, dass die sowjetische Botschaft in ihr die «Primadonna des Nazi-Films» sah, weil sie auf zahlreichen publicityträchtigen Empfängen erschien.¹³

«Seit 1936 bin ich viel eingeladen worden», bekannte sie später, «denn wegen meiner grossen Erfolge auf der Bühne wurden alle Ausländer, die Berlin besuchten, in meine Vorstellungen geführt, als ginge es in den Zoo.»¹⁴ Aber Olga suchte auch einfach ihrer Wohnung am Kaiserdamm 74 und damit ihrer zweiten gescheiterten Ehe zu entfliehen.

Marcel Robyns scheint sie nach 1937 nicht mehr zu Empfängen in Berlin begleitet zu haben – wohl deshalb, weil sie ihn in ihrer Frustration nach Brüssel zurückgeschickt hatte. Im September 1938 stand ihr Entschluss fest, sich von ihm scheiden zu lassen. «Ja, das Leben!», notierte Goebbels dazu in seinem Tagebuch.¹⁵ Die Ehe hatte kaum zwei Jahre gedauert und im Wesentlichen auf dem Papier existiert. Olga, der nun klar wurde, dass sie einen grossen Fehler begangen hatte, suchte Trost in den Armen eines jüngeren und wesentlich unterhaltsameren Mannes, des Schauspielers Carl Raddatz, mit dem sie den Film *Befreite Hände* gedreht hatte. Der blonde, unbekümmerte und sehr gut aussehende Raddatz, der ständig Pfeife rauchte, war nun ein häufiger Gast im Landhaus der Knippers in Gross Glienicke. Der einfache, ebenerdige hölzerne Bau im Westen von Berlin stand nicht weit von Goebbels' Villa auf Schwanenwerder am Wannsee. Dort war es ruhig und friedlich, weshalb sich Olga immer seltener in ihrer Stadtwohnung am Kaiserdamm blicken liess. Ausserdem hatte sie einen viel kürzeren Weg nach Babelsberg.

Im Mai 1939 begegnete sie Goebbels mehrmals. Am 4. Mai besuchte er eine Vorstellung von *Aimée*. «Das Stück gibt nicht viel her, aber die Tschechowa spielt wunderbar, so voll von Charme und Grazie», vertraute er seinem Tagebuch an. «Neben ihr auch Raddatz und Klinger gut. Ein amüsanter Abend. Noch lange mit den Schauspielern

palavert. Viel gelacht. Dafür wenig Schlaf.»¹⁶ Das muss beiden gut gefallen haben, denn Olga lud Goebbels zehn Tage später prompt nach Gross Glienicke zum Mittagessen ein. «Ein herrlicher, sonniger Maisonntag», heisst es in Goebbels' Tagebuch. «Mittags Spazierfahrt durch die auferwachte Natur... Zum Essen bei Tschechowas. Mit netten Menschen den ganzen Nachmittag geplaudert und gelacht. Das tut so gut nach so viel Arbeit.»¹⁷

Ebenfalls im Mai gab Aussenminister Joachim von Ribbentrop eine grosse Gartenparty für das diplomatische Korps. Dabei setzte er Olga neben Hitler in die erste Reihe. Das Foto war in allen Zeitungen zu sehen. Selbst in Moskau erfuhr man davon, was den dortigen Teil der Familie Knipper in grosse Unruhe versetzte.

Olga zufolge tanzte diese an jenem Abend mit Graf Ciano, Mussolinis Schwiegersohn und Aussenminister, der sie aufforderte, in Italien die Anna Karenina zu spielen. Sie behauptet, beim Gehen habe sie gehört, wie Goebbels zu seiner Frau sagte, sie und Gräfin Attolico, die Gattin des italienischen Botschafters, sollten die Italiener im kleinen Salon festhalten, «damit sie ihre Nasen nicht überall hineinstecken».¹⁸

Im Monat darauf feierten die Nazis acht Tage lang den jugoslawischen Prinzregenten Paul, den sie mit allen Mitteln für sich zu gewinnen suchten. Es begann mit einem Bankett Hitlers in der Reichskanzlei, dem eine fünfstündige Aufführung von Wagners *Meistersingern* folgte. Dann gab Goebbels eine Party in seinem Landhaus 60 Kilometer nördlich von Berlin. Ribbentrop lud in sein Heim nach Potsdam ein. Natürlich war es wieder einmal Göring, der dem Ganzen die Krone aufsetzte. Er arrangierte im Schloss Charlottenburg einen Empfang bei Kerzenschein, zu dem die Gäste wie zur Zeit Friedrichs des Grossen gekleidet zu erscheinen hatten. Kostüme waren nicht schwer zu beschaffen, denn die Nazi-Filmindustrie hatte das Leben Friedrichs zu einem ihrer Lieblingsthemen erkoren. «Nach dem Essen sass ich mit dem Herrscherpaar im Garten beisammen», berichtete Olga spä-

ter. «Wir sprachen über meine Filme und meine Gastspiele.» Sie behauptet, sie sei auf Bitte der Gäste eingeladen worden, die ihre Filme kannten, und die Frau des Prinzregenten, Prinzessin Olga, die zur Hälfte russischer Abstammung war, habe sie kennen lernen wollen.¹⁹

In der Sowjetunion tendierte man zu jener Zeit dazu, Olga Tschechowas Rolle zu überschätzen. In einigen Quellen heisst es, sie habe über «unsere Vertrauensleute in Skandinavien» mit Moskau in Kontakt gestanden.²⁰ Aber das ist ziemlich unwahrscheinlich. Andere meinen, sie habe wegen der Säuberungen in der Auslandsabteilung des NKWD seit 1937 keinen Kontakt mehr mit Moskau gehabt. Auf jeden Fall war sie keine reguläre Agentin wie Zarah Leander. Und auch der Kontakt über ihren Bruder Lew dürfte in diesen Tagen viel zu gefährlich gewesen sein.

Möglicherweise hatte man sie dazu ausersehen, Verbindungen zu deutschen Generälen und Regierungsbeamten, die einen Krieg gegen die Sowjetunion ablehnten, zu knüpfen. Das war Stalin zu jener Zeit in der Tat äusserst wichtig. Er wusste, dass er nach den Säuberungen in der Roten Armee Zeit brauchte, bevor er sich mit der Wehrmacht messen konnte. Nachdem die Briten sich in der Frage der Tschechoslowakei so nachgiebig gezeigt hatten, war er vollends überzeugt, dass mit den westlichen Demokratien kaum zu rechnen war. In der für ihn typischen Paranoia, gemischt mit einer gehörigen Portion Selbstbetrug, redete er sich ein, diese Beschwichtigungspolitik sei Teil eines britisch-französischen Komplotts, Hitler zum Angriff auf die Sowjetunion zu drängen.

Als der Ribbentrop-Molotow-Pakt im August 1939 unterzeichnet war, entschied der Kreml, den deutschen Militärrattaché durch die Waffenfabriken des Ural zu führen. Dabei sollte er sich davon überzeugen, dass der Wehrmacht im Falle eines Angriffs ein langer, schwerer Krieg bevorstand. Als die Rote Armee nach dem deutschen Einmarsch in Polen im September 1939 die Ostgebiete des Landes besetzte, gab Berija Befehl, Fürst Janusz Radziwill zu verhaften und sofort in die Lubjanka zu bringen. Dort sprach er selbst mit ihm. Als Ra-

dziwill ein willigte, für ihn zu arbeiten, soll er gesagt haben: «Fürst, Menschen wie Sie werden in dieser unruhigen Welt immer gebraucht.»²¹ Radziwill wurde mit allen Ehren auf seine Güter in Polen zurückgebracht. Er reiste nach Deutschland, wo er seinen früheren Jagdgefährten Hermann Göring traf, um ihm die Idee eines Angriffs auf die Sowjetunion auszureden.

Lew Knippers Liebe zum Kaukasus brachte ihm eine Beziehung ein, die sich als noch gefährlicher erweisen konnte. Ende der Dreissigerjahre liess er Ljubow und Andrej immer häufiger bei Tante Olja in Moskau zurück, um mehr Zeit mit der attraktiven jungen Marina Garikowna Melikowa zu verbringen. Sie war jeweils zur Hälfte armenischen und ukrainischen Ursprungs. Ihr Vater, Garik Melikow, war zur Zarenzeit Staatsanwalt in Tiflis gewesen. Da er sich nach der Revolution kooperativ zeigte, hatte Berija in seinem Fall Gnade walten lassen.²²

Bevor Berija die Leitung des NKWD übernahm, hatte er bereits sein eigenes Netz von Informanten und Spitzeln gespannt. Maria Garikowna, wie sie überall nur hiess, wurde seine inoffizielle Mitarbeiterin – entweder weil sie ihm dankbar oder weil sie ihm verpflichtet war. Dafür genoss sie seine Protektion. Sie war eine grosse, sportliche Erscheinung von hoher Intelligenz, eine rassige Schöne mit einer für sowjetische Verhältnisse auffallenden Eleganz.

Im Jahr 1932 war sie im Alter von 22 Jahren nach Moskau gekommen und hatte bei der OGPU eine Bürotätigkeit aufgenommen. Dort wurde General Nikolai Baldanow auf sie aufmerksam, der in der Auslandsabteilung eine exponierte Stellung innehatte. Er war Burjate aus der gleichnamigen Republik in Sibirien an der Grenze zur Mongolei. Sie zogen bald zusammen, und Maria begleitete den General auf Auslandsreisen, die ihn nach Paris und sogar bis nach China führten.

Über ihre ukrainische Mutter war Maria Garikowna mit dem prominenten weissgardistischen Emigranten Fürst Kotschubej verwandt,

der damals in Brüssel lebte. Deshalb setzte man sie Mitte der Dreissigerjahre bei sowjetischen Operationen gegen Emigranten ein, bei denen sie sich als sehr tüchtige Agentin erwies. Aber 1937 wurde auch ihr Ehemann, General Nikolai Baldanow, verhaftet und bald darauf erschossen – ein weiteres Opfer des Dienstes im Ausland in einer Zeit paranoiden Fremdenhasses.²³ Maria Garikowna dürfte vermutlich Glück gehabt haben, dass lediglich Baldanows Wohnung und Eigentum beschlagnahmt wurden. Als Jeschow in der zweiten Hälfte des Jahres 1938 in Ungnade fiel, konnte Berija sie rehabilitieren.²⁴

In der Zeit *der Jeschowtschina* als Sowjetbürger Verbindung ins Ausland zu haben, war gleichbedeutend mit «organisiertem Hochverrat im Hinterland». Lews berühmter Freund Paul Armand wurde ungeachtet seines Status als Held der Sowjetunion wie viele andere Veteranen des Spanischen Bürgerkriegs bald nach seiner Rückkehr verhaftet. Er hatte allerdings aussergewöhnliches Glück. Unerwartet liess man ihn wieder frei, was Lew erwirkt haben könnte. Zumindest erinnert sich Lews Sohn Andrej daran, wie Paul Armand unerwartet in Tante Oljas Wohnung auftauchte. «Ljowka, du Hurensohn!», brüllte er ihn an. «Warum sitzt du nicht im Gefängnis wie alle ehrlichen Menschen?»²⁵

Bald nach dem deutschen Einmarsch in Polen im September 1939 wurde Lew vom NKWD zum aktiven Dienst einberufen. Man schickte ihn nach Südostpolen, das die sowjetischen Besatzer in «Westukraine» umbenannt hatten. Laut Bericht des Sohnes seines späteren Führungsoffiziers wurde Lew Knipper dort «zur Schlüsselfigur bei der Entlarvung deutscher Spione in höchst riskanten Aktionen». Dafür erhielt er die Erlaubnis, eine Pistole des Typs Walther zu tragen. Lew war auch für die Bukowina und den von den Sowjets eroberten Teil der rumänischen Provinz Bessarabien zuständig.

Nach aussen hin war er Mitglied eines Tanzensembles der Roten Armee. In Wirklichkeit aber hatte er unter den vom NKWD auf Befehl von General Serow in Massen verhafteten Polen, die zur Hinrichtung

oder Deportation vorgesehen waren, Deutsche herauszufinden und zu verhören. Dabei gelang es ihm offenbar, einen wichtigen Agenten der Abwehr mit Decknamen Alma zu enttarnen. Serow seinerseits war entschlossen, auch in der Zeit seiner brutalen Repressalien in Polen das Leben zu genießen. Ob nun mit Druck oder nicht – jedenfalls machte er in dieser Zeit die berühmte polnische Sängerin Bandrowska-Turskaja zu seiner Geliebten.²⁶

Zwar wollte Stalin seinen neuen Verbündeten nicht vor den Kopf stossen, aber der sowjetische Sicherheitsdienst war überzeugt, dass die Deutschen viele Agenten damit beauftragt hatten, das Terrain zu erkunden. Stalin und sein Regime sassen in einer merkwürdigen Zwickmühle: Einerseits war ihm klar, dass Hitler nach der Niederwerfung Frankreichs die Sowjetunion angreifen würde, andererseits wollte er es einfach nicht wahrhaben.

16.

Feindliche Fremde

Als der zerbrechliche Frieden in Europa zu Ende ging, kam *Bel Ami*, einer der wichtigsten Vorkriegsfilme Olga Tschechovas, heraus. Der komplizierte, leicht dekadente Streifen nach einer Erzählung von Maupassant war eigentlich eher in der Weimarer Zeit als in der kompromisslosen Atmosphäre des Nationalsozialismus vorstellbar. Als dann der Krieg ausbrach, erlebte auch Babelsberg seine Mobilmachung. Die Filme wurden nationalistischer. Von den Stars erwartete man freiwillige Pflichterfüllung im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Sie sollten den Krieg unterstützen, indem sie die Truppen bei Laune hielten. Nur ein Nazi-Bürokrat konnte sich den Namen für diese Art Aktivitäten ausgedacht haben: «Erbauung und Heiterkeit in schweren Zeiten».¹

Im September 1940, als die Luftschlacht über England tobte, besuchte Olga Tschechowa ein Jagdgeschwader bei Chateau de Beaugard in der Normandie. Zu ihren Ehren wurde ein Vorbeimarsch mit einer Kapelle organisiert, sie gab den Männern Autogramme und liess sich vor dem gelben Bugpropeller einer Messerschmitt 109 fotografieren. Als sie im Oktober im Pariser Théâtre des Champs-Élysées spielte, brachte sie *Das Illustrierte Blatt*, umringt von Soldaten, auf seiner Titelseite. Auch deutschen Einheiten in Brüssel und Lille statete sie Besuche ab.

In Lille, wo sie der langweilige Stadtkommandant zu einem Glas Wein in ein Restaurant einlud, begegnete sie der neuen Liebe ihres Lebens. Den jungen Luftwaffenhauptmann beschrieb sie als «hochgewachsen und selbstsicher, ohne eine Spur von Arroganz». Seine Augen faszinierten sie, als er sie von der Tür her prüfend ansah und dann

lächelnd nickte. Er kam näher und sagte: «Ich wusste, dass ich Ihnen begegnen werde.» Sie unterhielten sich ungezwungen, als seien sie seit Langem gute Freunde. Er hiess Jep und war Staffelkommandant im Jagdgeschwader des Generals Adolf Galland.²

Nach ihrer gescheiterten Ehe mit Marcel Robyns entwickelte Olga Tschechowa, nun 43 Jahre alt, eine Vorliebe für wesentlich jüngere und lebhaftere Männer. Carl Raddatz war 15 Jahre jünger gewesen als sie, und ein ähnlicher Altersunterschied bestand auch zu Jep. Aber die Begegnung mit Jep war für Olga ein Wink des Schicksals. Das Verhältnis zu Raddatz war unkompliziert gewesen, denn er wohnte nicht weit von Olgas Landhaus in Gross Glienicke. Jep dagegen war in Nordfrankreich stationiert, was bedeutete, dass die Liebenden nur über Briefe und gelegentliche Telefongespräche miteinander kommunizieren konnten. Er schrieb ihr von seinen Luftkämpfen über dem Ärmelkanal und Südengland, während sie ihn mit Studioklatsch unterhielt.

Olga arbeitete an einem neuen Film mit dem Titel *Der Fuchs von Glenarvon*, einem antibritischen Propagandastreifen, der in Irland spielte. Sie hatte die Rolle der Gloria Grandison, einer irischen Patriotin, die Freiheitskämpfer mutig unterstützte, während die Wehrmacht sie im besetzten Europa standrechtlich erschoss, und viele unschuldige Geiseln dazu. Ein Jahr später folgte *Menschen im Sturm*, ein Streifen, der die deutsche Invasion in Jugoslawien mit der Geschichte einer verfolgten Familie deutscher Herkunft rechtfertigen sollte. Die Tatsache, dass man in diesem Land kaum von einer deutschen Minderheit sprechen konnte, tat dem nationalistischen Melodram keinen Abbruch. Der Film endet damit, dass Olga Tschechowa auf der Flucht in einer Pferdekutsche zur deutschen Grenze von jugoslawischen Soldaten erschossen wird. Sie stirbt als Märtyrerin mit den Worten: «Wir fahren in die Heimat!» Wo für Olga Tschechowa zu jener Zeit allerdings die Heimat war, ist schwer zu sagen.

Am Morgen des 13. November 1940, eines grauen, trüben Tages, erreichte ein Zug mit zwei Salonwagen der Luxusklasse Berlin. Er rollte in den Anhalter Bahnhof, der nur wenige hundert Meter südlich der Reichskanzlei lag. Am roten Teppich standen Aussenminister Joachim Ribbentrop und Feldmarschall Wilhelm Keitel nebst einer Ehrengarde der SS-Leibstandarte Adolf Hitler. Der Bahnhof war mit Flaggen geschmückt – neben der roten Nazi-Fahne mit dem Hakenkreuz nahm sich das ebenfalls rote sowjetische Banner mit gelbem Hammer und Sichel sehr unpassend aus.

Als der sowjetische Aussenminister Wjatscheslaw Molotow aus dem Wagen stieg, hoben Ribbentrop und Keitel die Hände zum deutschen Gruss. Molotows Dolmetscher Valentin Bereschkow schrieb später, das müsse das erste Mal gewesen sein, dass die «Internationale» in Berlin erklang, seit Hitler die deutschen Kommunisten sieben Jahre zuvor zerschlagen hatte.

«Menschen, die das Lied des Proletariats sangen, wurden von der Gestapo in die Todeslager geschickt. Und nun mussten hier auf dem Anhalter Bahnhof deutsche Generäle und hohe Beamte des Nazi-Reichs der kommunistischen Hymne die Ehre erweisen.»

Eine Kolonne riesiger, dreiachsiger schwarzer Mercedes-Limousinen, begleitet von SS auf Motorrädern, beförderte die Delegation zum Schloss Bellevue, wo sie untergebracht war. Bereschkow will an den Fenstern einer nahe gelegenen Fabrik Arbeiter gesehen haben, die mit roten Taschentüchern winkten, aber dieses Bild entspringt wohl eher seiner blühenden Fantasie.

Nach einem ausführlichen Frühstück wurden die Sowjets zur Reichskanzlei im Zentrum Berlins gebracht. Bereschkow beschreibt, wie man Molotow und seine Begleitung durch «hohe, bronzebeschlagene Türen und dann durch eine ganze Suite schwach erleuchteter Räume und fensterloser Korridore» führte, in denen überall Wachposten standen, welche die Hacken zusammenknallten und den Arm zum Hitlergruss hochrissen. Der Eintritt in Hitlers riesiges Arbeitszimmer «war auf eine Weise inszeniert, wie es nur die Nazis verstanden. Zwei

hochgewachsene blonde SS-Männer in tadellos sitzenden schwarzen Uniformen knallten wieder mit den Hacken und drückten die monumentale, fast bis zur Decke reichende Flügeltür mit einer einzigen gut eingeübten Bewegung auf.» Hitler, wie immer im einfachen graubraunen Rock, an dem nur das Eiserne Kreuz prangte, wirkte winzig in dem riesigen Raum.³

Der deutsche Geheimdienst scheint die wahre Identität der beiden wichtigsten Begleiter Molotows nicht gekannt zu haben. Wladimir Dekanosow, der zweite Mann der Delegation, ein kleinwüchsiger, kahlköpfiger georgischer Mitarbeiter Berijas, war der erste Leiter der Auslandsabteilung des NKWD, den man als Botschafter ins Ausland schickte. Sein Einsatz in Berlin wurde während des Besuchs angekündigt. Trotz seiner enormen Erfahrung sollte Dekanosow wie Stalin vor der wachsenden Gefahr, die von Deutschland ausging, krampfhaft die Augen verschliessen. In den nachfolgenden Monaten redete er sich ein, alle Warnungen vor dem «Unternehmen Barbarossa» seien Provokationen seiner britischen Gegenspieler. Churchill wollte die Sowjetunion angeblich mit allen Mitteln in einen Krieg gegen Deutschland treiben.

Wsewolod Nikolajewitsch Merkulow, ein weiteres Schwergewicht in der Delegation, war noch weniger Diplomat. Viele Jahre später sollte sich herausstellen, dass er auf Berijas Anordnung das Massaker an polnischen Offizieren im Wald von Katyn veranlasst hatte. Während dieses Aufenthalts in Berlin sollte sich Merkulow angeblich «ein persönliches Bild von der operativen Situation in Deutschland machen». Die Säuberungen hatten auch in der Auslandsabteilung ein Chaos hinterlassen. Zu allem Überdross erlegte Stalin den in Deutschland tätigen Agenten auch noch Beschränkungen auf, um Hitler nicht zu provozieren. Das einzige noch funktionierende Agentennetz unterstand der sowjetischen Militäraufklärung GRU. Der NKWD dagegen führte fast als einzige Agentin in Berlin Olga Tschechowa in seinen Akten, die zudem eine «Schläferin» war. So verheerend hatte sich die Beseitigung von Mitarbeitern des Auslandsgeheimdienstes während des Grossen Terrors ausgewirkt.⁴

Das Treffen mit Hitler verlief für die sowjetische Delegation höchst frustrierend, wenn nicht sogar Besorgnis erregend. Hitler wollte von dem bevorstehenden Sieg über England und seinen Plänen zur Zerschlagung des Empires sprechen. Er deutete an, er könnte bereit sein, die Beute mit der Sowjetunion zu teilen. Obwohl Molotow immer wieder auf die Hauptsorge der Sowjetunion, die wachsende Zahl deutscher Truppen in Finnland und Rumänien zurückkam, wickelte Hitler aus und gab ihm keine befriedigende Antwort auf seine Fragen. Er behauptete gar, seine Truppen in Finnland seien auf dem Durchmarsch nach Norwegen, was ein riesiger Umweg gewesen wäre. Während Hitler sprach, sass Ribbentrop mit verschränkten Armen da und wandte kein Auge von ihm. Der Aussenminister der Nazis war ein eitler Poseur. «Manchmal», notierte Bereschkow, «legte er beide Hände auf den Tisch und trommelte leicht mit den Fingern. Nachdem er jeden Einzelnen in der Runde mit leerem Blick betrachtet hatte, nahm er wieder die ursprüngliche Haltung ein.»⁵

Am selben Abend gab Molotow für seine Gastgeber einen Empfang in der grossen sowjetischen Botschaft Unter den Linden. Im Marmorsaal war ein Buffet für 500 Personen angerichtet. Die weiss gedeckten Tische waren mit Nelken und nach der Revolution konfisziertem antikem Silber geschmückt. Hitler kam nicht und überliess seine Repräsentationspflichten anderen Nazi-Führern wie Ribbentrop, Rudolf Hess und dem Reichsmarschall Hermann Göring, der in einer protzigen, selbst entworfenen Fantasieuniform in Himmelblau und Silber auftrat. Die sowjetischen Vertreter waren fasziniert von seinen breiten Ringen und den Geschichten, die man sich von ihm erzählte. Angeblich hüllte er sich zu Hause in eine römische Toga und trug mit Diamanten besetzte Sandalen.

Das Eintreffen der Gäste und ihre Begrüssung durch Molotow sind auf Film und Fotos festgehalten. Ein junger Mitarbeiter der Botschaft nahm Olga Tschechowa beiseite und stellte sie Merkulow vor. Das war nicht weiter gefährlich, selbst wenn ein Gestapo-Agent sie dabei beobachten sollte. In den Augen der Deutschen musste es als völlig nor-

mal erscheinen, dass ein Russe eine leibhaftige Verwandte Anton Tschechows kennen lernen wollte. Und sie konnten sich recht ungestört unterhalten, denn kaum war der erste Toast ausgebracht, da kündigten die Sirenen einen Bombenangriff der Royal Air Force auf Berlin an.

Laut Bereschkow erhoben sich die Nazi-Führer sofort, um ihren Luftschutzbunker aufzusuchen, der um die Ecke in der Wilhelmstrasse lag. Die sowjetische Botschaft hatte zwar eine eigene Folterkammer, in der verdächtige Mitarbeiter und in Berlin lebende Sowjetbürger verhört wurden, aber noch immer keinen Luftschutzkeller, obwohl Deutschland bereits seit über einem Jahr Krieg gegen England führte. Es war, als ob die Diplomaten nach der Stalinschen Verschwörungstheorie nicht glauben durften, dass die perfiden Briten echte Bomben auf Berlin warfen.

Zwar hatte man vor, Olga Tschechowa nicht als einfache Informantin zu nutzen, aber sie war eindeutig gut postiert, um zwei Prioritäten der sowjetischen Aufklärung zu bedienen. Die erste war Stalins Drang, Hitlers Kraftquell im Land zu ausfindig zu machen. Wie konnte er eine so riesige Gefolgschaft und Machtfülle auf sich vereinen? Die zweite lief darauf hinaus, einflussreiche Personen in Deutschland zu ermitteln, die einen Angriff auf die Sowjetunion ablehnten. Einige Männer der alten Schule wie der deutsche Botschafter in Moskau, Graf von der Schulenburg, glaubten fest an Bismarcks Devise, Deutschland sollte niemals Krieg gegen Russland führen. In Moskau hoffte man, Olga Tschechowa wie auch Fürst Janusz Radziwill könnten in diesem Zusammenhang von Nutzen sein. Doch die sowjetische Aufklärung überschätzte ganz offensichtlich Olga Tschechovas Möglichkeiten – vielleicht wegen des Fotos, das sie an Hitlers Seite zeigte. Im Moskauer Geheimdienst ging das Gerücht um, dass sie zuweilen als Hitlers Tischdame auftrete.

Das Gespräch mit Merkulow gab Olga Tschechowa zumindest die Gewissheit, dass ihre Familie in der Sowjetunion sicher war. Es heisst, Merkulow habe ihr höchstwahrscheinlich eine Botschaft dieses Inhalts von Lew überbracht.⁶

Im Monat darauf reiste Olga Tschechowa wieder nach Frankreich, um Jep zu treffen. Am 23. Dezember erhielt sie in Paris ein grosses Weihnachtspaket von Hitler, das ihr durch die deutsche Botschaft übermittelt wurde. Es enthielt eine Karte mit dem Porträt des «Führers», dazu Plätzchen, Schokolade, Nüsse und Pfefferkuchen, als sei sie Soldat an der Front. Bei der Rückkehr wollte sie grössere Mengen Parfüm und andere Einkäufe über die Grenze schmuggeln. Sie bedeckte sie mit den Süssigkeiten des «Führers». Zollbeamte und Grenzsoldaten bestanden darauf, dass sie das schwere Paket öffnete. Dabei geriet ihnen Hitlers Weihnachtskarte mit der handschriftlichen Widmung «Frau Olga Tschechowa in aufrichtiger Bewunderung und Verehrung. Adolf Hitler» in die Finger. Sofort standen alle stramm, rissen den Arm hoch und riefen: «Heil Hitler!»⁷

Beim Moskauer Teil der Familie Knipper wuchsen die Sorgen. Wenn es Krieg mit Deutschland gab, während ihre Verwandten in Berlin mit der Nazi-Führung tändelten, dann waren sie in grosser Gefahr. Als die Gerüchte Olgas Onkel Wladimir Knipper erreichten, hiess es, Hitler habe sie Molotow als seine Tischdame vorgestellt. Kurz darauf bemerkten sie einen Kleinlastwagen mit Antenne auf dem Dach, der langsam den Gogolewski-Boulevard entlangfuhr. Nun waren die Knippers überzeugt, dass man sie belauerte.

«Wir müssen uns um uns selber kümmern», erklärte Wladimir Knipper mehr sich selbst als seinem Sohn Wowa. «Sie [Olga und Ada] sind nette Mädchen, aber wir müssen diesen Briefwechsel beenden. Es ist Wahnsinn, aber genau das müssen wir jetzt tun.»⁸

Nur Lew focht das alles offenbar nicht an. Von seiner Mission in Polen kehrte er im Frühjahr 1941 noch selbstsicherer zurück. Das mag an der Beziehung zu Maria Garikowna gelegen haben, deren extrovertiertes Wesen gut zu ihm passte und ihn in Sicherheit wiegte.

Wann sie einander begegneten – darüber gibt es unterschiedliche Aussagen. Manche glauben, dass dies nicht vor 1941 geschah.

Igor Schtschors, der später als Verbindungsoffizier zwischen Lew und General Kobulow fungierte, meint sogar, Maria Garikowna sei als Lews Partneragentin ausgewählt worden und beide hätten auf Anordnung von oben geheiratet. Das war zu jener Zeit offenbar eine übliche Praxis, der sich nur wenige widersetzen. «Ich habe von einem Mann gehört», berichtete Schtschors, «der bei einer solchen Gelegenheit ein medizinisches Gutachten verlangte, dass seine Braut noch Jungfrau sei. Aber in der Regel liefen solche Dinge glatt.» Schtschors selbst sah seine Frau zum ersten Mal, als sie mit einem nagelneuen Pass auf den Namen Natalja Schtschors in seiner Wohnung auftauchte. Sie sind jetzt über 60 Jahre verheiratet. Er glaubt nicht, dass Lew sich geweigert hätte.⁹

Wowa Knipper, der damals gerade die Mittelschule abschloss, erinnert sich, dass eines Tages in ihrer Wohnung das Telefon klingelte. Als er abnahm, erkannte er Lews Stimme.

«Hallo, wer ist da? Der junge Knipper? Ist dein Vater zu Hause?»

Eine halbe Stunde später stand Lew vor ihrer Tür. Wowa war von dem viel älteren Cousin hingerissen. «Ich versuchte sogar seinen federnden Gang nachzuahmen, der zu einem Tennismeister passte», schrieb er später. «Er spielte damals für die Mannschaft der Roten Armee und war Meister der Krim, aber seine grosse Leidenschaft waren die Berge. Ljowa arbeitete als Instrukteur der Gebirgsjäger.»¹⁰

In jenen Jahren war Wowa noch leicht zu beeindruckern. In seiner Naivität wollte er nicht glauben, dass es in der Sowjetgesellschaft Prostituierte gab. Ein paar Schulfreunde zeigten sie ihm, wie sie vor dem Boischoitheater, nur wenige hundert Meter vom Kreml entfernt, auf Kundschaft warteten. Seine Begeisterung für Lew machte ihn aber nicht vollends blind. Tief in seinem Inneren spürte er, dass mit diesem Mann etwas nicht in Ordnung war.

17.

Moskau 1941

Jeder Krieg, der unerwartet ausbricht, löst einen Schock aus. Aber kein Land war auf Krieg psychologisch so wenig vorbereitet wie die Sowjetunion am 22. Juni 1941. Stalin, der grosse Manipulator, hatte sich halsstarrig geweigert, den Warnungen vor Hitlers Verrat Glauben zu schenken.

Die einfachen Menschen, die durch unzählige Wochenschauen und Rundfunksendungen von der wirtschaftlichen und militärischen Stärke ihres Landes überzeugt waren, konnten nicht glauben, dass die Deutschen den Angriff gewagt hatten. Als aber klar wurde, was geschehen war, reagierte die Bevölkerung wesentlich schneller als ihre Führer. Nur Stunden nach Molotows hölzerner Rede über Radio Moskau bildeten sich bereits Schlangen von Freiwilligen. Da war Stalin noch viel zu niedergeschmettert, um zu seinem Volk sprechen zu können.

Vieles, was nun an Improvisation folgte, mag dem Fachmann lächerlich erscheinen. Aber es kann keinerlei Zweifel daran geben, dass die Menschen entschlossen waren, ihr Vaterland zu verteidigen. Auch das Moskauer Künstlertheater stellte sich sofort auf den Krieg ein. In der «roten Ecke» des Theaters, dem unvermeidlichen kommunistischen Altar mit der Lenin-Büste, gab es Einweisungen für den zivilen Luftschutz. Olga Knipper-Tschechowa, damals bereits 72, erklärte Neulingen, wie mit Brandbomben umzugehen war: «Man packt sie bei den Flügeln», erklärte sie, «und wirft sie aus dem Fenster in den [draussen aufgeschütteten] Sand. Das geht ganz einfach.»¹

Der Glaube an die Stärke des Sowjetstaats war bald erschüttert, als

sich herausstellte, dass die Deutschen nicht an der Grenze aufgehalten werden konnten. Die Wehrmacht rückte in grossem Tempo vor. Eine Heeresgruppe wälzte sich auf Leningrad zu, eine andere durchquerte Weissrussland und war auf dem Weg nach Moskau, eine dritte marschierte gegen die Ukraine. «Das war die Zeit», schrieb Lew, «da wir mit den Namen von Städten und Dörfern, die wir vorher kaum kannten, die Geografie unseres Landes kennen lernten. Sie waren wie brennende Wunden auf dem Körper des Vaterlandes.»²

Bei Kriegsausbruch befand sich Lew gerade im Kaukasus, wo er in einem Lager, das zu Ehren der deutschen Kommunisten «Rotfront» hiess, Rotarmisten im Gebirgskampf ausbildete. Er hatte mit einer Einheit einen Gipfel bestiegen und erwartete, als er am 23. Juni, dem Tag nach dem deutschen Überfall, ins Lager zurückkam, stürmisch begrüsst zu werden. Aber in den Gesichtern derer, die sie empfingen, spiegelte sich die Katastrophe wider, die über das Land hereingebrochen war. «Wundere dich nicht, wenn du erfährst, dass ich an der Front bin», schrieb Lew unverzüglich an Tante Olja. «Das ist mein grösster Wunsch.»³ Doch zu seiner grossen Enttäuschung musste Lew im Lager bleiben und weiter Soldaten ausbilden.

Einige Wochen nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion, es war im Juli 1941, lud Magda Goebbels Olga Tschechowa telefonisch zum Mittagessen in ihr Landhaus bei Lanke ein. Ein Wagen des Ministeriums sollte sie abholen. Etwa 35 Gäste kamen – Schauspieler, Diplomaten und Beamte des Propagandaministeriums.

Das rasche Vorrücken der Wehrmacht hatte Goebbels in Hochstimmung versetzt. Er feierte gewissermassen schon den Einmarsch in Moskau. Der Minister wandte sich an Olga Tschechowa, woraufhin es, wie sie berichtet, zu folgendem Wortwechsel kam:

«Wir haben ja eine Russlandexpertin bei Tisch – Frau Tschechowa. Glauben Sie nicht auch, gnädige Frau, dass dieser Krieg noch vor dem

Winter beendet sein wird, dass wir Weihnachten in Moskau sind?»

«Nein», will sie geantwortet haben.

«Und warum nicht?», fragte Goebbels.

«Auch Napoleon hat sich in Russlands Entfernungen verschätzt.»

«Zwischen den Franzosen und uns gibt es einen feinen Unterschied.» Goebbels lächelte ironisch: «Wir treten als Befreier auf. Die bolschewistische Regierungselite wird von einer gigantischen Revolution hinweggefegt werden!»

«Im Augenblick der Gefahr sind alle Russen solidarisch», entgegnete sie.

Goebbels beugte sich ein wenig vor und sagte kalt: «Interessant, gnädige Frau. Sie vertrauen also der deutschen Wehrmacht nicht. Sie prophezeien einen russischen Sieg.»

«Ich prophezeie nichts, Herr Minister. Sie haben mich gefragt, ob unsere Soldaten noch vor Weihnachten in Moskau sein werden. Ich habe Ihnen dazu meine Meinung gesagt. Meine Meinung kann richtig, sie kann auch falsch sein.»

Goebbels, so schreibt sie, habe sie daraufhin mit einem langen, argwöhnischen Blick fixiert.⁴

In den Goebbels-Tagebüchern ist dieser Wortwechsel nicht erwähnt. Er konnte bisher auch anderweitig nicht nachgewiesen werden. Es ist durchaus möglich, dass Olga Tschechowa aufgeschrieben hat, was sie gern gesagt hätte.

Es schien so, als sollte Goebbels Recht behalten. Smolensk war gefallen, und die Heeresgruppe Mitte unter Feldmarschall von Bock, anderthalb Millionen Mann stark, war offenbar nicht zu stoppen. Am 22. Juli fielen zum ersten Mal Bomben auf Moskau. Danach folgten jede Nacht weitere Bombenangriffe. Fensterscheiben barsten, auch in der Wohnung am Gogolewski-Boulevard 23, die Hunde spielten verrückt, aber zunächst gab es relativ wenige schwere Schäden.

Die Lebensmittel wurden knapp. Wladimir Knipper erhielt als

Opernsänger noch immer täglich ein freies Mittagessen im Zentralen Haus der Kulturschaffenden. Was er davon abzweigen konnte, brachte er seinem Sohn Wowa in einem kleinen Essgeschirr nach Hause. Dem wurden nur noch täglich 400 Gramm Brot zugeteilt, gleichwohl musste er zusammen mit anderen am Rande von Moskau Panzergräben ausheben. Der Hund der Familie war das erste Opfer von Bombennächten und Hunger. Wladimir Knipper musste auch Tante Olja um Geld bitten, die mit unerschütterlicher Grosszügigkeit nach wie vor den Finanzier der Familie spielte.

Mitten in diesem schrecklichen Sommer suchten Tante Olja und ihre Freundin Sofia Baklanowa Wladimir Knipper und dessen Sohn Wowa auf, um sich von ihnen zu verabschieden. Eine Gruppe Schauspieler des Theaters wurde aus der Hauptstadt in den Kaukasus evakuiert. Das Gespräch stockte immer wieder. Tante Olja bot den beiden Männern an, mit ihnen zu kommen. Wladimir erklärte bedrückt und nervös, er könne sich nicht von seinen Büchern und seinem Klavier trennen.

Nun traf jede Woche ein Brief von Tante Olja in Moskau ein. Am 15. August berichtete sie, dass sie noch immer im Zug seien, den man neben einer grossen Birnenplantage abgestellt habe. Die schneebedeckten Gipfel des Kaukasus grüssten aus der Ferne. Sie habe grosses Heimweh. Eine Woche später bat sie Wladimir, nach den anderen Familienangehörigen zu sehen.

Im September berichtete sie, zwei wichtige Mitglieder ihrer Truppe, Tarassowa und Moskwina, wollten nach Moskau zurückfahren. Aus dem Brief klingen Erregung und Eifersucht. «Sie werden vom Theater nach Moskau geholt, aber wir sind nur ‚Firsows‘!» Firsow ist der alte Diener, der im *Kirschgarten* am Ende vergessen zurückgelassen wird.⁵

Ihr einziger Trost war Lew, der sie von seinem Gebirgsjägerlager besuchen kam. Ihrer Freundin Sofia gefiel Oljas angenommener Sohn überhaupt nicht. «Wir wissen nicht, was wir machen sollen», schrieb sie an Wladimir Knipper. «Viele Leute vom Künstler theater reisen

bereits zurück. Ljowa geht wieder in seine Berge. Er ist unverändert. Vieles an ihm durchschaue ich nicht. Olga weiss nichts von Andrejuscha [Lews Sohn], und wir machen uns Sorgen.»⁶

Oljas Sorge um Lews kleinen Sohn Andrej war berechtigt. Mit seiner Mutter Ljubow lebte er in Taschkent am Rande des Hungers, und Lew reagierte nicht auf ihre Hilferufe. Als Wowa Knipper ihn einen Monat später fragte, wie es Andrej gehe, war Lew peinlich berührt. Er deutete an, sein Verhältnis zu Maria Garikowna mache es schwierig, mit Ljubow in Kontakt zu bleiben.

Aber persönliches Leid zählte wenig in dieser Zeit, da das Vaterland in höchster Gefahr schwebte. «Operation Taifun», der deutsche Angriff auf Moskau, startete am 30. September 1941. Guderians Panzer stiessen an der Südflanke vor und tauchten urplötzlich im Zentrum von Orjol auf, wo sie Strassenbahnen überholten, deren Fahrgäste nicht ahnten, dass der Feind bereits mitten unter ihnen war.

Am 5. Oktober ortete eine sowjetische Aufklärungsmaschine auf der Juchnower Chaussee 120 Kilometer von Moskau entfernt eine 20 Kilometer lange deutsche Panzerkolonne. Die Nachricht wurde im Kreml so ungläubig aufgenommen, dass Berija den Piloten wegen «Provokation» verhaften wollte. Man liess zwei weitere Maschinen starten, deren Piloten die Meldung bestätigten. Im Kreml brach Panik aus. Stalin befahl dem Kommandeur des Moskauer Militärbezirks, alles bis zum letzten Mann zu mobilisieren. Noch wusste er nicht, dass Hitler bereits die Eroberung Moskaus verkündet und der Stadt das Schicksal Karthagos angedroht hatte. Sie sollte vom Erdboden getilgt werden und in den Fluten eines Stausees versinken.

Feldmarschall von Bocks Panzertruppen gelang es, zwei grosse Kessel bei Brjansk und danach auch bei Wjasma zu schliessen. Dort vernichteten sie 1'242 sowjetische Panzer und schnitten 665'000 Sowjetischen ab. Die gefangenen Rotarmisten erwarteten schreckliche Leiden, zumeist ein qualvoller Tod durch Hunger und Krankheiten in deutschen Gefangenenerlagern. Unter ihnen war Katschalows Sohn Wa-

dim Schwerubowitsch, ehemaliger Weissgardist und Lews Gefährte im Exil. Fünf Jahre zuvor hatte man es abgelehnt, ihn in den Spanischen Bürgerkrieg ziehen zu lassen. Nun gehörte er als 40-Jähriger den *Opoltschenzen*, der vier Millionen Mann starken Bürgerwehr, an. Diese jämmerlich bewaffneten Einheiten wurden in hoffnungslose Angriffe gegen Wehrmacht und SS geschickt, wobei sie fürchterliche Verluste erlitten. Viele der Männer trugen noch Zivilkleidung, was bedeutete, dass sie als Partisanen erschossen werden konnten.

Wadim und seine Kameraden suchten verzweifelt nach einem Ausweg aus der deutschen Umzingelung. Als sie eines Morgens völlig steif gefroren erwachten, sahen sie sich von deutschen Soldaten umringt. Man brachte sie in ein Lager bei Juchnow, wo sie alle Schrecken der Gefangenschaft an der Ostfront kennen lernten. Sie hatten keinerlei Unterkunft, erhielten nur wenig Wasser und kaum etwas zu essen. Von Zeit zu Zeit wurden Lebensmittel über den Stacheldraht geworfen, und die Wachmannschaften hatten ihren makabren Spass an den Raufereien, die darob in Schmutz und Schlamm ausbrachen. Ohne jede Behausung, ohne Zelte oder Latrinen vegetierten die Gefangenen unter unbeschreiblichen Bedingungen dahin. Bald setzte strenger Winter ein. Offenbar «sollten sie im Schnee verrecken».

Als Wadim eines Morgens erwachte, sah er sich fast nur noch von Toten umgeben. Nun wurde ihm klar, dass auch er sterben würde, wenn er weiter dort liegen blieb. In einem Anflug von Selbstachtung beschloss er, sich zu rasieren. Wie die meisten Rotarmisten trug er in seinem Rucksack stets eine kleine Spiegelscherbe und einen rostigen Rasierapparat bei sich. Seife hatte er nicht, also nahm er seinen eigenen Speichel. Ein deutscher Offizier beobachtete ihn bei diesem Tun in so düsterer Umgebung. Zum Spass rief er ihm zu: «Seife, Puder und Massage gefällig?» Schwerubowitsch blickte auf. Der Offizier kommandierte: «Achtung – stillgestanden!» Schwerubowitsch stand stramm.

«Sprichst du Deutsch?», fragte der Offizier.

«Ja, natürlich.» Sein Deutsch war tadellos.

«Willst du arbeiten?»

«Ja.»

«Dann übersetz mal für die anderen. Ich möchte wissen, wer von denen noch arbeiten kann.»

Schwerubowitsch übersetzte, und mehrere Männer quälten sich hoch.

«Wenn Sie wollen, dass wir für Sie arbeiten», erklärte Wadim, «dann müssen Sie uns zuerst mal was zu essen geben.» Sie bekamen ein wenig Suppe. Fast augenblicklich spürte Wadim, wie seine Lebensgeister wiedererweckt wurden.⁷

Wadims Vater, Wassili Katschalow, der zusammen mit Tante Olja im Kaukasus evakuiert war, nahm die Mitteilung, Wadim sei vermisst, sehr gefasst auf. Tante Olja konnte sich nur zu gut vorstellen, wie er litt. Sie wusste, was es für sie bedeuten würde, eine derartige Nachricht über Lew zu erhalten.

Am 14. Oktober erreichten die SS-Division «Das Reich» und die 10. Panzerdivision das historische Schlachtfeld von Borodino. Assoziati-
onen zu Napoleons Schlacht von 1812 und seinem Einzug in Moskau drängten sich auf, aber viele zogen die falschen Schlüsse. Am selben Tag nahm die 1. Panzerdivision die Stadt Kalinin mit ihrer Wolgabrücke ein und unterbrach damit die Eisenbahnstrecke von Moskau nach Leningrad.

Am Abend des 15. Oktober erhielten Botschaften und Regierungsbehörden die Weisung, die Hauptstadt zu verlassen. Die Regierung sollte nach Kuibyschew, 800 Kilometer südöstlich, umziehen. Lenins balsamierter Leichnam wurde ohne Aufsehen aus dem Mausoleum am Roten Platz geholt und in einem Kühlwagen nach Osten gebracht. Regierungsakten gingen auf riesigen Scheiterhaufen in den Höfen der Ministerien in Flammen auf. Der Geruch von verbranntem Papier lag in der Luft, verkohlte Fetzen schwebten über dem Stadtzentrum und erinnerten an die Aschewolken des Donskoi-Klosters während der Säuberungen vier Jahre zuvor. «Wir liefen über schwarzen Schnee», schrieb Wowa Knipper später.⁸

Und in der Tat waren die Schrecken jener Jahre sofort wieder gegenwärtig, als Erschiessungskommandos in der Lubjanka und anderen Gefängnissen des NKWD Tag und Nacht Häftlinge erschossen, damit sie nicht den Deutschen in die Hände fielen.

Am Stadtrand wurden Panzersperren aus Stahlträgern errichtet, und Zehntausende schlecht ausgerüsteter Zivilisten gruben weitere Panzergräben. Das Gerücht ging um, Moskau werde aufgegeben. Daraufhin brach unter der Bevölkerung Panik aus. Familien stürmten die Bahnhöfe im Osten, insbesondere den Kasaner Bahnhof, um noch einen Platz in den letzten Zügen zu erkämpfen, die aus der Stadt rollten, bevor die Deutschen den Ring schlossen. Die Menschen waren kaum aus ihren Wohnungen fort, als die ersten Plünderungen einsetzten.

Selbst Regierungsbeamte, die man zum Bleiben verpflichtet hatte, liessen ihre Posten im Stich, um aus der Stadt zu gelangen. Als Alexej Kossygin, damals stellvertretender Vorsitzender des Rates der Volkskommissare, am 16. Oktober in sein Büro kam, fand er es völlig verlassen vor. Einige Papiere wirbelten im Luftzug umher, und das Telefon klingelte ein-, zweimal. Aber als er sich meldete, wurde am anderen Ende aufgelegt. Schliesslich wagte ein Anrufer die direkte Frage, ob Moskau aufgegeben werde.

Getränke- und Lebensmittelläden wurden gestürmt. Man sah mehr und mehr Betrunkene auf den Strassen. Dann wollten Gerüchte wissen, dass deutsche Fallschirmtruppen bereits auf dem Roten Platz gelandet seien. Natalja Gesse, eine Freundin des Physikers Andrej Sacharow, wurde beinahe gelyncht, als sie sich nach einer Operation an Krücken durch die Strassen schleppte. Die Menschen glaubten, sie habe sich beim Aufprall mit dem Fallschirm die Beine gebrochen. Panikmacher behaupteten, sie wüssten aus sicherer Quelle, Stalin sei bei einem Umsturz im Kreml verhaftet worden.

Ein anderes Gerücht, das sich später als zutreffend herausstellte, besagte, dass in der Metro «aus bekannten Gründen» riesige Sprengladungen angebracht worden seien. Viele wagten es nicht, den Gedanken, Moskau könnte dem Feind in die Hände fallen, offen auszuspre-

chen. Defätisten wurden auf der Stelle erschossen. Im Moskauer Konservatorium war die Panik inzwischen so gross, dass Wowas Vater sah, wie Professorenkollegen ihre Parteibücher öffentlich verbrannten, was ebenfalls mit dem Tod geahndet werden konnte.

Am 19. November setzte Berija mehrere Regimenter der Truppen des NKWD ein, die für Ordnung sorgen sollten. Wer der Desertion oder Plünderung verdächtigt oder auch nur nach dem Ausräumen eines Getränkeladens betrunken angetroffen wurde, musste damit rechnen, ohne jede Untersuchung an die Wand gestellt zu werden.

In diesem Klima von Zusammenbruch und Verzweiflung musste der 17-jährige Wowa feststellen, dass sich seine Freundin Margo in einen stiernackigen Oberstleutnant der NKWD-Truppen verliebt hatte, der ihr Vater hätte sein können. Als Wowa in ihre Wohnung kam, sass sie auf dem Schoss des Mannes. Bei Wowas Anblick sprang sie auf und stammelte, sie seien gerade erst gekommen. «Nikolai macht Jagd auf Deserteure», fügte sie hinzu, als ob das ihr Verhalten erklärte. Wowa machte abrupt kehrt und stiess im Korridor auf Margos Mutter, die sich verlegen abwandte. Tränenüberströmt lief Wowa aus dem Haus. Dass sich Margo mit einem solchen Mann einliess, lag sicher daran, dass alle nur noch nach der Devise handelten: «Rette sich, wer kann!»

Wowa muss sehr darunter gelitten haben, in dieser Zeit gnadenlosen Kampfes einen deutschen Namen zu tragen. Überall an Mauern und Strassenbäumen hingen die täglichen Bekanntmachungen des Informbüros. In einer entdeckte Wowa zu seinem Schrecken einen Brief, der einem gefallenem deutschen Soldaten namens Hans Knipper abgenommen worden war. Einer seiner Schulfreunde, ein Wolgadeutscher, dessen Deportation nach Sibirien bevorstand, kam sie besuchen. Wowas Vater Wladimir riet ihm, sich freiwillig zur Armee zu melden, um diesem Schicksal zu entgehen, das fast so schlimm war wie der Gulag. Aber Wowas Freund erklärte ihnen, alle seine Papiere seien mit dem Stempel «Deutscher» versehen, weshalb man ihn bei der Armee nicht

nehmen werde.⁹ Sowjetbürger deutscher Herkunft galten nun automatisch als potenzielle Staatsfeinde. Das NKWD hatte sie längst registriert – insgesamt etwa anderthalb Millionen Menschen. Seine Dienststellen «von Leningrad bis zum Fernen Osten» begannen unmittelbar nach dem Einmarsch der Wehrmacht mit der Verhaftung von Angehörigen dieser Volksgruppe.¹⁰ Aber kein einziges Mitglied der Familie Knipper war davon betroffen.

Es gab in Moskau noch mehr Deutsche, die in einer derart merkwürdigen Lage waren. Zumeist gab es jedoch andere Gründe dafür. Im Haus der Knippers wohnte auch die Familie von Friedrich Wolf, dem berühmten deutschen kommunistischen Schriftsteller, der bereits bei Hitlers Machtergreifung 1933 aus Deutschland geflohen war. Die Wolfs gehörten zur so genannten Moskauer Emigration ausländischer Kommunisten, die in der Sowjetunion Zuflucht gesucht hatten und mit sofortiger Hinrichtung rechnen mussten, wenn die Stadt den Nazis in die Hände fiel. Wowa und mit ihm Wolfs Söhne Markus und Konrad betätigten sich auf dem Dach ihres Hauses seit Beginn der Bombenangriffe als Hilfsfeuerwehr. Markus wurde nach dem Krieg Chef der DDR-Auslandsspionage und Vorbild für die Figur des Karla in einem der Romane von John le Carré. Sein jüngerer Bruder Konrad («Koni») war später Filmregisseur, Autor und Präsident der Akademie der Künste der DDR. Während der Bombenangriffe sassen Wladimir Knipper und Friedrich Wolf im Luftschutzkeller beisammen und unterhielten sich auf Deutsch. «Die Leute im Keller», schrieb Wowa, «warfen den beiden Blicke zu, in denen Zorn und Furcht sich mischten. Schliesslich benutzten sie im Zentrum von Moskau die Sprache des Feindes.»¹¹

Zu Wladimirs und Wowas Überraschung tauchte unvermittelt Lew bei ihnen auf. Gerade hatten sie einen Brief von Tante Olja erhalten, die sich besorgt nach ihm erkundigte. Ungeachtet der verzweifelten Lage hatte Lew «immer noch diesen energischen, sportlichen Gang». Er war in Begleitung seiner neuen Frau, Maria Garikowna, die Wowa als «eine sehr schöne Armenierin mit langen, kräftigen Beinen» be-

schrrieb. Lew sprach mit Wladimir und Wowa über die Gefahr, in der Moskau schwebte, und bot ihnen an, sie aus der Stadt zu bringen. Er ging mit Wowa in den Nebenraum, in dem dessen Bett stand. Als Lew das Foto von Margo sah, erriet er, dass Wowa ihretwegen Moskau nicht verlassen wollte. «Denk daran», redete er ihm gut zu, «dass du ein Knipper bist. Du wirst noch jede Menge solcher Mädchen haben.» Der 17-Jährige wusste nicht, was er darauf sagen sollte. «Ich verehrte Ljowa», schrieb er später. «Er lebte so ganz anders als wir. Er verschwand aus Moskau, wenn alle da waren, und tauchte dann am kältesten Wintertag mit der schönsten Sonnenbräune wieder auf. Er lächelte viel, wobei er seine starken Zähne zeigte, die vom Tabak leicht verfärbt waren. Zu jener Phase des Krieges mochte ich ihn allerdings nicht sehr.»

Sein Vater war gerührt, dass Lew sie besuchte. Der Neffe hatte echten Bohnenkaffee mitgebracht, den es in Moskau schon lange nicht mehr gab. Wowa mahlte ihn. «Ah», seufzte Wladimir, «das riecht wie im Frieden.»¹²

Lews Angebot lehnte Wladimir allerdings ab, weil er schon schlecht laufen konnte und sich von seinen Büchern nicht trennen wollte. Wowa tat es ihm gleich, denn er liebte Margo noch immer. Sie hatte ihn angerufen und ihm gestanden, dass Nikolai, der vierschrötige NKWD-Offizier, sie inzwischen geschlagen habe. Sie gab sogar zu, es sei aufregend gewesen, als er ihr anbot, sie in einem Woronok [«Raben»] mitzunehmen, einem der schwarzen geschlossenen Wagen, in denen der NKWD seine Gefangenen transportierte.

Wowa war nicht der Einzige, bei dem Lew unangenehme Gefühle auslöste. Einmal verabschiedete Maria Garikowna zusammen mit ihm eine ihrer besten Freundinnen auf dem Bahnhof. Unter Tränen flüster-te sie ihr beim Abschied mit einem Blick auf Lew ins Ohr: «Er macht mir Angst.»¹³ Das kann damit Zusammenhängen, dass Lew mehr als sie bereit war, Moskau mit seinem Leben zu verteidigen. Nach den Jahren des Grossen Terrors, in denen er seine moralischen Skrupel mit

einem starken Glauben an das sowjetische Vaterland hatte betäuben wollen, flüchtete er sich jetzt in tollkühnen Opfermut.

Der wahre Grund dafür, dass Lew plötzlich mit Maria Garikowna wieder in Moskau auftauchte, war in der Tat aussergewöhnlich. Am Ende dieser ersten Oktoberwoche hatte Stalin seiner unmittelbaren Umgebung, vor allem Berija, unmissverständlich zu verstehen gegeben, dass sie mit ihrer Vernichtung rechnen müssten und daher zu ihrem Schutz jedes Mittel recht sei. Das Hinterland des Feindes sollte durch Partisanenaktionen unsicher gemacht werden. Alle Häuser, in denen deutsche Soldaten im einbrechenden Winter Unterschlupf finden konnten, waren zu zerstören, was immer das für die hinter den deutschen Linien verbliebene Zivilbevölkerung bedeutete. Der Partisanenkampf sollte in Vergeltungsaktionen besonderer Einsatzkommandos münden. Berija ernannte General Pawel Sudoplatow zusätzlich zu dessen anderen Funktionen im NKWD zum Chef einer Gruppe für Sonderaufgaben.¹⁴

«Im Oktober 1941 war die Gefahr einer Besetzung Moskaus sehr gross», schrieb General Sudoplatow. «Deshalb ordnete Berija an, ein Netz von Agenten in der Stadt aufzubauen, das aktiviert werden sollte, wenn Moskau den Deutschen in die Hände fiel. Wir etablierten eine Einsatzgruppe, die den Auftrag hatte, falls Moskau wirklich falle und Hitler in der Stadt auftauchen sollte, diesen mitsamt seiner Entourage zu ermorden. Diese Aufgabe wurde dem Komponisten Lew Knipper und dessen Frau Maria Garikowna übertragen.»¹⁵ Lew berichtete sowohl seinem unmittelbaren Führungsoffizier, dem Oberst der Staatssicherheit Michail Makljarski, als auch dem Kommissar der Staatssicherheit Bogdan Kobulow, einem von Berijas Stellvertretern. Aus Sicherheitsgründen war die Führung des NKWD von der Lubjanka in eine Feuerwehrschule unweit des Hauptquartiers der Komintern verlegt worden.

Bei der genannten geheimen Widerstandsoperation waren Lew und Maria Garikowna nicht auf sich gestellt, wenngleich ihr Teil des Auftrags der gefährlichste war. «General Sudoplatow verteilte alle seine

Offiziere auf verschiedene Posten», berichtete Soja Sarubina, die zu jener Zeit die Verbindung von Lew und Maria Garikowna zum NKWD hielt. «Ich erinnere mich, dass ich zu meiner Sicherheit zwei verschiedene Pässe besass und an zwei oder drei Wohnorten zugleich gemeldet war. An einer Stelle war ich mit meinem Baby registriert, an der anderen als Studentin.»¹⁶ Oberstleutnant Igor Schtschors, der ebenfalls in Kontakt zu Lew stand, sollte sich nach dem Einmarsch des Feindes um das Wasserleitungssystem der Stadt kümmern. Seine Frau war die Funkerin der Gruppe. Es gab mindestens ein Dutzend solcher «Kampfgruppen», die unabhängig voneinander agierten. Für sie waren Unterkünfte, geheime Waffenlager und Instruktionen in toten Briefkästen vorbereitet. Sudoplatows Offiziere hatten eine ungewöhnliche Mischung von Freiwilligen zu dirigieren, darunter «prominente russische Intellektuelle, die wichtige NKWD-Agenten waren».¹⁷

Wie befohlen nahm Soja Sarubina Kontakt zu Lew und Maria Garikowna auf. Zufällig kannte sie die exotische Schöne bereits aus China, wo sie mit ihren Eltern, beides berühmte Figuren in OGPU und NKWD, im Einsatz gewesen war. Sie bewunderte Maria Garikowna, weil diese so elegant und intelligent war, vor allem aber, weil sie als brillante Agentin ihren Charme mit durchschlagendem Erfolg einsetzte. Lew dagegen fand sie eher introvertiert. Aber er war zweifellos sehr kompetent und energisch, auch wenn er wenig sprach. Soja Sarubina wurde 1941 vor allem wegen ihrer Sprachkenntnisse angeworben. Aber kaum jemand hatte auch bessere Verbindungen ins Milieu des NKWD. Ihr Vater, Wassili Michailowitsch Sarubin, war illegaler Resident in Deutschland, Skandinavien und schliesslich in Washington gewesen. Ihre Stiefmutter, Lisa Gorskaja, ebenfalls eine namhafte Agentin von OGPU und NKWD, war seine Partnerin. Ihr Stiefvater war Naum Eitingon (alias General Kotow), der Drahtzieher von Trotzki's Ermordung. In Spanien hatte er Partisanenaktionen gegen Franco geleitet und fungierte jetzt als Sudoplatows Stellvertreter.¹⁸

Am 19. Oktober schrieb Lew seiner Wahlmutter, Tante Olja. Dieser Brief, in dem sich Trauer und Begeisterung über seinen Auftrag in merkwürdiger Weise mischen, ist zweifellos der emotionalste und spontanste seines Lebens.

«Die Stadt macht einen sonderbaren Eindruck auf mich», schrieb er. «Es ist eine Mischung aus *Gelage während der Pest* [von Puschkin] und Hemingways berühmtem Stück [*Die Fünfte Kolonne*, die in Madrid während des Spanischen Bürgerkriegs spielt]. Auch ich komme mir ganz merkwürdig vor – wie ein Vogel, der auf einem Zweig sitzt und jeden Augenblick losfliegen will... Dabei fürchte ich mich nicht vor dem Tod. Da sind mehrere grosse Dinge, an die ich glaube und die mir den Rücken stärken ... Ich bin Russe bis ins Mark. Mir ist bewusst geworden, dass ich dieses lächerliche, idiotische, kulturlose, schmutzige Vaterland liebe. Es ist eine zärtliche Lewitansche Liebe, und es tut mir weh, mit ansehen zu müssen, wie sein grosser, schöner Körper verstümmelt wird. [Lewitan, ein grosser Freund Anton Tschechows, malte wundervoll durchgeistigte russische Landschaften.] Ich weiss genau, wofür ich kämpfen und, wenn nötig, sterben werde. Erst jetzt, ergraut und beinahe kahlköpfig, fange ich an, so viele Dinge zu verstehen. Aber es ist zu spät. Es kann sein, dass ich sterbe, und die Vorhänge meiner Seele sind noch immer geschlossen. Dahinter liegt alles im Dämmerlicht, während ringsum so viel Sonne ist, so viel Freude, so viel vom Wichtigsten, wofür sich zu leben lohnt und was ich nie besessen habe – Liebe. Manche Menschen weinen vor Glück, ich weine um mein Glück. Ich werde es wohl nie mehr finden. Und daran bin ich selbst schuld... Mach dir keine Sorgen um mich: Ich werde mein Leben nicht billig verkaufen.»¹⁹

Der Auftrag, den Lew und Maria Garikowna erhalten hatten, war in der Tat aussergewöhnlich und ging offenbar über Sudoplatows knappe Darstellung in seinem Buch hinaus. Ihnen war eine andere Rolle zugedacht als den übrigen Gruppen im Untergrund. «Sie wurden darauf vorbereitet, nach Deutschland zu gehen und Kontakt mit Olga aufzu-

nehmen», deutete Soja Sarubina mit professioneller Zurückhaltung an, die sie auch 60 Jahre später nicht abgelegt hat. «Der Auftrag war nicht sehr angenehm.»²⁰

Der auf mittlere Frist angelegte Plan sah vor, dass Lew und Maria Garikowna bei passender Gelegenheit zu den Deutschen «überlaufen» sollten. Geling ihnen das nicht, so sollten sie in gleicher Weise agieren wie die anderen «Kampfgruppen». Lew hatte elf Männer zur Verfügung, darunter einen Funker. Zu ihrer Ausrüstung gehörten «Granaten mit Fernzündung, Sprengstoff, Munition und alles andere, was man für einen Anschlag braucht». Ihre Hauptaufgabe bestand darin, Hitler und andere Nazi-Führer zu ermorden, falls diese sich nach Moskau wagen sollten, um ihren Sieg zu feiern. Lew mit seinem arischen Aussehen, seinem tadellosen Deutsch, das er in mehreren Dialekten sprach, ging leicht als ein deutscher Offizier durch. Wenn sich eine Möglichkeit zum Seitenwechsel ergab, sollte Lew behaupten, als Künstler deutscher Herkunft habe er sich immer gewünscht, mit den «Befreiern» der Sowjetunion Zusammenarbeiten zu können und seine Schwester Olga in Berlin wieder sehen zu dürfen. Den triumphierenden Deutschen musste es ganz natürlich vorkommen, dass jemand wie Lew den Stalinismus hasste; vermutlich wäre er daher auch nicht allzu gründlich überprüft worden. Die bekannte Nähe seiner Schwester zum «Führer» und anderen NS-Größen sollte genügen, dass man ihm seine gute Absicht glaubte.²¹

Andere Quellen wollen allerdings wissen, dass Lew sich in die Türkei durchschlagen und dort den deutschen Botschafter Franz von Papen ermorden sollte. Papen hatte Hitler im Januar 1933 den Weg zur Macht geebnet.²²

Als Radio Moskau Anfang November von Stalins Entscheidung berichtete, in der Stadt zu bleiben, schlug die Panik in Massenenthusiasmus um. Am Vorabend des Jahrestages der Revolution hielt Stalin eine eindrucksvolle Rede: «Nun gut!», rief er aus. «Wenn sie einen Vernichtungskrieg haben wollen, dann sollen sie ihn bekommen!»²³

Stalin bestand darauf, am nächsten Tag, dem 7. November, wie jedes Jahr die Parade auf dem Roten Platz abzuhalten. Berija und Molotow fürchteten Luftangriffe der Deutschen, aber Stalin liess alle verfügbaren Flakbatterien zusammenziehen und ordnete an, dass Jagdflugzeuge einen Schutzschirm über der Stadt errichteten. Er hatte die Idee – die wohl vor allem für die Wochenschauen in aller Welt bestimmt war –, die Verstärkung für die Moskauer Front über den Roten Platz, vorbei am Lenin-Mausoleum (das nun leer war), direkt nach Westen in Richtung Feind marschieren zu lassen.

Die Hauptfaktoren in der Schlacht um Moskau waren das sich rasch verschlechternde Wetter, auf das die Rote Armee besser vorbereitet war, und Stalins heimliche Verstärkung aus dem Fernen Osten. Seine Funkaufklärung hatte ihn endlich davon überzeugt, dass die Japaner vor allem die USA und weniger die Sowjetunion im Visier hatten. (Früheren Berichten von Richard Sorge, seinem brillanten Spion in Tokio, hatte er keinen Glauben geschenkt.) Daher war es ihm nun möglich, Truppen aus Sibirien nach Westen zu verlegen. Bald griffen sowjetische Einheiten auf Skiern die Deutschen überraschend im Hinterland an. Riesige Kavallerieverbände auf zähen Kosakenpferdchen stürmten aus den Wäldern und säbelten die deutschen Nachschubeinheiten nieder. Die Hauptschlacht war jedoch ein blutiges Gemetzel in Eis und Schnee zu beiden Seiten der Minsker Chaussee, des wichtigsten Versorgungsstrangs der Hauptstadt. Inzwischen waren die Temperaturen auf minus 20 Grad Celsius abgesunken und der Boden Steinhart gefroren.

Bocks Armeebefehlshaber, General Guderian und Feldmarschall von Kluge, planten den Rückzug in feste Winterquartiere, ohne Hitler vorher darüber zu informieren, als General Schukow am 5. Dezember, zwei Tage vor dem japanischen Überfall auf Pearl Harbor, zu einem Überraschungsschlag ausholte. Alle sibirischen Divisionen und die gesamte Panzerreserve, von denen die Deutschen nichts ahnten, starteten eine Serie von Konterattacken. Der Gegner musste rasch zurückweichen, wenn er nicht eingekesselt werden wollte. Moskau war gerettet.

Der grosse Plan, Hitler in Moskau zu ermorden, stellte sich im Nachhinein als doppelte Fehlkalkulation Stalins, Berijas und General Sudoplatows heraus. Die Stadt fiel nicht den Deutschen in die Hände, und Hitler, so stellten sie bei Kriegsende fest, hatte nie auch nur die geringste Absicht gehabt, sich in Moskau sehen zu lassen, nicht einmal zu einem morgendlichen Blitzbesuch wie in Paris im Sommer 1940. Aber Lew und Maria Garikowna wurden trotzdem vom NKWD mit der Medaille der Verteidiger Moskaus geehrt. Als Tante Olja von der gewaltigen Schlacht um die Hauptstadt hörte, verlor sie vor Angst fast den Verstand. Am 6. Dezember, dem Tag des grossen sowjetischen Gegenangriffs, sandte sie aus Tiflis ein Telegramm zum Gogolewski-Boulevard 23, das an Lew adressiert war. «Ljowa, mein Liebling, ich denke ständig an dich. Bitte, bitte schreib mir, ich mache mir solche Sorgen. Küsse, Olga.»²⁴

Lew Knipper, ein Sowjetbürger deutschen Geblüts, war der Sache der Sowjetunion im Grossen Vaterländischen Krieg leidenschaftlich ergeben. Dagegen scheint seine Schwester Olga Tschechowa sich immer mehr mit Deutschland identifiziert zu haben, ungeachtet ihrer stetigen Bereitschaft, ihren Verwandten in der Sowjetunion zu helfen.

Ihre Beziehung zu Jep, dem Geliebten bei der Luftwaffe, scheint sich zu einer regelrechten telepathischen Liaison entwickelt zu haben, da sie tausende Kilometer voneinander getrennt waren. In seinen Briefen behauptete er, der Wind bringe ihm ihre Stimme. Er berichtete ihr von seinen Träumen. In einem musste er mit dem Fallschirm über England abspringen und fiel in einen alten, überwucherten Park bei einem kleinen Schloss. In diesem Haus mit dicken Mauern waren nur sie allein. Sie knieten zusammen vor dem Kamin, und sie sagte ihm, er werde nun grosse Stille und Ruhe erleben. Dann endete der Traum und kam nicht wieder.

Besonders heftig empfand er die Trennung, wenn er ihr Bild in der Zeitung sah oder ihre Stimme im Rundfunk hörte. Das Kino nahe sei-

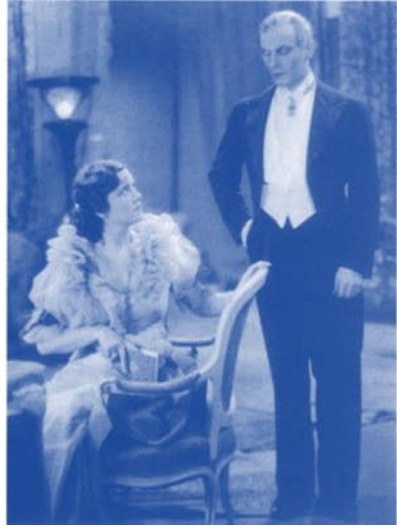
nem Stützpunkt in Nordfrankreich zeigte manchmal ihre Filme. Im März 1941 sah er wieder einmal *Befreite Hände*. Es war für ihn ein Wiedersehen mit ihr, obwohl es ihm merkwürdig vorkam, in der Synchronisation eine Französin mit dunkler, rauchiger Stimme für sie sprechen zu hören. Die Tatsache, dass Carl Raddatz, damals Olgas Partner in diesem Film, zugleich auch ihr Liebhaber gewesen war, scheint ihn nicht gestört zu haben, oder er wusste nichts davon.

Wenn er seine Messerschmitt flog, war sein grösstes Glück ein kleines Etui mit ihrem Bild, das sie ihm geschenkt hatte. Es wurde sein Talisman. «Das Etui mit dem kleinen Foto macht mir deswegen so grosse Freude, weil ich es immer bei mir tragen kann. Immer, wenn ich will, kann ich es ansehen, mit mir ist es Tausende von Kilometern über England, teilt dasselbe Schicksal mit mir, verbrennt mit mir oder kommt mit mir in Gefangenschaft oder erfriert mit mir in den eisigen Fluten.»²⁵

Er muss gewusst haben, dass er sterben würde, und auch sie muss es erwartet haben, besonders nachdem er ihr von seinem Traum berichtet hatte. Im Dezember 1941, zur gleichen Zeit, da Lew die Schlacht um Moskau ohne einen Kratzer Überstand, wurde Jep über England abgeschossen. Bestimmt hatte er ihr Foto in dem kleinen Etui bei sich.



22. Olga mit Conrad Veidt, der später als Major Strasser in *Casablanca* Berühmtheit erlangte, in *Die Nacht der Entscheidung*, 1931



23. Olga mit Gustaf Gründgens in Max Ophüls' *Liebe lei*, 1931



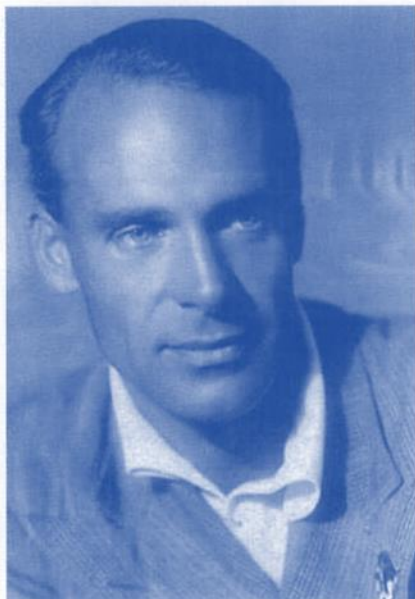
24. Olga mit ihrer Tochter Ada (rechts) und Adele Sandrock (links) in *Der Favorit der Kaiserin*, 1936



25. Lew Knipper, Ljuba und
Sohn Andrej, 1931



26. Lew Knipper in
Rotarmistenuniform, 1936



27. Lew Knipper, Komponist
und Agent des NKWD, 1938



28. Olga Tschechowa's Heirat mit Marcel Robyns, Berlin, Dezember 1936, zusammen mit ihrer Schwester Ada (links hinten) und ihrer neuen Schwiegermutter

29. Olga feiert zusammen mit Freunden von den Babelsberger Filmstudios das neue Jahr 1938



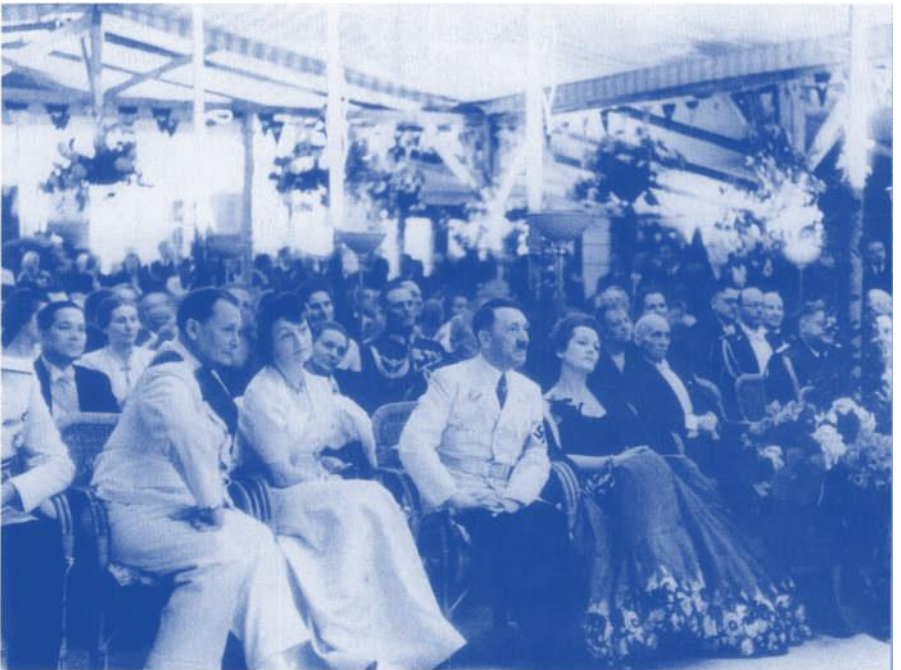
30. Olga und Willy Forst in *Bel Ami*, 1939



31. Olga Tschechowa und Hitler



32. Olgas Liebhaber Jep, ein bei der Luftschlacht über England eingesetzter Jagdflieger



33. Olga Tschechowa mit Göring, Anneliese von Ribbentrop, Hitler und Keitel (hinter Hitler) auf einem Empfang Ribbentrops, Mai 1939



34. Olga mit Wehrmachtsoldaten in Paris, Oktober 1940

35. Olga besucht eine Jagdfliegerstaffel der Luftwaffe, September 1940





36. Maria Garikowna, Lews NKWD-Agentenkollegin und zweite Frau

37. Lew Knipper und sein Komponistenkollege Sergej Prokofjew, 1941



38. Vor dem Einsatz gegen die Deutschen vor Moskau: Einheiten der Roten Armee paradieren vor Stalin auf dem Roten Platz, 7. November 1941





39. Lew im Garten der sowjetischen Botschaft in Teheran, 1942



40. Olga mit Rudolf Prack in *Der ewige Klang*, 1944, einem der letzten Filme, die in Nazideutschland produziert wurden



41. Der Chef des SMERSCH, Viktor Abakumow, erhält den Kutusoworden erster Klasse, 21. April 1945, kurz bevor er Olga in Moskau einfliegen liess



42. Lew und Tante Olja
kurz nach dem Krieg

43. Lew nach dem Krieg
als Bergsteiger im
Kaukasus



44. Olga Tschechowa
erhält neben Konrad
Lorenz das Bundes-
verdienstkreuz, 1972



18.

Der Krieg trennt eine Familie

Mag die Schlacht um Moskau auch der tatsächliche Wendepunkt des Krieges gewesen sein, so erwarteten nur wenige Moskauer, dass sich ihre Lage bald bessern werde. Mit einer Ausnahme: Wowa Knipper sah, wie die bei den Kämpfen getöteten Pferde, alle viere in die Luft gereckt, zu den Schlachthäusern transportiert wurden.

Er musste sich noch immer von den kargen Resten am Leben erhalten, die sein Vater aus dem Zentralen Haus der Kulturschaffenden schmuggeln konnte. Wenn er ihm etwas von seiner eigenen dünnen Suppe in den Teller goss, «dann blickte ich beschämt zu Boden», schrieb Wowa, «denn ich wollte mehr». Manchmal gab es noch ein wenig Buchweizengrütze, die sie auf ihrem Öfchen erwärmten, oder ein paar Fleischklösschen, die von einem undefinierbaren Tier stammten. Zuletzt war es ganz sicher das Fleisch eines der toten Kosakenpferde der beiden Kavalleriekorps, welche die deutschen Nachschubeinheiten attackiert hatten. Der strenge Frost hatte es für den Verzehr frisch gehalten.

Nachdem die deutsche Offensive zurückgeschlagen war, konnten Wowa und sein Vater zumindest sicher sein, dass die Kantine für die Künstler nicht geschlossen würde, wie sie während der Panik im Oktober befürchtet hatten. Wowa war allerdings vom Hunger inzwischen so geschwächt, dass er für jeden Gang in die Stadt die doppelte Zeit brauchte. Immer wieder musste er sich setzen und Kräfte sammeln. Er beobachtete Mädchen in Stahlhelmen und Armeestiefeln, die Sperrballons in den Abendhimmel aufsteigen liessen.

Inzwischen härmte sich Tante Olja in Tiflis wie einst im Bürgerkrieg der Zwanzigerjahre. Am 27. Dezember schrieb sie an ihren Bruder Wladimir: «Ljowa ist verschwunden. Ich mache mir solche Sorgen. Mein Leben besteht jetzt nur noch aus Warten.» Aber bevor Wladimir ihr mitteilen konnte, Lew sei in Moskau, erschien der in persona bei ihr. «Ljowa ist zu Neujahr plötzlich mit seiner neuen Frau hier aufgetaucht», schrieb sie danach. «Na und? Wenn sie sich lieben – warum sollen sie nicht Zusammenleben? Die Nachricht, dass Ljowa heiraten will, hat mich sehr beschäftigt. Zuerst habe ich mich furchtbar aufgeregt, aber seit ich sie gesehen habe, bin ich ruhiger. Sie ist nett, gut erzogen und wirkt sehr bescheiden.»¹

Als in der ersten Dezemberwoche klar wurde, dass die Deutschen keine Chance mehr hatten, Moskau zu erobern, erhielten Lew und Maria Garikowna neue Befehle. Zunächst reisten sie in südöstlicher Richtung nach Kuibyschew, dem neuen Regierungssitz. Dort hörte Lew den ersten Satz von Schostakowitschs siebter Symphonie, die der Komponist während der Blockade von Leningrad begonnen hatte. Den Weg nach Kuibyschew beschreibt er «wie die Stationen des Kreuzwegs der Flüchtlinge. Wer kann je die zahllosen Zettel an den Laternenpfählen vergessen, von denen das Leid der Menschen einen förmlich anspringt: Mütter suchen ihre Kinder, Frauen ihre Männer, Brüder ihre Schwestern?»²

In Tiflis zeigte ihm Sergej Prokofjew, was er seit Kriegsbeginn komponiert hatte.³ Das Wichtigste aber war für ihn, Tante Olja Maria Garikowna vor stellen zu können. Danach reisten beide am 10. Januar 1942 nach Taschkent weiter. Dort vegetierten Lews Frau und Sohn ohne Geld am Rande des Hungers dahin. Aber er besuchte sie nicht einmal – eine Verhaltensweise, die nur mit moralischer Feigheit begründet werden kann. Er tröstete sich mit dem Gedanken, dass er seinem Sohn «ein paar Kinderstücke für Saiten- und Blasinstrumente» gewidmet hatte.⁴

Für Ljuba und Andrej kam Hilfe von Lews Freund, dem litauischen

Freigeist Paul Armand. Zwar hatte man ihn für seinen Mut im Spanischen Bürgerkrieg zum «Helden der Sowjetunion» ernannt, aber seiner Bitte, ihn als Freiwilligen an die Front zu schicken, wiederholte Male nicht entsprochen. Das hing sicher damit zusammen, dass das NKWD ihn 1938 verhaftet hatte. Er blieb in Taschkent stationiert, wo er Ljubow und Andrej einen Teil seiner Ration zukommen liess. Erst Ende 1942, als die Deutschen vor Stalingrad standen, wurde seinem Antrag stattgegeben. Er fiel in der Schlacht um die Stadt an der Wolga, von der Kugel eines Scharfschützen getroffen.⁵

Tante Olja zog mit Kolleginnen und Kollegen vom Moskauer Künstlertheater in die armenische Hauptstadt Jerewan weiter. Der inzwischen 73-Jährigen, die an Arthritis litt, fiel das Reisen über die heruntergekommenen Strassen des Kaukasus zunehmend schwerer, und es bereitete ihr Schmerzen. Vor allem aber sorgte sie sich jetzt um ihre Schwägerin in Jalta, das die Deutschen im Oktober 1941 besetzt hatten. «Es graust mich, wenn ich daran denke, was wohl aus Maria Pawlowna geworden ist», schrieb sie am 14. Januar 1942 vor der Abreise nach Jerewan.⁶

Ausserdem bekümmerte sie weiterhin Ljubow und Andrejs Schicksal in Taschkent. Nachdem sie von Ljubow einen «sehr erregten Brief» erhalten hatte, sandte sie ihr Geld, Tee und einen Schinken. Ihrem Bruder Wladimir in Moskau berichtete sie, sie habe Ljubow geschrieben, dass Lews neues Verhältnis an ihren Gefühlen für sie und ihren Sohn nichts ändere, dass Ljubow aber «für sich ein neues Leben finden muss. Es ist alles sehr schwer.» Auch Wladimir bedachte die grosszügige Tante Olja mit 1'000 Rubeln, obwohl ihr selbst allmählich das Geld ausging. Beruhigend war für sie nur, dass es Lew, vor allem dank Maria Garikowna, offenbar gut ging. «Es scheint, als hätte er endlich das Glück gefunden», schrieb sie. «Maria sorgt sich sehr um ihn, ist immer fröhlich und voll guten Mutes.»⁷

Mut brauchten Lew und Maria Garikowna ganz sicher. Ihr neuer Auftrag bestand darin, über Iran, die Türkei und vielleicht Bulgarien zu

den Deutschen überzuwechseln. Bei dieser ehrgeizigen, vielleicht auch verzweifelten Aktion waren sie nicht allein. In Deutschland sollten sie mit einer Einsatzgruppe unter Igor Mikiasche wski Kontakt aufnehmen. Dieser, Meister im Boxen und ebenfalls Sohn einer Schauspielerin des Moskauer Künstlertheaters, war kurz nach der Schlacht um Moskau übergelaufen. Er hatte einen Onkel namens Blumenthal, der sich schon zu Beginn des Moskaufeldzugs in der Tat den Deutschen angeschlossen hatte. Dort wurde er Sprecher bei einem Propagandasender der Nazis, der die sowjetischen Bürger davon überzeugen wollte, Hitler komme, um sie zu befreien.

Miklaschewski war entschlossen, seinen verräterischen Onkel zu töten, aber der NKWD bestimmte es anders. Bei seinem Übertritt sollte er als Begründung sagen, er wolle bei Blumenthal leben. Zwei andere sowjetische Agenten würden ihn dann in Berlin treffen und weitere Befehle abwar ten. Offenbar erhielten Lew und Maria Gari-kowna von General Sudoplatow den Auftrag, sich über den genannten Weg zu den Deutschen durchzuschlagen. In Berlin sollte dann Olga Tschechowa dazu überredet werden, ihre Kontakte und ihren Einfluss zu nutzen, um ihnen den selbstmörderischen Anschlag auf Hitler zu ermöglichen.⁸ Zwar muss Olga in dieser kritischen Zeit auf eine Kontaktaufnahme eingestellt gewesen sein, aber sicher hatte sie keine Ahnung, «dass ihre Verbindungen für Mordpläne genutzt werden sollten».⁹

Lews erste Reise nach Iran war recht kurz. Er absolvierte in Begleitung des Obersten der Staatssicherheit Makljarski offenbar einen Erkundungsflug. Der Kreml hatte damals beträchtliches Interesse an diesem Land. Die Position des jungen Schahs auf dem Thron war noch nicht gefestigt, und die politische Lage erinnerte an das «Grosse Spiel», das Mantel-und-Degen-Stück vom Ende des 19. Jahrhunderts gegen den britischen Einfluss in der Region. Lew soll die US-Dollars für seinen Auftrag im doppelten Boden einer grossen Dose Kaviar geschmuggelt haben.¹⁰

Kurz zuvor hatte der Generalsekretär der Komintern, Georgij Dimitroff, in einem Brief an Stalin diesem die Lage im Iran geschildert.

«Ich halte es unter den gegenwärtigen Umständen nicht für zweckmässig, dort die Kommunistische Partei wieder aufzubauen (die Faschisten würden das nutzen, um der Bourgeoisie einen Schrecken einzujagen). Die Kommunisten sollten in der Volkspartei arbeiten und dort ihre eigene Linie verfolgen... Ich denke, es wäre ausserdem nicht zweckmässig, einen Abgesandten der iranischen Kommunisten zu entsenden, weil auch das von unseren Gegnern im Iran genutzt werden könnte. Stattdessen sollten wir lieber einen unserer eigenen Leute hinschicken, der unter einem legalen Vorwand dort arbeiten und den iranischen Genossen helfen könnte.»¹¹

Zwar passte Lew perfekt in diese Rolle, aber er sollte nicht «legal», das heisst aus der sowjetischen Botschaft heraus, tätig werden. Er sollte als «Illegaler» arbeiten und seine Aktion zusammen mit Maria Garikowna von aussen vorbereiten. Die einzige Legende war seine Tätigkeit als Komponist. Offiziell reiste er in den Iran, um dort Volksmusik zu erforschen und kulturelle Kontakte zu knüpfen. Man glaubte, dass sein Überlaufen zu den Deutschen aus der Botschaft heraus viel grösseren Verdacht erregt hätte. Aber als Lew und Maria Garikowna sich bereits im Iran befanden, um «über die Türkei und Bulgarien nach Deutschland zu fliehen und dort Olga aufzusuchen, wurde das ganze Projekt, obwohl es die Unterstützung Berijas und Merkulows hatte, von Stalin abgeblasen».¹²

Offenbar hatte dieser nun die dramatisch veränderte Situation erfasst. Die 6. Armee unter Paulus war bei Stalingrad eingekesselt, und sowjetische Panzerverbände standen tief im Rückraum der Deutschen. Schukows und Wassilewskis Umstrukturierung der Roten Armee zahlte sich jetzt aus. Sie war in der Lage, nicht nur die eigenen Stellungen erbittert zu verteidigen, sondern auch die angeblich unschlagbare Wehrmacht zu überrumpeln und erfolgreich zu bekämpfen. Bald konnten die Ollieferungen aus dem Kaukasus wieder aufgenommen werden, und aus den USA trafen im Rahmen des Lend-lease-Vertrags umfangreiche Hilfslieferungen in Form von Stahl, Fahrzeugen und Lebensmitteln ein.

Unter diesen Umständen vermochte Hitler die Sowjetunion nicht mehr zu besiegen, und sein eigenes Ende begann sich bereits abzuzeichnen. Ihn jetzt zu ermorden konnte Stalin nur Unannehmlichkeiten bringen. Wenn Hitler beseitigt war, schlossen die Westalliierten mit einem neuen Regime vielleicht Frieden und liessen die Sowjetunion allein weiterkämpfen. Stalin, der stets von sich auf andere schloss, sah Roosevelt und Churchill in grosser Versuchung, die Sowjetunion und Deutschland die Sache unter sich ausfechten zu lassen. Hitler, der geschworen hatte, Stalin zu besiegen und zu vernichten, wurde nun zum besten Garanten von dessen Überleben.

Der Ersten Verwaltung des NKWD fiel es nicht schwer, Lew Knipper und Maria Garikowna den Abbruch der Operation mitzuteilen. Wie sie allerdings Kontakt zu Igor Miklaschewski aufnahm, ist nicht klar. Dem war es indessen gelungen, seinen treubrühigen Onkel in Berlin zu liquidieren.

Tante Olja war inzwischen erkrankt und wieder genesen. Aber Nemirowitsch-Dantschenko ging es so schlecht, dass er nicht transportfähig war. So bestanden sie und Katschalow, der immer noch fürchtete, sein Sohn Wadim sei gefallen, darauf, bei ihrem Chef zu bleiben, während das Theaterensemble nach Saratow weiterzog. Am 11. August hatte Tante Olja einen Brief von Andrej erhalten, der sich nach seinem Vater erkundigte. Da kam Lew gerade auf seinem Irrweg in den Iran durch Saratow, wo er eine Vorstellung der Truppe des Moskauer Künstlertheaters mit Tschechows *Möwe* besuchte.

Nach wie vor bereitete Tante Olja das Schicksal ihrer Schwägerin Mascha grosse Sorgen, die auf der Krim mehrere hundert Kilometer hinter den deutschen Linien festsass. Kurz bevor die Deutschen Ende Oktober 1941 die Halbinsel besetzten, hatten ihr Freunde noch ein paar Lebensmittel geschickt. Die schreckliche Belagerung von Sewastopol dauerte jedoch bis zum Mai 1942.

Mascha, die mit dem Tschechow-Museum das Andenken an ihren Bruder verteidigte, tat alles, um die Deutschen von dem Haus fernzu-

halten. «Einmal tauchte ein deutscher Offizier auf, ein Major von Baake», berichtete eine ihrer Nichten. «Er schaute sich kurz im Haus um und bestimmte dann Anton Tschechows Arbeits- und Schlafzimmer zu seinem Quartier. Maria Pawlowna wäre eher gestorben, als darin einzuwilligen. Die beiden sprachen lange miteinander, und sie konnte ihn überzeugen, dass diese Räume Weihestätten seien. Er erlaubte ihr schliesslich, sie verschlossen zu halten. Der Herr Major logierte nun im Esszimmer, und seine Männer machten sich im Parterre breit. Er blieb nur eine Woche. Als er abzog, hinterliess er an der Tür ein Schild mit der Aufschrift, das Haus unterstehe seinem Schutz, woraufhin keine Deutschen mehr dort einquartiert wurden.»¹³

Mascha konnte nur überleben, weil sie ihre Kleider und persönlichen Habseligkeiten verkaufte, um etwas zu essen zu erstehen. Wie die meisten Bewohner der besetzten Gebiete der Sowjetunion vegetierte sie am Rande des Hungers dahin. Ein wenig Hilfe traf schliesslich von unerwarteter Seite im Tschechow-Museum ein. Tante Mascha erhielt eine Star-Postkarte von Olga Tschechowa aus Berlin mit einem Gruss von deren Schwester Ada auf der Rückseite. Zugleich wurden zwei Beutel mit Schokolade und Keksen übergeben.

Nach dem Krieg waren unbelegte Gerüchte im Umlauf, Olga Tschechowa habe ihren Einfluss in hohen Nazi-Kreisen genutzt, um das Museum zu schützen. Es hiess sogar, sie sei mit einer von Hitler zur Verfügung gestellten Maschine zu einem Besuch nach Jalta geflogen.¹⁴

Ein wichtiger Grund, weshalb diese Geschichten von Olga Tschechowa, was grossem Einfluss höchstens Wunschdenken sind, ist in Hitlers Verhalten selbst zu suchen. In einem Akt theatralischer Entsagung hatte er inzwischen jeglichen Kontakt zu Filmstars eingestellt und auf deren Filme verzichtet. «Ich kann während des Krieges, wo das Volk so viele Opfer bringen muss und ich so schwere Entscheidungen zu treffen habe, keinen Film sehen», erklärte er, als Eva Braun versuchte,

ihn zu dem geliebten Zeitvertreib von früher zu überreden. «Ausserdem muss ich meine empfindlichen Augen schonen für das Lesen der Landkarten und Frontmeldungen.»¹⁵

Lediglich Goebbels interessierte sich noch für die Ufa-Studios in Babelsberg. Der Propagandaminister wusste nur zu genau, dass in einer Lage, da das Kriegsglück sich nun gegen Deutschland wendete, Flucht aus der Wirklichkeit ebenso nötig war wie moralische Aufrüstung. Daher wurden Filmstars auch weiterhin gebraucht, um patriotische Botschaften zu übermitteln. In den Wochenschauen sah man Heinz Rühmann auf dem Fahrrad und Olga Tschechowa zu Fuss zu ihrem Drehort kommen.¹⁶ Dabei hatte Olga einen Wutausbruch, als man ihr nicht mehr gestattete, ihr Auto zu benutzen.

Sehr viel deutlicher waren Szenen, die während Goebbels' berühmter Rede vom 18. Februar 1943 im Berliner Sportpalast aufgenommen wurden. Dort hatte er nach der Niederlage bei Stalingrad ausgerufen: «Wollt ihr den totalen Krieg?» Worauf das hysterisch herausgebrüllte «Ja!» des Saales folgte. Die Kameras suchten Prominente unter den Zuhörern, die vom Propagandaministerium herbeizitiert worden waren. Auch Olga Tschechowa war kurz zu sehen, wie sie ihr Gesicht in den Händen vergrub, als könne sie das alles nicht glauben. In der Endversion der *Deutschen Wochenschau* tauchten diese Bilder nicht auf.¹⁷

Olga Tschechowa war inzwischen von den Vorgängen in der Nazi-Führung so weit abgeschnitten, dass sie Lew und Igor Miklaschewski bei deren Mordplänen sicher nicht von grossem Nutzen gewesen wäre. Offenbar wusste sie auch nicht mehr als der Normalbürger darüber, wo Hitler sich gerade befand. Er liess sich jetzt in der Öffentlichkeit nur noch selten blicken – und wenn, so unterlag jeder seiner Schritte striktester Geheimhaltung.

Obwohl Olga Tschechowa zu jener Zeit auch nur noch wenig Kontakt zur NS-Führung hatte, nahm man dennoch weithin das Gegenteil an. Wadim Schwerubowitsch, der in seinem Gefangenenlager als Dolmetscher fungierte, stiess in einer Zeitschrift auf ein Foto aus einem ihrer

Filme. Zwar war Wadim etwas jünger als Lew, aber Olga hatte er vor der Revolution in Moskau gut gekannt, weil sein Vater, der berühmte Schauspieler Wassili Katschalow, mit Tante Olja eng befreundet war. «Das ist doch Olenka Knipper», sagte er ohne nachzudenken zu dem deutschen Offizier, für den er arbeitete. «Die kenn' ich gut.»

Der Deutsche war beeindruckt. Wegen der Fotos mit Hitler glaubte man auch in Deutschland, sie sei eine einflussreiche Persönlichkeit des Dritten Reiches. Zu Wadim sagte er, vielleicht nicht ganz im Ernst: «Wenn ich das meinen Chefs erzähle, bist du morgen in Berlin.»

Wadim erschrak und bat ihn, das Ganze zu vergessen. Instinktiv spürte er, sollte er wirklich nach Berlin kommen, so würde er Moskau nie wieder sehen.¹⁸ Es ist bezeichnend, dass nach dem Krieg der Mythos umging, Olga Tschechowa habe Wadims Flucht arrangiert. Es gelang ihm später tatsächlich zu entkommen, aber sie hatte damit nichts zu tun.

Durch den Krieg war der Berliner Teil der Familie Knipper nun von allen Nachrichten über die Moskauer Verwandten abgeschnitten. Olga wusste nicht, dass ihr Onkel Wladimir Knipper, der Opersänger, der sie in der Nacht zurückholen sollte, als sie mit Mischa durchbrannte, bereits am 12. November 1942 gestorben war. Sie wusste auch nicht, dass Mischa, inzwischen in den USA angekommen, in Hollywood einen Film mit dem Titel *The Song of Russia* drehte. Diese Produktion von Louis B. Mayer ist wohl am besten als Hollywoods Versuch zu beschreiben, seinen Beitrag zur zweiten Front der Solidarität mit der Sowjetunion zu leisten. In dieser wunderbaren, aber kaum plausiblen Geschichte spielt Robert Taylor einen amerikanischen Dirigenten, der «eine Kolchose besucht, auf der die Landarbeiter den ganzen Tag lächeln, singen und tanzen». Er verliebt sich und heiratet «ein süßes sowjetisches Bauernmädchen», im Film Mischas Tochter. Als die Deutschen einmarschieren, leisten die Kolchosbauern zu Tschaikowski-Klängen heroischen Widerstand. Das Drehbuch taugte nicht viel,

aber die beiden Autoren wurden sehr ungerecht behandelt. Als nach dem Krieg der Ausschuss für unamerikanische Aktivitäten den Film mit der Begründung prüfte, er sei prokommunistisch, wälzten Louis B. Mayer und Robert Taylor die politischen Anschuldigungen auf die beiden Drehbuchautoren ab, die der Ausschuss prompt auf die schwarze Liste setzte.¹⁹

Andererseits wusste Lew in Moskau nicht, dass seine Mutter am 9. Mai 1943 in Berlin starb. Die unermüdliche Baba war wohl Opfer ihres Alters und des Kettenrauchens geworden. Aber auch die ständigen Luftangriffe der US-Luftwaffe bei Tag und der Briten bei Nacht haben gewiss das Ihrige beigetragen.

Um den Bomben zu entgehen, verliess Olga endgültig ihre Wohnung am Kaiserdamm und zog in die Datscha in Gross Glienicke um. Die grosse Glasscheibe mit dem Familienwappen der Knippers, dieses extravagante Stück, das sie einige Jahre zuvor hatte anfertigen lassen, nahm sie mit.

Lew kehrte 1943 nach Moskau zurück. Gemeinsam mit Maria Garikowna zog er wieder in die Wohnung am Gogolewski-Boulevard 23 ein. Offenbar machte es ihm nichts aus, dass seine Exfrau Ljubow aus Taschkent zurück war und mit seinem Sohn Andrej ebenfalls dort wohnte. Das Verhältnis hatte sich entspannt, seit Ljubow mit einem neuen Mann, einem Dirigenten, liiert war. Die Leidenszeit von 1941 gehörte der Vergangenheit an.

Wie Lews Verbindungsoffizier Oberst Schtschors berichtet, besuchten General Sudoplatow und auch General Kobulow die Familie, wobei sie Dinge mitbrachten, die es in Geschäften schon lange nicht mehr gab: «Wein, verschiedene Sorten Wurst, Apfel, Orangen und Kondensmilch». Das bedeutet, dass die engere Familie, selbst wenn sie vor dem Krieg über seine Tätigkeit nur Vermutungen angestellt hatte, spätestens 1942 wusste, dass er für den NKWD arbeitete.²⁰

Von Zeit zu Zeit kehrte Lew – stets unter dem Vorwand seiner musikalischen Forschungen – in den Iran zurück. 1944 wurde er entweder der 2. oder der 3. Ukrainischen Front, die in Rumänien einmarschier-

ten, als Politoffizier – wieder mit der Walther in der Pistolentasche – zugeteilt. Da er immer noch leidenschaftlicher Bergsteiger war, organisierte er die Bezwingung eines Gipfels in den Karpaten.

Beim raschen Vormarsch der Roten Armee wurde auch die Krim befreit. Zu ihrer grossen Erleichterung erhielt Tante Olja die Nachricht, dass ihre Schwägerin Mascha am Leben war. Nach der Rückeroberung Jaltas am 16. April 1944 entstand ein weiterer Mythos um Olga Tschechowa's Rolle in der besetzten Sowjetunion. Ein sowjetischer Militärdolmetscher berichtete Wowa Knipper nach dem Krieg, er sei mit den Truppen im befreiten Jalta einmarschiert und habe bereits am ersten Tag Maria Pawlowna im Tschechow-Museum aufgesucht. Angeblich lag das Foto einer schönen Frau auf ihrem Tisch. Er fragte, wer das sei. «Das ist die Filmschauspielerin Olga Tschechowa», habe Maria Pawlowna geantwortet. «Ich weiss nicht, ob das Museum überlebt hätte, wenn sie nicht gewesen wäre.»²¹

Diese Geschichte erscheint unter den gegebenen Umständen in doppelter Hinsicht dubios. Das Museum hatte den Krieg in der Tat fast ohne jeden Schaden überstanden. Aber als die Rote Armee eintraf, war Tante Mascha vom Typhus ans Bett gefesselt. Sie war so schwach, dass sie weder aufstehen noch gehen konnte. Sie konnte nur noch weinen.²²

Wowa, gerade 18 Jahre alt, war inzwischen einberufen und diente an der Front bei Kalinin. Er hatte Briefe von Tante Olja erhalten, der er Leid tat, vor allem seit sein Vater gestorben war. Als er für 24 Stunden zum Kurzurlaub nach Moskau kam, kümmerte sie sich um ihn. Kaum angekommen, fiel er vor Erschöpfung in tiefen Schlaf. Er erwachte nur kurz und sah, dass sie seine Uniform gewaschen und gebügelt hatte.

Der rasche Vormarsch der Roten Armee im Süden bedeutete auch, dass viele Gefangenenlager der Deutschen nach Westen verlegt wurden. Wadim Schwerubowitsch gelangte schliesslich in ein Lager im südlichen Österreich unweit der italienischen Grenze. Gemeinsam mit

einem Italiener gelang es ihm zu fliehen und sich im Gebirge über die Grenze zu schmuggeln. Es war ein mörderischer Weg, denn ihre Füße waren nur mit Lappen umwickelt, weil sie keine Schuhe hatten. Auf der italienischen Seite bot ihnen ein Dorfpriester Unterschlupf.

Deutsche Soldaten verfolgten sie und kamen auch zum Haus des Priesters, glaubten aber nicht, dass es die Flüchtigen bereits über die Berge geschafft hatten. Sie wiesen den Geistlichen lediglich an, die Augen offen zu halten. Da es für den Priester nun zu gefährlich war, sie noch länger zu beherbergen, wurde ihnen vom italienischen Widerstand weitergeholfen.

Als endlich die Amerikaner eintrafen, kam Wadim erneut sein Sprachtalent zugute. Er arbeitete für sie als Dolmetscher bei der Repatriierung von Flüchtlingen. Seine Familie in Moskau hatte inzwischen die offizielle Nachricht erhalten, er könne nicht mehr am Leben sein. Sein Vater, der berühmte Schauspieler Katschalow, wollte das nicht glauben und bat in einem Brief an Stalin, der ihn auf der Bühne immer sehr bewundert hatte, um Hilfe.

Als die Rote Armee im Oktober 1944 bereits zur Grenze Ostpreussens vorgedrungen war, die Westalliierten gegen den Niederrhein vorrückten und die deutschen Städte Tag und Nacht im Bombenhagel lagen, nahmen Schauspieler gern Angebote an, fern der Hauptstadt zu arbeiten.

Olga Tschechowa fuhr zu Filmaufnahmen nach Kitzbühel ins österreichische Tirol. Dort traf sie Hitlers persönlichen Adjutanten Julius Schaub, der zum Abendessen in ihr Hotel kam. Seit Stauffenbergs Bombenanschlag im Kartenzimmer der «Wolfsschanze», den er miterlebt hatte, war Schaub fast völlig taub. Er beschrieb Olga und ihrer Begleitung die Explosion, bei der Hitler an Arm und Bein Verbrennungen erlitten hatte und seine Uniform zerfetzt worden war, in allen Einzelheiten. Olga hörte auch, dass der «Berghof» bei Berchtesgaden ständig Lieferungen an Lebensmitteln und Waffen erhielt. Ob Schaub ihr das erzählt hat oder jemand anderer, ist nicht klar.²³

Nach dem Krieg suchte Olga Tschechowa den Eindruck zu erwecken, wegen ihrer offenen Bemerkungen zu Goebbels über den Angriff auf die Sowjetunion sei sie auf eine schwarze Liste gesetzt worden. Aber von 1942 bis 1944 drehte sie nicht weniger als sieben Filme und wurde nach wie vor gelegentlich von Goebbels eingeladen. In einem ihrer Filme, *Mit den Augen einer Frau*, verschaffte sie sogar ihrer Tochter Ada, mit der sie bereits 1935 einmal in *Der Favorit der Kaiserin* vor der Kamera gestanden hatte, eine Rolle. Da die Bombenangriffe der Alliierten auf Berlin immer heftiger wurden, ging die Filmproduktion in Babelsberg mehr und mehr zurück. Prag, das bis dahin vom Krieg verschont geblieben war und dessen Geschäfte noch Gemüse boten, die es in Berlin längst nicht mehr gab, wurde nun zum «Mekka aller Filmleute».²⁴

Nach wie vor gab Olga Tschechowa Gastspiele an Theatern verschiedener deutscher Städte. In Köln wurde ihr Hotel allerdings von britischen Bomben getroffen und brannte völlig aus. Sie behauptet, sie habe in ihrem Bühnenkostüm mit dem Zug nach Berlin zurückfahren müssen.

Schauspieler in der Hauptstadt hatten unter anderem das Problem, dass sie ihre Autos nicht mehr benutzen konnten, weil es an Benzin mangelte. Olga Tschechovas ehemaliger Geliebter Carl Raddatz, mit dem sie immer noch eng befreundet war, fuhr jetzt einen Holz vergas. Sie selbst war wütend auf Goebbels, der ihr keine zusätzlichen Rationen für ihren Fiat Topolino mehr genehmigte. Die maximale Zuteilung betrug jetzt 15 Liter im Monat. Benzin auf dem Schwarzmarkt zu kaufen konnte gefährlich werden, denn es war in der Regel aus Wehrmachtsbeständen abgezweigt, und solche Vergehen wurden mit der Todesstrafe geahndet. Ende 1944 musste auch Olga die S-Bahn benutzen oder zu Fuss gehen, zuweilen Entfernungen bis zu zehn Kilometer.

Ganz ohne Druck des Propagandaministeriums arbeitete Olga Tschechowa in einer Hinsicht auch weiter für den Krieg: Sie sang für verwundete Soldaten in einem Lazarett von Tübingen. Goebbels hatte immer noch seine Lieblinge, aber die «charmante Frau Tschechowa»,

als die er sie mehrfach in seinen Tagebüchern charakterisiert hatte, gehörte nicht mehr dazu, seit ihre Mutter, die unvergleichliche Baba, ihn im Theater einmal öffentlich brüskiert hatte. Der Propagandaminister bevorzugte jetzt eine andere Ausländerin, die Ungarin Marika Rökk. Dafür hatte er sogar das Einverständnis seiner Frau. Marika Rökk war ein Allroundtalent, konnte singen und tanzen. Sowjetische Geheimdienstquellen behaupten allerdings, auch dieser Star habe für sie spioniert. «Als unsere Truppen nach Deutschland kamen», schreibt Berijas Sohn Sergo, «ging sie nach Österreich, wo sie – nicht ohne unsere Unterstützung – eine eigene Filmgesellschaft gründete.»²⁵

Und doch war Olga Tschechowa immer wieder einmal bei Goebbels zu Gast. Aus Anlass der 500. Vorstellung des Stückes *Aimée* lud der Propagandaminister die ganze Truppe in sein Landhaus nach Lanke ein, wo er sie mit Wild bewirtete, was bei den knappen Kriegsrationen fast an ein Wunder grenzte. Goebbels war mit den Theaterleuten allein. Seine Frau und die Kinder hatte er nach Österreich geschickt. «Bombenferien» hiess das bei den Berlinern. Olga Tschechowa fragte Goebbels, ob er sein Haus, das für Nazi-Standards klein und bescheiden wirkte, nicht weiter ausbauen wolle. «Der Grund gehört nicht mir, sondern der Stadt», antwortete er. «Und für wen soll ich noch bauen? Wenn ich nicht mehr lebe, sollen meine Kinder den Hass nicht ausbaden müssen, der mir gilt.»²⁶ Offenbar beschäftigte ihn das Schicksal seiner Kinder nach einem Zusammenbruch der Nazi-Herrschaft mehr und mehr, während er öffentlich jeden, der auch nur an die Möglichkeit einer Niederlage zu denken wagte, als Feigling und Verräter brandmarkte.

19.

Berlin und Moskau 1945

Am 1. Februar 1945 kehrte Olga Tschechowa mit der Bahn von Film-aufnahmen in Prag zurück. Das war der Tag, da Vorausabteilungen der 1. Weissrussischen Front von Marschall Schukow über die Oder setzten und am Westufer des Flusses Brückenköpfe errichteten. Bis nach Berlin blieben der Roten Armee nicht einmal mehr 100 Kilometer. Dort sorgte die Nachricht für blankes Entsetzen. Für das Propagandaministerium standen die Horden der Mongolen vor den Toren Berlins.

Olga sorgte sich vor allem um ihre Familie – ihre Tochter Ada und ihre Enkelin Vera. Aber inzwischen hatte sie sich auch wieder in einen Offizier verliebt, der wie mehrere ihrer Liebhaber erheblich jünger war als sie: nämlich 16 Jahre. Bert Sumser, einst Trainer der deutschen Leichtathletikmannschaft bei den Olympischen Spielen, war ihr auf einer Party in Wannsee bei Potsdam begegnet, wo er als Offizier bei den Nachrichtentruppen Dienst tat. Sumser hatte keine Ahnung, wer sie war, stand aber als einziger Mann auf, als sie den Raum betrat. Sie unterhielten sich miteinander. Olga gab ihm ihre Karte und lud ihn zu sich ein. «Er hätte es nie gewagt, dieser schönen Frau den Hof zu machen.» Als er sie auf ihrer Datscha besuchte, brachte er «statt roter Rosen» zwei Wildenten mit, die er geschossen hatte. In diesen Zeiten, da Schmalhans Küchenmeister war, wusste die praktische Olga Tschechowa diese Geste zu schätzen, ebenso seine guten Manieren. Als er im zeitigen Frühjahr 1945 krank wurde, scheute sie nicht den weiten Weg zu seiner Kaserne in Potsdam, um ihm etwas zu essen zu bringen.

Sie musste die fast 20 Kilometer durch den Königswald zu Fuss gehen, denn sie konnte kein Benzin für ihren Wagen auftreiben. Das Verhältnis, das «ganz auf ihrer Initiative beruhte», bezog sicher aus den Gefahren und Schwierigkeiten der Situation zusätzlichen Reiz.¹

Olga soll mehrere Angebote, sie zu evakuieren, abgelehnt haben. Sie entschloss sich, mit Tochter und Enkelin in Gross Glienicke auszuharren. Adas Ehemann, einen Gynäkologen namens Wilhelm Rust, hatte man inzwischen zum medizinischen Dienst der Luftwaffe eingezogen. Er war im Hauptquartier von General Stumpff in Norddeutschland stationiert, der später gemeinsam mit Generalfeldmarschall Keitel vor Marschall Schukow die deutsche Kapitulation unterzeichnen sollte. Adas Tochter Vera, der man – wie konnte es anders ein – ebenfalls den Namen Olga gegeben hatte, war damals erst vier Jahre alt. Als Schukow schliesslich im April zu seiner Grossoffensive auf Berlin ansetzte, wussten Olga und Ada von Wilhelm Rust lediglich, dass sein Feldlazarett inzwischen nach Lübeck verlegt worden war.

Im Familienkreis hatten sie darüber beraten, ob Wilhelm sich absetzen sollte und sie ihn in Gross Glienicke verstecken könnten. Aber da die SS und die Feldgendarmarie jeden Deserteur, dessen sie habhaft werden konnten, gnadenlos erschossen, wurde der Gedanke wieder verworfen. Zudem wohnten sie kaum einen Kilometer vom Militärflugplatz Gatow entfernt. Ihrem Vernehmungsoffizier von der sowjetischen Abwehrorganisation SMERSCH erklärte Olga später in Moskau: «Wir kamen überein, dass sich Wilhelm bei der ersten Gelegenheit ergeben und auf mich beziehen sollte. Ich wollte dann für ihn bürgen.»² Lübeck stand damals kurz davor, von der Roten Armee eingenommen zu werden. So konnte Olga Tschechovas «Bürgschaft» für ihren Schwiegersohn nur ihre Fürsprache bei den sowjetischen Behörden bedeuten – ein wichtiges Indiz dafür, dass sie sich ihres Einflusses in Moskau durchaus bewusst war.

Dabei hatte sie sicher keine Vorstellung davon, dass die strikte Abschottung der einzelnen Geheimdienstorgane voneinander zum Problem für sie werden konnte. Wegen der Verbindung zu Lew und Maria

Garikowna war Berija ihr Schutzpatron in Moskau. Jedoch dieser und sein Stellvertreter Merkulow, den sie im November 1940 getroffen hatte, teilten die Identität gewisser Agenten oft nicht einmal den zuständigen Mitarbeitern der Ersten Verwaltung des NKWD mit. Und ganz gewiss nicht SMERSCH, dem Abwehrdienst der Roten Armee.

Dieser unterstand inzwischen Berijas früherem Stellvertreter Viktor Abakumow, den Stalin in diese Position gehievt hatte, um ein Gegengewicht zu Berijas Einfluss zu schaffen. Am 14. Februar, genau zwei Tage nach Olga Tschechowas Rückkehr nach Berlin, hatte Abakumow als erster hoher sowjetischer Offizier die «Wolfsschanze», Hitlers geheimes Hauptquartier in Ostpreussen, betreten. Er sandte darüber einen ausführlichen Bericht an Stalin, liess aber auch eine Kopie für Berija erstellen. Damals wäre es für ihn viel zu gefährlich gewesen, sich einen solchen Mann zum Feind zu machen.³

Während die Menschen in Berlin, insbesondere die Frauen, sich fühlten wie vor einem Vulkanausbruch, war für die Bewohner von Moskau der Frieden mittlerweile zum Greifen nah.

«Wir träumen schon wieder von der Krim», schrieb Tante Oljas Freundin Sofia am 2. April an Wowa Knipper. «Ljowa wird bald für zwei Wochen hinfahren. Er braucht etwas Ruhe. Er hat sehr viel gearbeitet. Gestern wurde sein jüngstes Stück für Sinfonieorchester aufgeführt. Er hat selbst dirigiert.»⁴ Lew hatte seine Mission als Kommissar auf dem Balkan inzwischen beendet, wo ihm sein ausgezeichnetes Deutsch zweifellos wieder dabei behilflich gewesen war, faschistische Spione aufzuspüren.

Seine Schwester in Gross Glienicke bereitete sich inzwischen auf den heranziehenden Sturm vor. Wie die meisten Berliner vergrub sie ihr Silber und andere Wertgegenstände im Garten und richtete sich im Keller mit Essen und Trinken für eine Belagerung ein. Da Olga Tschechowa Russisch sprach, fragten ihre Nachbarn – der afghanische Botschafter und Carl Raddatz mit Frau – bei ihr an, ob sie bei ihr Unterschlupf finden könnten, da sie bei der Ankunft der Roten Armee die

Einzig in der Nachbarschaft war, die sich mit den Siegern verständigen konnte.⁵

An der Oder front setzte der Grossangriff am 16. April vor dem Morgenrauen ein. Von dem Artilleriebeschuss bekamen die drei Generationen der Tschechowa-Familie in Gross Glienicke am Westrand von Berlin nichts mit. Aber in den östlichen Vorstädten waren die Erschütterungen so stark, dass Mauern wankten, Bilder von der Wand fielen und Telefone von selbst zu schrillen begannen.

Goebbels und seine Frau Magda suchten zum letzten Mal ihre Villa auf Schwanenwerder auf. Während sie ein Inventarverzeichnis eines Hauses anlegte, in das sie nie zurückkehren sollte, vernichtete Goebbels seine Briefe und persönlichen Notizen. Bei dieser Gelegenheit zeigte er einem seiner Mitarbeiter, der sich verabschieden kam, das Autogrammfoto der Schauspielerin Lida Baarova, das er seit 1938 in seinem Schreibtisch aufbewahrt hatte. «Sehen Sie, das ist eine vollendet schöne Frau», erklärte er ihm, bevor er das Foto in die Flammen warf.⁶

Am Freitag, dem 20. April, Hitlers Geburtstag, begab sich Goebbels in die von Bomben bereits arg beschädigte Reichskanzlei zum letzten Empfang des Nazi-Regimes. Es war ein schöner Tag, «Führerwetter» im Nazi-Jargon. Aber auch die US-Luftwaffe kannte das Datum und schickte ihre fliegenden Festungen gegen die deutsche Hauptstadt. Zusammen mit allen anderen Würdenträgern der Wehrmacht und der NSDAP erschien auch Göring, der gerade sein protziges Landhaus «Karinhall» in die Luft gesprengt hatte. Ribbentrop war da, wie immer arrogant und schlecht gelaunt. Die Versammlung wirkte wie die letzte Zusammenkunft einer Aktiengesellschaft vor dem Bankrott. Die Direktoren wollten dringend fort. Als einzige Frage interessierte sie noch, ob der Firmengründer, dem sie alles verdankten, die Stadt verlassen oder bleiben und sich erschiessen werde.

Das waren die Männer, die sich auf dem Höhepunkt ihrer Macht

mit Olga Tschechowa geschmückt hatten. Das führt wieder zu der Frage, ob sie nur eine «Abenteurerin» war, wie Tante Olja glaubte, oder eine treue Agentin der Sowjetunion. Wie so oft in solchen Fällen liegt die Wahrheit sicher irgendwo dazwischen. Olga Tschechowa hatte Einladungen zu Nazi-Empfängen angenommen, um ihre Karriere zu befördern und ihre Neugier zu befriedigen. Sie war weder Anhängerin der Nationalsozialisten noch der Kommunisten. Einer ihrer Bekannten aus dem Kreis russischer Weissgardisten sagte, von SMERSCH befragt, später aus, ihre politischen Ansichten stammten aus der Zeit vor der Nazi-Ara. Wie ihre Mutter habe sie Hitler und dessen Umgebung verachtet, aber gewusst, dass sie sich mit ihnen arrangieren musste. Sie habe den Antisemitismus der Nazis tief gehasst und daher auch einem jüdischen Schauspieler namens Kaufmann und dessen Familie geholfen. Die einfache Antwort ist, dass Olga Tschechowa seit dem Scheitern ihrer Ehe mit Mischa Tschechow vor allem eine Überlebenskünstlerin war, die sich entschlossen hatte, jeden Kompromiss einzugehen, wenn sie ihn für notwendig hielt. Man kann ihr eine Reihe Verfehlungen vorwerfen, so zum Beispiel ihr gestörtes Verhältnis zur Wahrheit, aber sie blieb eine mutige, einfallsreiche Frau, die vor allem ihre Familie und ihre Freunde schützen wollte.⁷

An jenem 20. April nahm Olga Tschechowa noch einmal den Fussmarsch zu Bert Sumsers Kaserne in Potsdam auf sich. «Ich muss mit dir reden», sagte sie zu ihm. «Was willst du nach dem Krieg anfangen? Oder willst du sterben? Ich möchte dich retten. Komm zu mir. Ich verstecke dich in meinem Haus.» Sumser ging auf das Angebot ein. Er setzte sich auf einem Motorrad ab, als seine Einheit zur Verteidigung Potsdams gegen die sowjetischen Armeen, die inzwischen den Ring um Berlin schlossen, ausrücken musste. Hitler gab dieser schwachen Division unter General Helmuth Reymann den pompösen Titel «Heeresgruppe Spree». Der nutzte den Verteidigern wenig, als die 3. und die 4. sowjetische Garde-Panzerarmee aus Südosten anrückten.

Olga machte sich ausserdem Sorgen um ihre Schwester Ada und

deren Tochter Marina Ried, die inzwischen ausserhalb der Stadt auf dem Lande wohnten. Dort wurden sie als Erste von der Roten Armee befreit. «Meine liebe, liebe Tante Olja!», schrieb Ada am 26. April, wahrscheinlich direkt nach dem Eintreffen der sowjetischen Truppen. «Ich nutze diese erste Gelegenheit, um dir zu schreiben. Wir leben und sind gesund – es gibt noch Wunder auf dieser Welt. Allerdings weiss ich nichts von Olga und Oletschka, die in Glienicke sind. Ich wohne mit Marina und ihrem Mann in der Umgebung von Berlin. Alles, was uns in der Stadt gehört hat, haben die Bomben zerstört. Mama ist schon vor zwei Jahren gestorben.» Dieser hastig hingekritzelte Brief endet mit den Worten: «Ich bin so aufgeregt, dass ich kaum schreiben kann.»⁸ Wie es Ada gelungen ist, diesen Brief abzuschicken, wissen wir nicht. Vielleicht hat sie einen literaturbegeisterten jungen sowjetischen Offizier überzeugen können, dass es nichts Unrechtes sein konnte, einen Brief an die Witwe des grossen Anton Tschechow zu befördern.

Stalin wies seine Marschälle Schukow und Konjew an, den Ring um Berlin zu schliessen. Damit wollte er die Nazi-Führer am Entkommen hindern, zugleich aber vermeiden, dass die Amerikaner aus Südwesten in die Stadt einmarschierten. Olga Tschechowa und ihre Gefährten, die dicht gedrängt in ihrem kleinen Luftschutzraum sassen, hörten am 26. April als Erstes Kanonendonner vom Flugplatz Gatow, der, nur von einem Streifen Kiefernwald verdeckt, ganz in der Nähe lag. Dort beschossen blutjunge Luftwaffenhelfer und alte Volkssturmmänner mit 88-Millimeter-Flaks die sowjetischen Panzer, die quer zwischen den herumstehenden ausgebrannten Flugzeuge heranrollten. Ihr Widerstand währte fast einen ganzen Tag.

Die sowjetischen Einheiten gehörten zur 47. Armee, die Berlin im Norden umgangen hatte und dann nach Süden geschwenkt war, um sich bei Potsdam mit der 3. Garde-Panzerarmee zu vereinigen. Am Abend und am nächsten Tag schwärmten sowjetische Suchtrupps aus,

um auf versprengte deutsche Soldaten Jagd zu machen. Der Staub von zehn Tagen Kämpfen lag auf ihren Gesichtern.

Olga Tschechovas Version von ihrem Eintreffen ist, wie zu erwarten, melodramatisch: Die Katjuschas schweigen. Nur noch vereinzelte Schüsse sind zu hören. Plötzlich erscheint ein Rotarmist an der Tür ihres Luftschutzkellers. Seine Stirn ist blutüberströmt. Er wankt, und sie begreifen blitzschnell, dass er tödlich verwundet ist. Er richtet seine Maschinenpistole auf sie, aber als er abdrücken will, fällt er ihnen vor die Füße und ist tot. Hier ist Olga Tschechovas Sinn für effektvolle Filmszenen wohl mit ihr durchgegangen. Die Kameraden des toten Soldaten stürzen herein. Einer ruft anklagend: «Ihr habt Kolja umgebracht!» Sie führen Olga und die ganze Familie zur sowjetischen Kommandantur ab. «Das Urteil lautet: Erschossen. Fast wie im Film.»⁹ Hätten die Soldaten unter den damaligen Umständen auch nur einen Moment lang geglaubt, die Aufgegriffenen seien schuld am Tod ihres Kameraden, so wären alle Bewohner des Hauses unverzüglich an die Wand gestellt worden. Auch eine Ortskommandantur hätte wohl noch nicht funktioniert, da das Gros der sowjetischen Truppen gerade erst im Anmarsch war.

Da ist Albert Sumser's Version schon überzeugender. Sie waren alle im Haus versammelt und warteten auf die ersten Russen. Er sass neben Olga, ihr Hündchen «Kuki» auf dem Schoß. Die Erste, die von Olgas Russisch völlig überrascht war, soll eine Kommissarin gewesen sein. Sumser erinnert sich an ihr schwarzes, speckiges Haar, ihren enormen Busen, vor allem aber an ihre Wut. Sie schrie, Olga sei eine Vaterlandsverräterin, und packte sie bei der Gurgel. Zu Olgas Glück tauchte ein Oberst auf und fragte, was los sei. Olga Tschechowa stellte sich vor. Nun brüllte der Oberst die Kommissarin an, sie sei dumm und unwissend, wenn sie noch nie etwas von Tschechow gehört habe. Er liess sie abtreten und befahl zwei Soldaten, das Haus zu bewachen. Zweifellos meldete er seine Entdeckung sofort weiter, wodurch SMERSCH von Olgas Existenz erfuhr.¹⁰

Am nächsten Abend hielt ein Wagen mit zwei sowjetischen Offi-

zieren unter den Kiefern vor dem Haus. Olga Tschechowa musste ein paar Sachen packen und mit ihnen fahren. Sie verabschiedete sich von ihrer Tochter, ihrer Enkelin und Bert Sumser, den man unbehelligt liess, obwohl er im wehrfähigen Alter war. Die beiden Offiziere brachten sie ins Hauptquartier von Marschall Schukows 1. Weissrussischer Front, das in der früheren Schule der Pioniertruppen in Karlshorst im Ostteil Berlins untergebracht war. Sie mussten einen weiten Bogen fahren, um nicht in die Kämpfe zu geraten, die noch immer im Stadtzentrum tobten.

In Karlshorst wurde Olga Tschechowa am nächsten Tag, dem 29. April, durch Oberst Schkurin von SMERSCH vernommen.¹¹ Es war ein merkwürdig zurückhaltendes und eingeschränktes Verhör, als hätte der Offizier Weisung erhalten, nur die Stationen der letzten Jahre mit ihr durchzugehen. Dabei ist zu bedenken, dass russische Weissgardisten, derer man in Deutschland habhaft werden konnte, entweder auf der Stelle erschossen oder in den Gulag geschickt wurden. Am nächsten Morgen, dem 30. April, wurde Oberst Schkurins Protokoll zusammen mit einem Begleitbrief von Generalleutnant Alexander Wadis, dem Chef der SMERSCH-Einheit bei der 1. Weissrussischen Front, verpackt und versiegelt. Wadis befahl zwei Tage später auf telefonische Anweisung aus Moskau die Suche nach Hitlers Leichnam in der Reichskanzlei.

Die Sendung mit den Dokumenten zu Olga Tschechowa erhielt ihr Begleitoffizier. Sie war an Viktor Abakumow, den obersten Chef des SMERSCH, adressiert, der am 21. April von Stalin den Kutusoworden erster Klasse erhalten hatte. Er sollte bald zum Generaloberst befördert werden, obwohl die einzigen Schüsse, die er je gehört hatte, die von Hinrichtungskommandos waren. Olga Tschechowa samt Begleitung wurde dann mit einem Stabswagen, wahrscheinlich einem amerikanischen Willys, nach Posen gebracht, das die Rote Armee Ende Februar nach langer, erbitterter Belagerung eingenommen hatte. Dort erwartete sie ein Flugzeug aus Moskau.

25 Jahre, nachdem sie vom Weissrussischen Bahnhof in die grosse Welt aufgebrochen war, kehrte Olga Tschechowa nach Moskau zurück. Nach einer sowjetischen Geheimdienstquelle wurde sie «für ein 72-Stunden-Rendezvous» in einer konspirativen Wohnung des NKWD im Zentrum der Hauptstadt untergebracht.¹² Abakumow verletzte mit seiner Gewohnheit, «Schauspielerinnen, treulose Ehefrauen, Sekretärinnen und ausländische Besucherinnen» zu Schäferstündchen an solche Orte bringen zu lassen, deren Geheimstatus, was beim NKWD viele wussten. Diese Schwäche wurde später für den Vorwurf der Verletzung von «Grundsätzen der kommunistischen Moral» gegen ihn verwendet.

General Iwan Serow, der Chef des NKWD in Berlin, schrieb nach einer Auseinandersetzung mit Abakumow – höchstwahrscheinlich auf Stalins Weisung – eine Denunziation gegen Abakumow. In seinem Brief an Stalin vom 2. Februar 1948 schildert er Abakumows Verhalten während der Schlacht um Moskau Ende 1941:

«Lassen Sie Abakumow dem Zentralkomitee über sein feiges Verhalten während der schwersten Zeit des Krieges berichten, als die Deutschen vor Moskau standen. Er schlich umher wie ein begossener Pudel, jammerte, was wohl mit ihm geschehen werde, und unternahm nichts. Mit seinem feigen Auftreten steckte er auch seine Untergebenen an. Sein gehorsamer Diener Iwanow, der ihm den Haushalt führte, liess sich bei uns Schuhe anmassen, die er [Abakumow] für die Flucht aus Moskau brauchte. Die Generäle, die in Moskau geblieben waren, wurden Zeugen von Abakumows Verhalten. Soll Abakumow doch widerlegen, dass er in dieser verzweifelten Lage leichte Mädchen in Moskau aufgreifen und sich ins Hotel Moskwa bringen liess.»¹³

Abakumow war im Mai 1945 37 Jahre alt. «Ein Bild von einem Tschekisten», war er gross und gut aussehend, hatte sinnliche Lippen und «einen schwarzen Haarschopf».¹⁴ Wie Berija war er ein grosser Schürzenjäger, der sich allerdings kaum Vergewaltigungen zuschulden kommen liess. Und wie Berija hatte er sadistische Freude daran, seine Opfer zu quälen. Solschenizyn berichtet, damit der Persertep-

pich in seinem Arbeitszimmer keinen Schaden nahm, wurde «für den zu Prügelnden eine schmutzige, blutbefleckte Matte über den Teppich ausgebreitet».¹⁵

Abakumow hatte eine besondere Schwäche für Theater- und Filmschauspielerinnen. Das mag einer der Gründe gewesen sein, weshalb er sich für Olga Tschechowa interessierte. Mit ihren damals 47 Jahren war sie allerdings ein Jahrzehnt älter als er. Um in den Fünfzigerjahren Marschall Schukow auszubooten, liess er dessen Freund und früheren Untergebenen, den Befehlshaber der Kavallerie General Krjukow, verhaften und foltern. Danach holte er sich dessen Frau, die berühmte russische Volkssängerin Lydia Ruslanowa. Als diese seine Avancen zurückwies, verschwand sie im Gulag.

Es gibt keinen eindeutigen Hinweis, ob Olga Tschechowa mit Abakumow geschlafen hat, weil sie dazu gezwungen wurde oder weil sie es für ihre Absicherung zu benötigen glaubte. Vielleicht ist zwischen beiden auch gar nichts Derartiges vorgefallen. Sollte es aber doch dazu gekommen sein, so hätte sich Abakumow, dem Berijas schützende Hand über sie bekannt war, ganz sicher vorher dessen Zustimmung geholt. Er hätte es zu dieser Zeit bestimmt nicht gewagt, sich mit Berija anzulegen.¹⁶ Olga Tschechovas zwei spätere Briefe, die der KGB zusammen mit anderen Papieren freigegeben hat, sagen zu dieser Frage wenig aus, abgesehen davon, dass sie in einem die Frage stellt: «Wann sehen wir uns?» Ausserdem lautet die Anrede in beiden «Teuerster Wladimir Semjonowitsch». Aber auch der «Teuerste» mag nicht viel bedeuten und kann als professionelle Überschwänglichkeit einer Schauspielerin gewertet werden. Dass sie ihn Wladimir statt bei seinem richtigen Namen Viktor nannte, zeigt nur, dass Abakumow einen Decknamen benutzte, selbst wenn es nicht um militärische Dinge ging.¹⁷

Olga Tschechovas eigener Bericht über ihren Aufenthalt in Moskau ist, wie zu erwarten, ausweichend und nichtssagend. Dabei hätte sie daraus eine ebenso melodramatische Geschichte flechten können wie aus ihren Erlebnissen in Nazi-Deutschland.

Sie behauptet, sie sei bei der Frau eines Offiziers der Roten Armee untergebracht worden, der als in Deutschland vermisst galt. In ihrer Version wurde sie andauernd von charmanten Offizieren besucht, die in mehreren Sprachen mit ihr parlierten, Schach spielten und sie zu Anhörungen in den Kreml holten. Dort habe man sie ausschliesslich nach Einzelheiten über Vorgänge und Personen in Hitlers Dunstkreis befragt.

Es trifft tatsächlich zu, dass für Stalin die Aussagen aller, die Hitler nahe standen, von höchster Bedeutung waren. Dieser Gegner und die Frage, wie er so grosse Macht über das deutsche Volk erlangen konnte, beschäftigten ihn immer noch. Die Kopie von Olga Tschechovas handschriftlicher Aussage, die der KGB kurz vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion Wowa Knipper aushändigte, scheint dies zu bestätigen. Aber sie ist bei weitem nicht ausführlich und für das militärische Abwehrgorgan SMERSCH verfasst, nicht für die Auslandsaufklärung des NKWD oder gar für Berijas inneren Kreis. Es wäre nicht das erste Mal, dass der KGB mit der selektiven Freigabe von Informationen sein Spiel treibt.¹⁸

Aber auch das sehr ausgewählte Material zeigt, dass Olga Tschechowa von den Chefs der sowjetischen Auslandsaufklärung sehr ernst genommen wurde, vermutlich viel zu ernst. Das beweist auch die höchst zuvorkommende Behandlung, die sie bei ihrer Rückkehr nach Berlin acht Wochen später erfuhr.¹⁹

Olga Tschechowa behauptet, in ihrer ersten Unterkunft nach der konspirativen Wohnung in Moskau habe sie ein Tagebuch geführt und dort versteckt. Dabei musste sie wissen, dass ihre Bewacher vom SMERSCH es finden und heimlich lesen würden. «Was Olga Tschechowa geschrieben hat», vermutete Sergo Berija Jahre später, «war für Abakumows Leute geschrieben. Vielleicht glaubten die wirklich, eine Frau könnte so naiv sein und in einem von der militärischen Abwehr überwachten Haus ein Tagebuch führen. Als begabte Schauspielerin», so schloss er, «war Olga Tschechowa nicht naiv und konnte es gar nicht sein.»²⁰ Ein Auszug aus ihrem angeblich geheimen Tagebuch

wurde in einem Dokument von Generalmajor Utechin, dem Chef der Auslandsabteilung von SMERSCH, zitiert: «Die Gerüchte, die über mich kursieren, könnten einen ganzen Roman füllen», soll Olga Tschechowa gekritzelt haben. «Offenbar glaubt man hier, ich sei mit Hitler intim gewesen. Mein Gott, wie habe ich darüber gelacht. Woher kommen all diese Intrigen, und was bedeuten sie? So eine unglaubliche, niederträchtige Verleumdung! Aber wenn man ein reines Gewissen hat, kann einem nichts etwas anhaben. Und wie gut ist es, die Wahrheit zu sagen. Die Zeit wird zeigen, ob sie mir glauben oder nicht.»²¹

Während Olga Tschechowa unter Bewachung des SMERSCH in Moskau weilte, ereignete sich eine noch merkwürdigere Begebenheit. Tante Olja wurde von einem ihr unbekanntem Offizier der Roten Armee angerufen, der ihr erklärte, er habe aus Berlin ein Paket für sie mitgebracht. Daraufhin bat sie Sofia Piljawschaja, eine Freundin der Familie, das Paket abzuholen. Offenbar war Tante Olja bei allem, was Berlin betraf, unsicher geworden, seit sie ihre Nichte am Ende der Vorstellung des *Kirschgartens* im Zuschauersaal des Theaters entdeckt hatte.

Das Paket war korrekt an Olga Knipper-Tschechowa adressiert. Tante Olja öffnete es, las den beiliegenden Brief und stiess dann plötzlich erschreckt hervor: «Das ist ja gar nicht für mich!» Die Sendung enthielt Abendkleider, und der Brief stammte von Olga Tschechows Tochter Ada. Sie hatte die Sachen geschickt, weil sie annahm, man habe ihre Mutter nach Moskau gebracht, um sie dort als Gast im Moskauer Künstler theater auftreten zu lassen.

Tante Olja rief Katschalow an, berichtete ihm, was geschehen war, und fragte ihn, ob er etwas von einer Einladung ihrer Nichte in die Sowjetunion wisse. Katschalow war mit dem Militärkommandanten von Berlin, dem populären General Bersarin, befreundet und konnte ihn auch tatsächlich ans Telefon bekommen. Wie verblüfft war er aber, als Bersarin ihn sehr unfreundlich abfertigte. «Von Olga Tschechowa weiss ich nichts. Ruf mich deswegen nicht wieder an! Vergiss die ganze Sache!»

Tante Olja, nun in ernsthafter Sorge, begab sich, so schnell sie konnte, auf die Krim. Dort wollte sie gemeinsam mit Tante Mascha Briefe, Postkarten und alles andere beseitigen, was an ihre Nichten in Deutschland erinnern konnte.²²

Obwohl Tante Olja nun wieder auf ihrer geliebten Krim weilte, wurde sie bald ernsthaft krank. Ob das an der nervlichen Belastung der vergangenen Monate lag, ist schwer zu sagen. Lew war bei ihr. Als Wowa Knipper Tante Olja aus Moskau von seiner Verlobung mit Margo berichten wollte, bekam er Antwort von diesem.

«Lieber Wowa», schrieb er. «Ich habe Tante Olja deinen Brief vorgelesen. Sie ist seit dem 6. bettlägerig. Ihr 75. Geburtstag am 22. verlief traurig. Am 23. ist sie operiert worden. Zwei Wochen lang hatte sie ständig zwischen 38 und 39 Grad Fieber. Seit der Operation fühlt sie sich etwas besser. Wir denken, dass sie am 30. wieder aus dem Krankenhaus kommt. Wir freuen uns für dich. Es ist schön, dass Margos Familie dich so herzlich aufgenommen hat. Du wirst also in Moskau von Anfang an nicht so allein sein. Es ist gut, dass du deinen Studienabschluss gemacht hast. Wenn man heute etwas werden will, besonders Schauspieler, muss man eine Ausbildung haben. Übrigens habe ich gar nicht gewusst, dass du dich fürs Theater interessierst. Der Beruf ist sehr hart. Du musst sehr an dir arbeiten. Viel lesen und nachdenken. Das Wichtigste aber ist – wie in jedem künstlerischen Beruf – innere Disziplin, Selbstbeherrschung und die Fähigkeit, Fehlschläge zu verkraften, die in der Regel viel häufiger kommen als Erfolge, selbst bei sehr begabten Menschen. Aber du weisst, wie dein Vater arbeiten konnte. Und wie Tante Olja sich immer noch müht. Die Knippers sind fleissige Leute und erreichen daher ihre Ziele. Nun aber genug der Moral. Ich bin etwa am 10. Oktober wieder in Moskau. Tante Olja kommt später nach, wenn es ihr besser geht. Sie küsst dich. Ich drücke dir die Hand. Grüss Margo von mir, denn ich habe ihre Telefonnummer in Moskau nicht. Dein Lew Knipper.»²³

Für Tante Olja mag es einen weiteren Grund gegeben haben, dass sie Wowa nicht persönlich antwortete. Offenbar waren ihr Gerüchte zu Ohren gekommen, dass Wowa sich während des Krieges nicht gerade mit Ruhm bedeckt hatte, weshalb auch die Familie sichtbar von ihm abrückte. Aber wenigstens eine positive Nachricht erreichte sie in dieser Zeit. Aus Anlass ihres 75. Geburtstags am 22. September wurde die betagte Schauspielerin auf Empfehlung des Zentralkomitees der Partei mit dem Leninorden geehrt. Abgesehen von dem Ansehen, das sich mit dieser Auszeichnung verband, war sie zugleich ein klarer Hinweis darauf, dass Familie Knipper vom NKWD nichts zu befürchten hatte.

20.

Rückkehr nach Berlin

Auf Berijas Anweisung wurde Olga Tschechowa in der letzten Juniwoche nach Berlin zurückgeflogen. Ihr Geliebter Albert Sumser berichtet, dass sie erschöpft und verängstigt wirkte. Die Wochen in der Schlangengrube des sowjetischen Geheimdienstes hatten offenbar sehr an ihren Nerven gezerrt, vor allem da SMERSCH nichts von ihrer Verbindung zu Berija und Merkulow wissen sollte. Es wäre für sie sicher auch sehr schockierend gewesen, hätte sie von diesen erfahren, dass Lew vorhatte, sie für seinen Mordanschlag einzuspannen. Hätte sie sich auf eine solche Verzweiflungstat eingelassen, so wäre damit ihre Familie und alles zerstört worden, wofür sie jahrzehntelang gearbeitet hatte. Es fragt sich, wie dies ihr ganzes weiteres Verhältnis zu Lew beeinflusst hat. Sie haben sich nicht wieder gesehen, und ungeachtet einiger Bemerkungen, die sie am Ende ihres Lebens machte, scheinen sie auch keinerlei Verbindung mehr unterhalten zu haben.¹

Wie wichtig der sowjetische Geheimdienst Olga Tschechowa nahm, beweist ein Brief, den General Wadis, dem damals alle SMERSCH-Einheiten in Deutschland unterstanden, unmittelbar nach ihrer Rückkehr an Abakumow schrieb. Darin berichtete er, was alles für sie getan worden sei. «Auf Ihre Anweisung ist Tschechowa, Olga Konstantinowna, am 30. Juni 1945 mit Familie und Hausrat in die Gemeinde Friedrichshagen im Ostteil Berlins umgezogen, wo sie im Haus Spreestrasse Nr. 2 einquartiert wurde. Der Umzug ist mit Mitteln der Abwehrverwaltung SMERSCH der Gruppe der sowjetischen Besatzungstruppen in Deutschland durchgeführt worden.»

Das grosse Haus, in das Olga Tschechowa nun eingezogen war, hatte man sorgfältig ausgewählt. Es ist anzunehmen, dass sie dabei ein Wörtchen mitzureden hatte. Das Gebäude, das aus der Zwischenkriegszeit stammte, war mit seinem schweren Ziegeldach und dem Rauputz an den Wänden im Grunde eine wesentlich geräumigere Version ihrer Datscha in Gross Glienicke. Es stand einzeln in einer ruhigen Gegend. Das Grundstück reichte bis zum Wasser, hatte eine eigene Anlegestelle und ein mit alten Weiden bestandenes Ufer. Manchmal schnatterten leise Wildenten. Die bisherigen Bewohner waren von einem Bataillon der 11. Schützenbrigade des NKWD kurzerhand hinausbefördert worden.

«Nach dem Umzug», fuhr Wadis in seinem Bericht fort, «haben wir folgende Bitten von Frau Tschechowa entweder selbst oder über den Militärkommandanten erfüllt: 1. Das Haus wurde gesäubert und teilweise instandgesetzt. 2. Zwei Autos, die Frau Tschechowa gehören, wurden repariert. 3. Frau Tschechowa hat Lebensmittelrationen (für zwei Monate) erhalten. 4. Die Familie wurde mit Lebensmittelkarten ausgestattet. 5. Die Versorgung mit Milch ist organisiert. 6. Kohle zum Heizen wurde beschafft. 7. Frau Tschechowa erhielt 5'000 Mark in bar. 8. Das Haus wird bewacht von drei Soldaten des 17. Selbstständigen [NKWD-] Schützenbataillons.»

Die einzige Bitte, die man Olga abschlug, war eine Eskorte sowjetischer Soldaten für den Fall, dass sie Freunde oder ihre Schneiderin aufsuchte. Damit wollte sie sichergehen, dass sowjetische Soldaten nicht ihren Wagen stahlen. Dabei scheint sie keine Hemmungen gehabt zu haben, ihr enges Verhältnis zu den Sowjetbehörden so unverhüllt zur Schau zu stellen. Diese dagegen waren für mehr Diskretion. «Aus guten Gründen haben wir die Eskorte abgelehnt», erklärte Wadis.

Olgas Bewegungsfreiheit war in keiner Weise eingeschränkt. Sie besuchte die Westsektoren und die sowjetische Zone, wo sie dem Stadtkommandanten der Roten Armee und anderen hohen Beamten Höflichkeitsvisiten abstattete. (In ihren Memoiren sucht sie sogar den

Eindruck zu erwecken, dass sie gar nicht im sowjetischen Sektor wohnte.) Der zitierte Bericht endet mit den Worten: «Frau Tschschowa hat sich über unsere Fürsorge und Aufmerksamkeit sehr zufrieden geäußert. Gez. Wadis.»²

Olga Tschschowa hütete sich, gegenüber den SMERSCH-Offizieren etwas über ihre Pläne für die Zukunft verlauten zu lassen. Allerdings äusserte ihre Tochter Ada ab und zu vorsichtig den Wunsch, in die Sowjetunion gehen und dort leben zu wollen. Zunächst einmal musste sie aber herausfinden, was mit ihrem Ehemann, dem Gynäkologen Wilhelm Rust, geschehen war, den man in britischer Gefangenschaft vermutete. Am 24. Juli tauchte er unerwartet in dem Haus an der Spreestrasse auf. General Wadis war sofort misstrauisch, wahrscheinlich, weil die Briten Rust so rasch entlassen hatten. «Er sass in einem Kriegsgefangenenlager in Dänemark», berichtete Wadis an Abakumow, «wo er weiter als Arzt arbeitete. Wahrscheinlich auf eigene Bitte wurde er in ein Lager in Braunschweig versetzt. Dort hat man ihm einen Krankenwagen mit Ausrüstung nebst einem medizinischen Assistenten, ebenfalls Kriegsgefangener, überlassen und die notwendigen Dokumente ausgestellt. Unter dem Vorwand, im britischen Sektor von Berlin eine neue Tätigkeit anzutreten, ist Rust mit seinem Krankenwagen zum neuen Wohnort der Tschschowa gefahren. Unterwegs wurde er mehrfach von britischen und sowjetischen Patrouillen angehalten, die ihn nach Prüfung seiner Dokumente und des Wagens passieren liessen... Die Umstände von Rusts Rückkehr nach Berlin sind verdächtig und erfordern genaue Prüfung. Ich erwarte Ihre Instruktionen. Wadis.»³

Offenbar konnte Olga Tschschowa auch die Postverbindungen der sowjetischen Militärbehörden nutzen. Ada hatte ein Paket mit Kleidern nach Moskau senden können, und nun schickte Olga Tschschowa, die anscheinend in einer sowjetischen Publikation auf ein Foto von Tante Mascha gestossen war, dieser wieder eine Porträtpostkarte von sich selbst: «Liebe Tante Mascha, nach deinem Foto zu urteilen bist du die geblieben, die du warst. Daher habe auch ich beschlossen, Vegetarierin zu werden. Ich küsse dich, deine [Olga].»⁴ Ob die beiden

Tanten sich inzwischen von ihrem Schrecken erholt hatten, ist nicht bekannt, aber sicher hielt ihre Sorge an, bis die Nachricht von der Verleihung des Leninordens eintraf.

Für ihre Beschützer hatte Olga Tschechowa immer wieder eine Überraschung parat. Obwohl verschiedene Berichte darauf hindeuten, dass das Haus in der Spreestrasse von SMERSCH oder NKWD verwandt worden war, bevor sie dort einzog, und obwohl ihre russische Hausangestellte Nadja sicher regelmässig Berichte schrieb, stellte SMERSCH erst nach mehreren Wochen fest, dass noch eine weitere Person in Olgas Haus wohnte, die bis dahin nicht auf ihrer Liste stand. Laut Bericht an Abakumow in Moskau war das «ein gewisser Sumser, Albert, geboren 1913, Deutscher, Lehrer an der Akademie für Körpererziehung in Berlin, Meister in leichtathletischen Disziplinen, der mit der Tschechowa lebt und ein intimes Verhältnis zu ihr unterhält». Die Tatsache, dass Bert Sumser von Anfang an zu diesem Haushalt gehörte, schien bis zu diesem Zeitpunkt niemandem aufgefallen zu sein.

Bald nach Wilhelm Rusts Rückkehr im Juli 1945 unternahm Olga Tschechowa eine kurze Reise nach Wien. Das war zu jener Zeit nicht einfach, aber zweifellos traf General Wadis die notwendigen Vorkehrungen. Nach ihrer Rückkehr schrieb sie einen Brief an Tante Olja, der vom NKWD abgefangen wurde und schliesslich im Archiv des KGB landete. «Meine liebe und teuerste Tante Olja, endlich kann ich dir schreiben. Ich habe in Wien festgesessen. Nun bin ich wieder zurück und richte mein neues Haus ein. [Ada] mit Mann und Verotschka leben bei mir. Doktor Rust hat eine Arbeit im hiesigen Krankenhaus aufgenommen. Heute habe ich Ada [die Schwester] und Marina besucht. Ich habe Tränen gelacht, als ich zuschaute, wie Ada ihre Kuh molk. Sie haben sich eine beträchtliche Wirtschaft zugelegt.» Es ist schwer vorstellbar, dass Ada ohne Olgas Hilfe zu dem seltenen Luxus einer Kuh gekommen sein soll, da doch nahezu alles Vieh von der Roten Armee beschlagnahmt war. Die Idee, eine eigene Kuh im Haus

zu haben, war Olga sicher gekommen, als sie sich daran erinnerte, wie Schaljapins Kuh ihre kleine Tochter im ersten Winter der Revolution in Moskau am Leben erhalten hatte.

«Du bist noch so agil», fuhr sie in ihrem Brief an Tante Olja fort, «dass es kein Problem für dich sein dürfte, uns zu besuchen. Wir sehen uns alle sehr nach dir. Du weißt, was Ada und Marina in den letzten Jahren erlebt haben. Unsere arme Mama hat den Sieg der Russen, den sie so herbeisehnte, nicht mehr erleben können. Von mir kann ich nicht viel berichten, denn der Umzug hat mich völlig erschöpft. Simonow war bei uns und hat eine Menge von Lew erzählt.»⁵

Konstantin Simonow, der Romancier und Dichter, der sich später mit Marschall Schukow anfreundete, kam kurz vor Ende der Kämpfe als Kriegskorrespondent nach Berlin. Man wüsste gern, was er Olga von Lew berichtet hat. Möglicherweise ist dieser Satz der Grund, weshalb der KGB ausgerechnet diesen Brief abfing.

Olga Tschechowa hatte auch andere Gäste, darunter Journalisten aus dem Westen. Die SMERSCH-Leute registrierten das lebhaftes Kommen und Gehen sorgfältig. General Selenin, der nach Wadis Chef von SMERSCH in Deutschland wurde, berichtete Abakumow, Dr. Gun, ein Amerikaner, habe sie aufgesucht. Dr. Nerin E. Gun war einjournalist, den US-Truppen kurz zuvor in Dachau befreit hatten. Er schrieb später eine Biografie Eva Brauns und hat Olga Tschechowa sicher über ihre Erinnerungen an die Nazi-Führer ausgefragt. Andere Gäste, darunter ein französischer General, gratulierten ihr zur Verleihung des Leninordens an ihre Tante. Andererseits wurde der britische Stadtkommandant verdächtig schroff zurückgewiesen, als er sie zum Essen einladen wollte.

Olga Tschechovas Einstellung zu den Briten dürfte sich nicht gebessert haben, als *People*, eine Londoner Sonntagszeitung, am 14. Oktober 1945 unter dem Titel «Die Spionin, die Hitler bezirzte» einen Sensationsartikel über sie brachte. Darin wärmte der Verfasser Willi

Frischauer noch einmal alle Gerüchte auf, die über sie kursierten. «Olga Tschechowa», begann er, «die berühmte deutsche Bühnen- und Filmschauspielerin, lebt jetzt in einem Schloss am östlichen Rand von Berlin, wo sie sich von den Russen hofieren lässt...» Weiter behauptete er, während des Krieges habe Hitler in all seinen Feldquartieren stets ein Zimmer für sie bereitgehalten, «wohin immer er auch ging». Hitler habe «ihr lüsterne Blicke zugeworfen», und sie habe solchen Einfluss auf ihn ausgeübt, dass die NS-Grössen bei ihr Schlange standen, um sie zu bitten, dass sie den «Führer» zu diesem oder jenem veranlasse. In dem Artikel erschien sie als «polnische» Mata Hari und Madame Pompadour in einer Person. Laut Frischauer war ihr Chauffeur zugleich ihr Kurier. Nach jedem Treffen eilte er mit ihrem Notizbuch von dannen und gab nach Moskau weiter, was sie mit ihrem diamantbesetzten Stift notiert hatte. Der Artikel strotzte nur so von Ungenauigkeiten und direkten Erfindungen, aber er löste einen Sturm in den Medien aus.

Als Olga Tschechowa bereits am nächsten Tag davon erfuhr, stürmte sie in General Selenins Büro. Der berichtete den ganzen Skandal an Abakumow und legte einen Brief Olga Tschechovas an ihn persönlich vom 18. Oktober bei. Darin erwähnte sie die Sache mit keinem Wort und suchte stattdessen seine Unterstützung zu gewinnen: «Teuerster Wladimir Semjonowitsch, ich nutze diese Gelegenheit, um Ihnen mit herzlichen Grüssen meine Dankbarkeit für alles zu übermitteln. Ich gebe hier viele Vorstellungen sowohl für unsere Leute [*sic*] als auch für deutsches Publikum zum Ruhme der russischen Literatur. Ich möchte Sie so gern in meinem Haus sehen. Wenn Sie in Berlin sind, dann besuchen Sie mich bitte. Soeben habe ich einen Brief von Olga Leonardowna aus der Krim bekommen.. .»⁶

«Frau Tschechowa ist über diesen Artikel äusserst erregt», berichtete Selenin in einem Begleitschreiben an Abakumow. Er legte das Protokoll des Verhörs eines Jugendfreundes von Olga Tschechowa, eines russischen Weissgardisten namens Boris Glasunow, bei, der angeklagt war, dem «Geheimdienstorgan Zeppein» anzugehören. Den

SMERSCH-Leuten, die nach Stalins Weisungen handelten, war jeder suspekt. Häufig erpressten sie Geständnisse über antisowjetische Verschwörungen von den verschiedensten Verdächtigen, mit grosser Vorliebe von russischen Emigranten.⁷

Kaum einen Monat später fasste der *Kurier*, eine deutsche Zeitung im französischen Sektor von Berlin, mehrere Artikel aus *People* zusammen und behauptete, Stalin persönlich habe der bekannten Filmschauspielerin Olga Tschechowa für ihre Spionagetätigkeit während des Krieges eine hohe russische Tapferkeitsauszeichnung überreicht.

Olga war ausser sich vor Zorn. Eine junge Deutsche spuckte sie auf der Strasse an und nannte sie Verräterin. Auf der Stelle begab sie sich ins Hauptquartier der Roten Armee in Karlshorst und verlangte, dass die sowjetischen Behörden unverzüglich handelten. Der *Kurier* wurde gezwungen, am 19. November 1945 folgende Gegendarstellung Olga Tschechovas zu drucken:

«1. Ich habe niemals eine hohe russische Tapferkeitsauszeichnung von Generalissimus Stalin persönlich überreicht bekommen. Ich habe bis heute noch nicht die Ehre gehabt, Generalissimus Stalin kennen zu lernen. Die mir gleichnamige Frau Olga Tschechowa, Witwe des Dichters Anton Tschechow, die aus Anlass ihres 75. Geburtstages einen hohen Orden erhalten hat, ist meine Tante.

2. Der frühere Aussenminister Ribbentrop ist mir einmal gelegentlich eines offiziellen Empfanges begegnet. Den Aussenminister Graf Ciano habe ich nie kennen gelernt. Das Führerhauptquartier habe ich niemals betreten. Ich weiss nicht einmal, wo es sich befunden hat.

3. Von einem Einfluss meinerseits auf Hitler ist mir nichts bekannt, da ich ihn genauso wie meine anderen Kollegen nur auf offiziellen Empfängen mehr gesehen als gesprochen habe. Infolgedessen ist mir jede Bestürzung von Militärs und Industriellen über diesen meinen Einfluss undenkbar.

4. Unwahr ist weiterhin, dass ich von einem bekannten General

gebeten worden bin, bei Hitler um Spezialkanonen nachzusuchen.

5. Weiterhin ist unwahr, dass ein Chauffeur von mir von der Gestapo in den letzten Tagen verhaftet worden sei. Ich habe seit sechs Jahren keinen Chauffeur mehr gehabt. Diesen Chauffeur konnte ich schon deshalb nicht mehr haben, weil mir Dr. Goebbels aus Propagandagründen vor vier Jahren mein Auto entzogen hat, damit das Volk sieht, dass auch Prominente laufen können. Sie sehen also, wie gross mein Einfluss auf Hitler war, wenn dies sogar mir passieren konnte.»⁸

Am Schluss dieser Gegendarstellung bat der *Kurier* die «verehrte Frau Tschechowa» unterwürfig, ihm «wieder gnädig» zu sein.

Diesmal berichtete General Serow, der Chef des NKWD in Deutschland, die ganze Angelegenheit an Berija mit Kopien für Abakumow und Berijas Stellvertreter Merkulow. «Im Zusammenhang mit Olga Tschechovas Besuch in Moskau im Mai dieses Jahres kursieren in britischen Zeitungen verschiedene Gerüchte über ihre Verbindungen zum russischen Geheimdienst. Ich teile Ihnen dies mit, damit Sie darüber entscheiden und Weisung geben. Gez. Serow.» Berija vermerkte auf seinem Exemplar: «Genosse Abakumow, was soll nach Ihrer Meinung in der Sache Olga Tschechowa geschehen?» Das war eine recht nebulöse Bemerkung, aber auf seine Unterschrift und das Datum – 22. November 1945 – folgt sofort der Stempel: «Unter Kontrolle genommen. Sekretariat des NKWD der UdSSR.»⁹

Als dieses Exemplar des Berichtes Abakumow erreichte, fügte der seine eigene Instruktion hinzu: «An Genossen Utechin. Erbitte Zusammenstellung des gesamten Materials zu Tschechowa. 22.11.'45.» General Utechin von der 4. Verwaltung war der gefürchtetste Maulwurfjäger des SMERSCH. Glaubte Abakumow plötzlich, er sei auf eine Doppelagentin hereingefallen? Ihre Bekanntschaft mit Glasunow von der so genannten Gruppe Zeppelin muss bei ihm die Alarmglocken haben schrillen lassen. Aber es scheint, dass Berija die feste Absicht

hatte, Olga Tschechowa ungestört vor Ort zu belassen, um sie bei einer späteren Gelegenheit einzusetzen – diesmal gegen die Westalliierten.¹⁰

In Olga Tschechovas Haus in der Spreestrasse gaben sich Westjournalisten jetzt erst recht die Klinke in die Hand, wie General Selenin Abakumow am 24. November berichtete. Olga nutzte diese Gelegenheiten, um die Berichte über ihre Spionagetätigkeit heftig zu bestreiten. Grossen Erfolg hatte sie damit nicht. Ein amerikanischer Reporter namens Sam Wagner soll ihr dann geraten haben, auf diese Dementis zu verzichten. Sie könnte damit ein Vermögen verdienen, wenn sie in die Vereinigten Staaten komme. Als Zeichen seines guten Willens brachte er ihr Zigaretten und Cognac mit. SMERSCH geht davon aus, dass alle diese Journalisten verkappte Geheimdienstoffiziere waren, nur weil sie als Kriegskorrespondenten Uniform trugen.

Ruhe zog für Olga Tschechowa aber erst einige Jahre später ein, als eine Stuttgarter Zeitung die Geschichte mit dem Orden aus Stalins Hand wieder aufwärmte und mit einer lächerlichen Fotomontage zu beweisen suchte. Dafür benutzte sie eine Aufnahme aus dem Film *Befreite Hände*, den Olga mit Carl Raddatz gedreht hatte. In dieser Szene hält sie eine kleine Statue in der Hand, die auf dem Foto durch den Leninorden ersetzt wurde. Olga ging gegen die Zeitung mit dem Argument vor Gericht, das sei Rufschädigung und beeinträchtigte ihre Karriere. Den Prozess gewann sie. Ihre Beziehung zu den sowjetischen Geheimdiensten war damit aber nicht beendet.

21.

Nach dem Krieg

Als Olga Tschechowa aus Moskau nach Berlin zurückkehrte, hatten zahllose Brigaden deutscher Frauen bereits Strassen und Gehwege von den Trümmern geräumt. Die meisten dieser Trümmerfrauen waren von ihrer Arbeit so erschöpft, dass sie kaum über ihr Leben nachdenken konnten. Sie hofften nur, dass es ihren Kindern in Zukunft möglich sein werde, unter normaleren Bedingungen aufzuwachsen.

Die meisten versuchten auch keinen Gedanken mehr an den Krieg zu verschwenden, der für sie vorüber war. Sie hatten die Stunde null, den Tiefpunkt in der Geschichte ihres Landes, erreicht. Für sie waren die Erschöpfung, der Schock des Zusammenbruchs und dazu die Forderung der Alliierten, eine Teilschuld für die Konzentrationslager auf sich zu nehmen, zu viel. Sie hatten grösste Mühe, ihren Alltag zu bewältigen.

Die Männer sassen meist noch in Gefangenschaft. Zahlreiche Frauen waren vergewaltigt worden und mussten allein mit diesem Trauma fertig werden, wie sie zuvor die endlosen Bombenangriffe der Alliierten und den Ansturm der sowjetischen Armeen hatten ertragen müssen. Viele waren von dem, was sie erlebt hatten, tief verletzt, manche bis ins Innerste erschüttert. Die meisten hatte die Notwendigkeit, den Zusammenbruch Nazi-Deutschlands zu überleben, jedoch unsagbar hart gemacht.

Überall in den Ruinen keimte bald wieder Lebenswille auf. Der Schwarzmarkt florierte. Inzwischen hatte er einen festen Standort am Brandenburger Tor und im Tiergarten. Lebensmittel und andere notwendige Dinge waren am leichtesten durch Prostitution zu beschaffen.

Aber die Gefahr der Geschlechtskrankheiten schreckte viele ab. Unter den frisch eingetroffenen britischen Truppen ging das Wort um, die englische Abkürzung für diese Krankheiten – VD (Venereal disease) – bedeute auf Deutsch «Veronika, dankeschön». Handzettel, die auf ausgebrannten Panzern klebten, warben für Tanzstunden in dieser merkwürdigen Stadt der ausländischen Soldaten und deutschen Frauen, deren Ehemänner und Geliebte Gefangene der Besatzungstruppen waren.

Olga Tschechowa, die bereits in der russischen Revolution Überlebenswillen bewiesen hatte, blieben diese Leiden deutscher Frauen bei Kriegsende weitgehend erspart. Aber die nervliche Belastung während ihres Aufenthalts in Moskau sollte nicht unterschätzt werden. Wenn man bedenkt, welch gefährliches Spiel sie spielte, kann man ihre Nervenstärke nur bewundern. Zu einer Zeit, da jede Waffe, die in einem Haus gefunden wurde, zur Erschiessung aller Bewohner führen konnte, feuerte Olga Tschechowa mit ihrer Pistole auf betrunkene sowjetische Soldaten, die eines Nachts ihren Wagen stehlen wollten. Die Tatsache, dass sie überhaupt eine Waffe hatte, spricht Bände. Und prompt schrieb sie an Abakumow und forderte mehr Personal an, um ihre Residenz am Wasser in Friedrichshagen zu schützen.

Für Olga Tschechowa gab es keine Stunde null. Sie war entschlossen, weiter als Schauspielerin zu arbeiten. Da zu jener Zeit in Berlin kaum Filme produziert wurden, gab sie Gastvorstellungen und «Chansonabende» auf improvisierten Bühnen, zumeist in Westberlin. Selbst die sich vertiefende Spaltung zwischen dem sowjetischen Teil und den Westsektoren scheint ihre Bewegungsfreiheit nicht beeinträchtigt zu haben.

Die spannendste Überlebensgeschichte in der jüngeren Generation des Tschechowschen Freundeskreises hatte Katschalows Sohn Wadim Schwerubowitsch zu bieten. Nachdem es ihm gelungen war, aus einem Gefangenenlager der Wehrmacht in Österreich nach Italien zu fliehen, erwartete ihn ein schlimmes Schicksal, das so recht zur Brutalität des Sowjetsystems passte.

Die Briefe seines Vaters an Stalin zeigten endlich Wirkung. Wadim wurde in dem norditalienischen Lager der Amerikaner ausfindig gemacht, wo er als Dolmetscher für Flüchtlinge fungierte. Man organisierte seine Rückkehr in die Sowjetunion. Kaum angekommen, nahm ihn der NKWD aus dem einfachen Grund fest, dass er Kriegsgefangener gewesen war. Jeder Angehörige der Roten Armee, der sich den Deutschen ergeben hatte, wurde wegen des Verdachts auf Hochverrat überprüft. Die meisten verschwanden in den Arbeitslagern. Niemand glaubte Wadims Geschichte, dass er in die sowjetische Hauptstadt zurückbeordert worden sei.

«Was, in Moskau willst du bleiben?», fragte der NKWD-Offizier verächtlich. «Du wirst erst einmal arbeiten – als Holzfäller.» Wadim wurde in ein Lager des Gulag gesteckt, das kaum besser war als die deutschen Kriegsgefangenenlager. Dort blieb er im Sommer und Herbst 1945. Dann kam eine weitere Anfrage vom Kreml. Die Lagerleitung des NKWD liess ihn in die Lubjanka bringen. Er muss in einem schrecklichen Zustand gewesen sein – krank, entkräftet und dem Tode nahe. Um die Sache zu vertuschen, behielt man ihn einen Monat lang dort und päppelte ihn mit «doppelten Offiziersrationen» wieder auf. Am Ende hiess es plötzlich, er könne nach Hause gehen. Seine Lagerkleidung war völlig verschlissen, so gab man ihm einen schicken, fast neuen Anzug. Als Wadim in die Jacke schlüpfen wollte, fielen ihm im oberen Teil des Rückens zwei kleine Löcher auf. Offenbar stammten die Sachen aus einem Sondermagazin des NKWD. Man hatte sie wohlhabenden Opfern nach der Erschiessung ausgezogen. Einen anderen Anzug gab es für ihn nicht. Zu Fuss machte er sich auf den Weg zur elterlichen Wohnung.¹

Tante Olja war nach dem Krieg häufig auf Katschalows Datscha anzutreffen. Die beiden waren seit über 50 Jahren Kollegen und Freunde. Oft sassen sie zusammen auf der Veranda unter hohen Bäumen. Beide waren vom Krieg schwer gezeichnet. Tante Olja hatte um Lew und Katschalow um Wadim gebangt. «Ich habe mich vom Leben ent-

fernt», schrieb sie an Olgas Schwester Ada in Berlin. «Ich habe nicht mehr die Kraft, im modernen Rhythmus zu leben.»² Moskau verliess sie nur noch, um in ihr geliebtes Gursuf auf der Krim zu fahren. Dort besuchten sie Lew und Maria Garikowna mit ihrem grossen schwarzen Pudel «Judy». Seit 1947 verliess sie das Haus kaum noch. Das Atmen fiel ihr schwer.

Obwohl sie sich vom Leben entfernt hatte, fand dieses in Form von Freunden und Bewunderern immer wieder zu ihr. «Abends kommt oft jemand vorbei. Sofia [Baklanowa] kocht dann stets etwas Schmackhaftes.»³ Die Silvesterabende unmittelbar nach dem Krieg in ihrer Moskauer Wohnung, insbesondere der von 1947, sind vielen im Gedächtnis geblieben. Die Neujahrstanne war mit Kerzen geschmückt, es gab zu essen und zu trinken, für Lew und andere Freunde aus der Musikwelt wie Swjatoslaw Richter stand der Flügel bereit. Lews erste Frau Ljuba kam mit ihrem neuen Mann, dem Dirigenten Nikolai Anossow, und auch die Katschalows fanden sich mit der ganzen Familie ein.

1948 wurde der 50. Jahrestag des Moskauer Künstlertheaters gefeiert. Katschalow, neben Olja einziger Überlebender aus den frühen Tagen der Truppe, ging es nicht gut. Tante Olja besuchte ihn auf seiner Datscha, so oft sie konnte. «Wir werden zusammensitzen – er und ich –, die zwei letzten aus der alten Garde», schrieb sie in einem Brief an Ada. Anton Tschechows 44. Todestag rücke näher, bemerkte sie, «und ich lebe immer noch».⁴

Auch am 22. September, an Tante Oljas Geburtstag, gab es jedes Jahr eine grosse Feier. Katschalows Enkelin Maria Schwerubowitsch erinnert sich an Lew, der allmählich ergraute, und an sein «sehr charmantes Gesicht, das immer sonnengebräunt wirkt». Er verlor in diesen Jahren mehr und mehr den stechenden, gehetzten Blick, den er auf früheren Fotos hatte.

Der Krieg brachte sich noch immer in Erinnerung, auch an den unwahrscheinlichsten Orten. Als sich Lew 1947 die Gelegenheit bot, organisierte er wieder eine Bergtour in den Kaukasus. Mit einer kleinen Gruppe nahm er den Elbrus in Angriff, den höchsten Gipfel dieses Ge-

birgszugs. Beim Aufstieg stiessen sie auf Bunker, Lebensmittellager und die Leichen deutscher Gebirgsjäger, die Schnee und Eis konserviert hatten. Nur ihre Haut war dunkelbraun gegerbt. Es waren Angehörige von General Konrads 49. Gebirgskorps, das zur Zeit der Schlacht um Stalingrad 1942 an den Hängen des Elbrus gekämpft hatte. Eine Gruppe hatte damals ebenfalls den Gipfel erreicht, eine Leistung, die Goebbels von der Nazi-Presse stolz herausposaunen liess.⁵

Bei seinen Reisen unmittelbar nach Kriegsende begegnete Lew häufig deutschen Kriegsgefangenen, die Strassen instand setzten oder auf Baustellen arbeiteten. Offenbar genoss er ihre Überraschung und Neugier, wenn er sie in seinem perfekten Deutsch ansprach. Lew blieb bis 1949 General Sudoplatow unterstellt, denn nach wie vor wurde nach antikommunistischen Russen im Ausland gefahndet. Allerdings wurde er nach Kriegsende nicht mehr eingesetzt. Sicher hat das dazu beigetragen, dass er allmählich zur Ruhe kam.⁶

Es ist sicher kein Zufall, dass sein Verhältnis zu Maria Garikowna, in dem seine Beziehung zum NKWD zweifellos kulminierte, nun allmählich Risse bekam. Im Sommer 1947 musste sie bei ihrer Mutter in Moskau bleiben, die an Magenkrebs litt, während Lew mit seinem Sohn Andrej im Kaukasus auf Klettertour weilte. Während das Verhältnis zu seiner ersten Frau Ljuba sich normalisierte, machte Lews aktuelle Ehe bereits der nächsten Verbindung Platz.

Es ist schwer zu sagen, ob Maria Garikowna Lew zu dieser Zeit immer noch fürchtete, aber seine Musik bewunderte sie nach wie vor. Wenn jemand zu Besuch kam und Lew komponierte gerade, dann bewegte sie sich nur auf Zehenspitzen und flüsterte: «Ljowa arbeitet!» Der Pudel «Judy» war dann in einem anderen Zimmer eingesperrt, damit der Meister nicht gestört wurde. Selbst als Lew sie schon verlassen hatte, regte sich Maria Garikowna stets sehr auf, wenn Lew einen wichtigen Preis nicht bekam. «Wie kann das sein», schimpfte sie dann, «dass sie Ljowa nicht berücksichtigt haben?»⁷

Maria Garikowna, die sehr sprachbegabt war, arbeitete auch weiter für den sowjetischen Geheimdienst. An dem Tag, da sie im Moskauer Fremdspracheninstitut ein Staatsexamen abzulegen hatte, teilte Lew ihr mit, dass er sie verlassen werde. Sarkastisch entgegnete sie, er hätte wenigstens warten können, bis sie ihre Prüfung bestanden hatte. Als er an diesem Morgen ging, hatte er lediglich seine Brieftasche bei sich – eine Sache der Ehre für einen russischen Mann, der sich von seiner Frau trennt. Der neue Ehemann seiner ersten Frau, der Dirigent, brachte ihm seinen Mantel nach. «Ljowa», rief er, «sei kein Narr, es ist Winter!»⁸

Lew hatte allerdings im Vergleich zu Maria Garikowna wenig zu leiden. Als ihr bewusst wurde, was geschehen war, verlor sie fast das Augenlicht. Einige Zeit später kreuzte Lew bei ihr auf und bot ihr an, sie könnten Freunde bleiben und sich immer noch lieben. Sie ohrfeigte ihn dafür.⁹

Wenngleich Maria Garikowna Lew als Komponisten weiterhin bewunderte, so verlief seine Karriere als Musiker nicht mehr so erfolgreich wie früher. Zusammen mit anderen hatte man ihn dazu ausersehen, eine neue Nationalhymne zu komponieren. Aber seine Version fiel durch. Als das Stalin-Regime 1948 eine neue Welle der Verdächtigungen und Denunziationen auslöste, warfen die sowjetischen Behörden Prokofjew und Schostakowitsch «Formalismus» vor.¹⁰ Stalins Kulturkommissar Andrej Schdanow soll auf dem Klavier Melodien geklimpert haben, um zu demonstrieren, welche Art Musik die Partei wünsche. Auch Lew fiel in Ungnade, vielleicht weil er sich zu offen für Prokofjew und Schostakowitsch eingesetzt hatte. Aber auch die Arbeit selbst frustrierte ihn. Wieder und wieder erinnerte ihn Tante Olja daran, dass im Leben Erfolg und Misserfolg einander abwechseln. Nun rächte es sich, dass er Ende der Dreissigerjahre dem politischen Druck nachgegeben hatte. Einige Jahre später bekannte Lew, für viele Leute seien seine Sinfonien nichts als «Propaganda».¹¹

Noch grössere Rätsel gab allerdings seine Schwester Olga Tschechova auf. 1949 zog sie mit ihrer ganzen Familie unvermittelt aus dem

von SMERSCH bewachten Haus in Friedrichshagen in eine neue Wohnung des Stadtteils Charlottenburg in einem der Westsektoren um. Dass ihr dies auf dem Höhepunkt der Berlinkrise gelang, als die Sowjetunion einen dichten Blockadering um die Westsektoren gezogen hatte, ist, gelinde gesagt, höchst verwunderlich.

Seit 1947 stand Olga Tschechowa in Kontakt zum Staragenten des NKWD, Alexander Demjanow, der mit Lews früherem Führungsoffizier, Oberst Schtschors, zusammenarbeitete.¹² Offenbar blieb sie auch mit Abakumow und General Utechin in Kontakt, bis beide im August 1951 Säuberungen zum Opfer fielen. In seiner unnachahmlichen Art hatte Stalin zunächst Abakumow gegen Berija benutzt und gestattete nun Berija, diesen langsam und grausam zu vernichten. Abakumow wurde unter schrecklichen Bedingungen gefangen gehalten, wusste von einem Tag zum anderen nicht, ob er freigelassen oder erschossen wird. Fotos zeigen, dass er nach fünf Jahren stark gealtert war. Auch Olga Tschechowa galt wegen ihrer bekannten Kontakte zu Abakumow als gefährdet. Es scheint aber, dass Berija sie nach wie als Ass im Ärmel behalten wollte.¹³

Im Jahr 1952 erhielt der Resident des KGB in Berlin-Karlshorst den Auftrag, alles an Informationen über Olga Tschechowa zusammenzutragen, dessen er habhaft werden konnte. In der Moskauer KGB-Zentrale kursierte «ein Gerücht», demzufolge sie unmittelbar nach Kriegsende in die sowjetische Hauptstadt geflogen worden sei. Nun wollte man die Gründe dafür herausfinden. Der Vorgang wirft ein Schlaglicht auf die Konfusion, welche die strenge Abschottung der einzelnen sowjetischen Geheimdienstorgane voneinander auslöste.¹⁴

Als Stalin im März 1953 starb, schwappte eine Welle der Trauer über die Sowjetunion und erfasste selbst Familien, die in der Zeit des Terrors gelitten hatten. Menschen schluchzten hemmungslos in aller Öffentlichkeit. Hunderttausende standen Tag und Nacht Schlange, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. In ihrer Trauer mischten sich Verlust-

und Angstgefühle. Was sollte mit ihnen geschehen, da der grosse Führer sie verlassen hatte? Würde es wieder Krieg geben?

Das Interregnum, das nun folgte, war eine Zeit der Ungewissheit und höchster Nervosität im innersten Kreis des Politbüros. Dafür gab es gute Gründe. Lawrenti Berija riss sofort die Kontrolle der sowjetischen Sicherheitsorgane an sich. Man wusste, dass er nicht nur der mächtigste, sondern auch der energischste und intelligenteste aller sowjetischen Führer war. Bald stellte sich heraus, dass er nach einem ausgeklügelten Plan handelte. Er arbeitete auf die Vereinigung Deutschlands hin, um den Kalten Krieg zu beenden und sich dafür mit massiver Hilfe der Vereinigten Staaten belohnen zu lassen. Es klingt wie eine Ironie der Geschichte, dass ausgerechnet der am meisten gefürchtete Mann des Sowjetsystems einen solchen Kurs einschlug. Berija mochte zwar von seinem Naturell her kein Demokrat sein, war aber durch und durch Pragmatiker. Er erkannte, dass die Sowjetunion den Westen wirtschaftlich nicht ein- oder gar überholen konnte, wenn sie bei ihrer Politik der Abschottung und Autarkie blieb.

Zunächst musste Berija über verdeckte Kanäle sondieren, wie der Westen auf eine solche Wende reagieren könnte. Dafür aktivierte er erneut den Fürsten Janusz Radziwill, den er bat, als sein persönlicher Abgesandter in die USA zu reisen. Ausserdem wollte er über Olga Tschechowa herausfinden, was man in führenden westdeutschen Kreisen von seinem Plan hielt. Offenbar wurde «Olga Tschechovas Rolle im kulturellen und politischen Leben Deutschlands beim sowjetischen Geheimdienst nach wie vor überschätzt».¹⁵ Im Juni 1953 rief Berija die Leiterin der Deutschlandabteilung des KGB, Oberst Soja Rybkina, zu sich, die während des Krieges Zarah Leanders Führungsoffizier gewesen war. Sie sollte so rasch wie möglich nach Berlin fliegen, dort Olga Tschechowa aufsuchen und sie in ihre Aufgabe einweisen.¹⁶ Aber am 17. Juni rebellierten die ostdeutschen Arbeiter. Panzer der Roten Armee rückten aus, um die Revolte zu unterdrücken. Ungeachtet der Sorge, welche die Ereignisse in Deutschland bei seinen Kollegen auslösten, wollte Berija nicht zurückstecken.

Am 26. Juni traf Soja Rybkina sich mit Olga Tschechowa in Ostberlin. Wir wissen nicht, ob einer der westlichen Geheimdienste die Schauspielerin bereits im Visier hatte und von dieser Zusammenkunft wusste. Aber das ganze Vorhaben war aus einem anderen Grunde zum Scheitern verurteilt. An diesem Morgen stürmten mehrere hohe Offiziere unter Führung von Marschall Schukow auf Nikita Chruschtschows Geheiss mit gezogenen Pistolen in eine Sitzung des Politbüros und nahmen Berija fest. Sein Plan, Deutschland wieder zu vereinigen, wurde von seinen Gegenspielern als «unmittelbare Kapitulation vor den imperialistischen Kräften» gebrandmarkt.¹⁷

Olga Tschechowa kehrte unbemerkt nach Westberlin zurück. Dagegen schwebte Soja Rybkina nun in höchster Gefahr. Chruschtschow, der wusste, was vorging, verlor keine Zeit. Er befahl General Andrej Gretscho, der damals mit einer «Sonderkommission» in Berlin weilte, die Aktivitäten des KGB in Deutschland zu untersuchen. Offiziere am Sitz des Geheimdienstes in Karlshorst wurden verhört, um herauszufinden, ob jemand aus der Moskauer Zentrale in Berlin aufgetaucht war.

Soja Rybkina verdankt ihre Rettung einem Offizier von Gretschos militärischer Abwehr, den sie aus der Kriegszeit kannte. Er half ihr, mit einer Maschine unerkannt nach Moskau zurückzukehren, während andere Getreue Berijas in Berlin verhaftet wurden. Die Säuberungen dort zogen noch grössere Kreise als in Moskau. General Sudoplatow, der während des Krieges mit Berija eng zusammengearbeitet hatte, wurde nach Erhebung einer aufgebauchten Anklage zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt. Auch viele jüngere Offiziere traf es hart. Lews Verbindungsfrau während der Schlacht um Moskau, Soja Sarubina, flog aus dem KGB, weil sie einer Gruppe unter Leitung Sudoplatows angehört hatte. Soja Rybkina musste den KGB ebenfalls verlassen. Man schickte sie in eine Lagerverwaltung des Gulag an der Kolyma im nordöstlichsten Winkel von Sibirien.

Zur Verwunderung ihres unmittelbaren Vorgesetzten beim KGB protestierte sie nicht. «Ist Ihnen klar, wohin Sie gehen?», fragte er.

«Durchaus», antwortete sie. Sie blieb zwei Jahre an der Kolyma. Dort versuchte sie Häftlingen zu helfen, die sie kannte. Sie begegnete sogar einem Deutschen, den sie in der Vorkriegszeit kennen gelernt hatte, als er mit einem Opernensemble in Moskau gastierte.¹⁸

Auch Maria Garikowna, die in enger Verbindung zu Berija gestanden hatte, kam nicht unbehelligt davon. Man entliess sie aus dem KGB, und sie konnte lange keine Arbeit finden. Das war sicher ein geringes Problem im Vergleich zu dem, was ihr ein Dutzend Jahre zuvor geschehen wäre. Aber zum ersten Mal im Leben bekam sie am eigenen Leib zu spüren, was Armut bedeutete. Wie ihr Neffe berichtet, besass sie schliesslich nur noch eine einzige Garnitur Unterwäsche, die sie jeden Abend wusch und auf der Zentralheizung trocknete. Solche Not litt sie mehrere Jahre, bis eine neue Generation an der Geheimdienstspitze ihr brach liegendes Sprachtalent erkannte. Sie wurde wieder im Ausland eingesetzt, hauptsächlich in Westeuropa. Es scheint, dass sie Jetzt bei den Reisen von Kultur- und Wirtschaftsdelegationen den «Erzengel» spielte. Auch das entsprach nicht ihren Fähigkeiten, war aber gängige Praxis innerhalb des kommunistischen Machtblocks. Viel trauriger ist, wie sie zu Tode kam. Vor einer Reise nach Paris unterzog sie sich einer Schönheitsoperation, bei der in der Sowjetunion damals noch sehr plumpe Methoden angewendet wurden. Maria Garikowna starb einen Tag nach dem Eingriff an unvohergesehenen Komplikationen.¹⁹

Aus der zweiten Generation des Tschechow-Clans starb als Erster Mischa Tschechow. Tante Olja zeigte Sergej Tschechow, der ihn einst glühend verehrt hatte, die Kopie eines Artikels aus einer amerikanischen Zeitung vom 30. September 1955. Darin hiess es, der Schauspieler Michail Tschechow sei in Beverly Hills gestorben. Mischa, der Kronprinz Stanislawskis, gab seine Kenntnisse an viele grosse Schauspieler, darunter Gregory Peck und Marilyn Monroe, weiter. Er wurde 64 Jahre alt, sah aber viel älter aus. Sergej schien es – und sicher dachte Mischa selbst ebenso –, dass sich das Versprechen einer glän-

zenden Karriere, die seine Darstellungen des Hamlet, des Erik XIV, des Malvolio und des Gogolschen Revisors erwarten liessen, nie wirklich erfüllt hatte. Hatte sich sein Genie, da er von der Heimat getrennt war, nicht entfalten können, oder hatte der Alkohol ihn schliesslich ausgebrannt?²⁰

Miskas Exfrau Olga schien nie auszubrennen, vor allem weil sie die Dinge stets pragmatisch nahm. Anders als Mischa liess sie sich von verlorenen Idealen nicht entmutigen. Mischa selbst war ihr einziges Ideal gewesen, und im Grunde war sie für die harte Lehre dankbar, die diese gescheiterte Ehe ihr erteilt hatte.

Sie wusste, dass ihr Beruf einer Frau ihres Alters immer weniger zu bieten hatte, aber sie wollte noch nicht aufgeben. Ihre sinnliche Eleganz mit einem leichten Zug ins Frivole hatte ihr in so vielen Filmrollen gute Dienste geleistet. Aber diese Zeit war vorüber. Sie musste nun in andere Rollen schlüpfen, die ihrem Alter jenseits der fünfzig entsprachen. Um sich in jenen harten Jahren vor dem westdeutschen Wirtschaftswunder die grosse Sehnsucht nach einer Traumwelt zunutze zu machen, gründete sie unter dem Namen «Venus-Film München/Berlin» eine eigene Produktionsfirma. Sie nahm Kontakt zu den DDR-Behörden auf, um ihre Filme nach Ostdeutschland zu verkaufen und Koproduktionen mit den alten Ufa-Studios in Babelsberg anzubahnen. Sie beging jedoch den Fehler, selbst in drei erfolglosen Produktionen als Star auftreten zu wollen. Daraufhin brach «Venus-Film» zusammen. Trotzdem holte sie aus der Wirtschaftswunderzeit das Beste heraus. Von 1949 bis 1974 spielte sie in 22 Filmen, von denen die Hälfte in den Jahren 1950 und 1951 gedreht wurde.²¹

Da Babelsberg nun auf DDR-Gebiet lag, erlebte die deutsche Filmindustrie mit amerikanischer Unterstützung in München ihre Wiedergeburt. Olga Tschechowa zog 1950 dorthin um, gefolgt von ihrer Enkelin Vera, die ebenfalls Schauspielerinnen werden wollte. Olga wurde allmählich bewusst, dass sie ein zweites Standbein brauchte, denn ihre Filmkarriere neigte sich unaufhaltsam ihrem Ende entgegen. 1952 brachte sie den ersten Band ihrer geschönten und irreführenden Erin-

nerungen unter dem Titel *Ich verschweige nichts!* heraus. Ausserdem unternahm sie erste Gehversuche in die Welt der Kosmetik, indem sie einen Schönheits- und Modeführer unter dem Titel *Frau ohne Alter* herausbrachte. Zwar strotzte dieses Buch nur so von Olga Tschechowa was banaler Schönheitsphilosophie, aber für die prude Atmosphäre, die damals in Deutschland herrschte, klang der Ton erstaunlich sexy. Ermutigt von dem Erfolg des Buches, entschied sie, eine eigene Kosmetikfirma zu gründen.

«Olga-Tschechowa-Kosmetik» wurde 1955 in München aus der Taufe gehoben und «expandierte sehr schnell». ²² Wenn man bedenkt, dass «die Millionen, die sie während ihrer Karriere verdient hatte» bei Kriegsende verloren waren ²³ und die «Venus-Film» erst kurz zuvor Bankrott gegangen war, stellt sich die Frage, woher sie das Geld für die neue Firma nahm. Das ist deshalb von Interesse, weil sich sowjetische Geheimdienstquellen fast sicher sind, dass «Olga-Tschechowa-Kosmetik» fast ausschliesslich mit Kapital aus Moskau aufgebaut wurde. Diese Kreise meinen sogar, die Firma habe gute Möglichkeiten geboten, mit den Ehefrauen von NATO-Offizieren in Kontakt zu kommen. ²⁴

Solche Äusserungen sind mit grosser Vorsicht zu geniessen, da die Russen sehr stolz auf die Operationen des sowjetischen Geheimdienstes sind. Das führt häufig zu Übertreibungen und Mythenbildung. Von Stalin hiess es sogar, er habe 1943 gesagt, die Schauspielerin Olga Tschechowa werde in den Nachkriegsjahren noch sehr nützlich sein. ²⁵ Nach den heute bekannten Fakten ist ein solcher Ausspruch unwahrscheinlich. Und doch war mehr an ihrer Agentenlaufbahn, als wir wissen. SMERSCH behandelte sie nach ihrer Rückkehr nach Deutschland im Sommer 1945 mit ausserordentlicher Aufmerksamkeit und Respekt. Die KGB-Offiziere, die Wowa Knipper in der Endzeit der Sowjetunion die Dokumente über seine Cousine zuspielten, bezeichneten ihren Fall als «kompliziert und ziemlich ungewöhnlich». ²⁶ Offenbar existiert noch eine beträchtliche Zahl von Dokumenten zu diesem Thema, die bisher der Öffentlichkeit vorenthalten worden sind.

Olga Tschechowa war, wenn man ihre Fehlschläge bedenkt, sicher nicht die geborene Geschäftsfrau, aber eine ungeheuer disziplinierte und fleissige Arbeiterin. Die starke Vitalität, die auf viel jüngere Männer anziehend gewirkt hatte, verliess sie auch in ihren Sechzigern nicht. Während sie bereits ihre Kosmetikfirma leitete, spielte sie in weiteren sechs Filmen. Sie ermutigte auch ihre Enkelin Vera zu einer Karriere als Schauspielerin.

Vera war dem seinerzeit berühmtesten GI der USA aufgefallen. Am 2. März 1959 kam Soldat Elvis Presley mit seinen beiden Freunden Lamar Fike und Red West nach München, um Vera Tschechowa im Haus ihrer Grossmutter in der Freseniusstrasse in Obermenzing zu besuchen. Er hatte sich in die hübsche 19-Jährige verliebt, als er seinen Dienst in der 7. U.S. Army bei Frankfurt/Main antrat. Während seines Besuchs trat Vera jeden Abend in dem Stück *Der Verführer* auf, aber die jungen Leute hatten während des Tages viel Zeit füreinander. Elvis schaute sich alle ihre Filme an und kam im Juni wieder.

1962 erhielt Olga Tschechowa für ihr Lebenswerk den Deutschen Filmpreis. Noch verwirrender nach dem Skandal um den angeblichen Leninorden war, dass ihr Bundespräsident Gustav Heinemann im Jahr 1972 das Bundesverdienstkreuz überreichte. Sie erhielt es gemeinsam mit Konrad Lorenz.

1964, fünf Jahre nach Tante Oljas Tod, schrieb Olga Tschechowa an deren Freundin Sofia Baklanowa. Sie kündigte an, sie werde mit einem kleinen Gefolge aus Masseur, Sekretärin und Arzt nach Moskau kommen, und bat darum, für sie eine Suite im Hotel National zu reservieren. Sie wollte die Gräber ihres Onkels Anton Tschechow und ihrer Tante Olja auf dem Friedhof Nowodewitschi aufsuchen. In den Formularen, die sie auszufüllen hatte, gab sie erneut an, sie habe unter Stanislawski am Moskauer Künstlertheater gespielt. Am Ende reiste sie dann doch nicht. Es wäre die letzte Gelegenheit gewesen, Lew wieder zu sehen.

Dieser antwortete jedoch auf einen Brief von Olgas Schwester Ada zehn Jahre später. Er reiste immer noch viel – meist durch Sibirien und Mittelasien – und plante neue Werke. Er hielt sich in Ostdeutsch-

land auf, um ein Stück – halb Sinfonie, halb Oratorium – über Deutschland von 1933 bis 1945 zu schreiben. Ausserdem arbeitete er an einer Oper mit dem Titel *Graf Cagliostro* nach einem Roman von Alexej Tolstoi, den er 50 Jahre zuvor überredet hatte, in die Sowjetunion zurückzukehren. Lew komponierte wie besessen bis zu seiner letzten Stunde im Juli 1974. Für diesen Patrioten mit den moralischen Skrupeln war es ein später Trost, dass man ihm wenige Tage vor seinem Tod den Titel «Volkskünstler der UdSSR» verlieh.²⁷

Lews politische Ängste kannte seine Schwester nicht. Sie lebte weiter in Obermenzing und weigerte sich, auch nur einen einzigen Dokumentarfilm über den Krieg, wie sie im Fernsehen liefen, zur Kenntnis zu nehmen. In einem Brief an ihre Schwester Ada klagte sie, ihr Betrieb mit 140 Leuten werde ihr allmählich zu gross. Die befehlsgewohnte Matriarchin war es leid, sich auf ihre alten Tage mit sozialen Angelegenheiten und Personalfragen herumschlagen zu müssen. «Ein Prolet bleibt ein Prolet», schrieb sie. «Die Ansprüche werden immer grösser, doch die Fakultät des Verstandes kommt nicht mit!»²⁸

Am Ende ihres Lebens demonstrierte Olga Tschechowa Mut und Hang zur Familientradition. Mit 83 lag sie mit Leukämie auf dem Tod danieder, beklagte sich aber nicht. Am 9. März 1980 flüsterte sie der Enkelin Vera ihre letzte Bitte ins Ohr.

Anton Tschechow hatte auf seinem Totenbett in Badenweiler Tante Olja um ein Glas Champagner gebeten. Er hatte es ausgetrunken und war dann gestorben. Olga Tschechowa wollte seinem Beispiel folgen. Sie konnte Vera sogar das richtige Regal im Weinkeller beschreiben. Diese brachte ihr das Gewünschte, und Olga Tschechowa leerte ein Glas. Ihre letzten Worte waren: «Das Leben ist schön.»²⁹

Olga Tschechowa, die deutscher Herkunft, protestantisch getauft und über ein halbes Jahrhundert deutsche Staatsbürgerin war, hinterliess als letzten Willen, sie möge nach russisch-orthodoxem Ritus bestattet werden.

Die Gerüchte über ihr rätselhaftes Leben wollten nicht verstummen. Eine deutsche Zeitung schrieb, Himmler habe sie 1945 verhaften wollen, weil er von ihrem Verrat überzeugt war. In Russland hiess es, Olga Tschechowa habe sich auf Stalins persönlichen Befehl mit Unterstützung des SS-Generals Walter Schellenberg in das Konzentrationslager begeben, in dem Stalins Sohn Jakow Dschugaschwili gefangen gehalten wurde, habe ihn aber nicht retten können. Einige Zeit später trat der russische Präsident Boris Jelzin mit einer dramatischen Erklärung über das Bernsteinzimmer an die Öffentlichkeit, jenes prachtvolle Geschenk eines preussischen Königs an einen russischen Zaren, das die Wehrmacht im Krieg geraubt hatte und das seitdem verschollen war. Jelzin behauptete, er wisse, dass der Schatz in Thüringen in einem Bunker namens Olga versteckt sei. Das hätte besser nicht passen können – wenn es wahr gewesen wäre. Olga Tschechowa ist Teil des jahrhundertlangen faszinierenden Verhältnisses zwischen Russland und Deutschland, einem gefährlichen Terrain, auf dem die Grenzen ebenso häufig gewechselt haben wie die Loyalitäten.

Anmerkungen

In den Anmerkungen verwendete Abkürzungen

AD-MTJ	Archiw doma-museja Tschechowa Jalta [Archiv des Tschechow-Hauses in Jalta]
AD-MTM	Archiw doma-museja Tschechowa Melichowo [Archiv des Tschechow-Hauses in Melichowo]
BA-FA	Bundesarchiv-Filmarchiv, Berlin
GARF	Gosudarstwenny archiw Rossijskoi Federazii [Staatsarchiv der Russischen Föderation], Moskau
MMChAT	Musej Moskowskogo Chudoschestwennnogo Akademitscheskogo Teatra [Museum des Moskauer Akademischen Künstlertheaters]
OR	Otdel rukopisej [Manuskriptabteilung] der Russischen Staatsbibliothek, Moskau
PAK/T	Privatarchiv Knipper/Tschechowa, Berlin
RGALI	Rossijski gosudarstwenny archiw literatury i iskusstwa [Russisches Staatsarchiv für Literatur und Kunst], Moskau
RGASPI	Rossijski gosudarstwenny archiw sozialno-polititscheskoi istorii [Russisches Staatsarchiv für Sozial- und Politik-Geschichte], Moskau

I. Der Kirschgarten des Sieges

- 1 Zit. nach Cathy Porter und Mark Jones: *Moscow in World War II*. London 1987, S. 210.
- 2 Ilja Ehrenburg: *Menschen, Jahre, Leben* – Memoiren, Bd. 3. Berlin 1978, S. 213 ff.
- 3 *Manchester Guardian*, zit. nach Porter und Jones, a.a.O.

- 4 Ebenda.
- 5 Siehe Valentin Berezhkov: *At Stalin's Side*. New York 1994, S. 322.
- 6 Zur Sondervorstellung des *Kirschgartens* siehe Archiv des Tschechow-Hauses in Melichowo (AD-MTM), Bestand Knipper.
- 7 Maxim Gorki (1868-1936) war ein Pseudonym: Sein korrekter Name lautete Alexej Maximowitsch Peschkow.
- 8 Konstantin Stanislawski: *Mein Leben in der Kunst*. Berlin 1991, S. 330.
- 9 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Stanislawski, Tiflis, 19.9.1920. Zit. nach W.J. Wilenkin (Hrsg.): *Olga Leonardowna Knipper-Tschechowa*. Bd. II, Moskau 1972, S. 122.
- 10 Jean Benedetti: *Stanislawski*. London 1988, S. 140
- 11 Stanislawski hiess eigentlich Konstantin Sergejewitsch Alexejew. Um als junger Mann seine Leidenschaft für das Theater vor seinem Vater, einem bekannten Moskauer Kaufmann, geheim zu halten, nahm er den Künstlernamen Stanislawski an.
- 12 Den Befehl zur Hinrichtung von Wsewolod Meyerhold, Isaak Babel, Michail Kolzow (dem Vorbild für die Romanfigur Karpow in Hemingways *Wem die Stunde schlägt*) und 343 weiteren Intellektuellen unterschrieb Stalin am 16. Januar 1940. Meyerhold wurde am 2. Februar 1940 erschossen. Siehe Vitalij Shentalinskij: *Das auferstandene Wort – Verfolgte russische Schriftstellerin ihren letzten Briefen, Gedichten und Aufzeichnungen*. Bergisch Gladbach 1996, S. 118. Siehe auch Simon Sebag Montefiore: *Stalin – The Court of the Red Tsar*. London 2003, S. 287.
- 13 Zu Berijas Exgeliebter W. Matardse und Meyerholds Wohnung siehe Michael Parrish: *The Lesser Terror – Soviet State Security, 1939-1953*. Westport, Conn., 1996, S. 37.
- 14 Siehe dazu AD-MTM, a.a.O.
- 15 Siehe u. a. Brief an Olga Knipper-Tschechowa vom 12.11.1943. In: Wilenkin, Bd. II, S. 206.
- 16 Dazu schrieb Anton Tschechow am 14. Oktober 1903 an Olga Knipper-Tschechowa, dass die Rolle «von dir gespielt wird, da sie niemand anderer übernehmen kann». Anton Tschechow: *Pisma* [Briefe], Bd. XI, S. 273 f, zit. nach Benedetti, S. 128.
- 17 Zit. nach Wilenkin, Bd. I, S. 226. Siehe dazu auch Harvey Pitcher: *Chekhov's Leading Lady*. London 1979, S. 183.
- 18 Über Stanislawskis Geräuschkulisse im *Kirschgarten* äusserte sich Anton Tschechow mit beissendem Spott: «Hören Sie, ich werde ein neues Stück schreiben», bemerkte er einmal zu jemandem, der neben ihm stand, aber so laut, dass Stanislawski es hören musste, «und es wird folgendermassen anfangen: ,Es ist so herrlich, so still! Man hört weder Vögel noch Hunde noch den

Uhu noch die Nachtigall noch die Uhr noch die Glöckchen und nicht ein einziges Hündchen'». Stanislawski, S. 329.

- 19 Siehe dazu AD-MTM, a.a.O. Das genaue Datum dieser Sondervorstellung war in den Akten des Moskauer Künstlertheaters nicht zu ermitteln. Diese sind eindeutig unvollständig, denn eine Vorstellung des *Kirschgartens* ist dort zwischen 1938 und 1948 nicht erwähnt, obwohl das Stück 1943 seine 1'000. Aufführung erlebte.

2. Die Knippers und die Tschechows

- 1 August Knipper, der Grossvater der Schauspielerin, war allerdings Schlossermeister gewesen. Sein Sohn Leonhard, ein Ingenieur, verliess Deutschland als 25-Jähriger, um in der Fremde sein Glück zu suchen. In Glasow im Ural leitete er eine Papierfabrik. Seine Frau, Anna Salz, eine begabte Klavierspielerin, stammte aus einer deutschen Familie im Baltikum. Sie war zehn Jahre jünger als er. Leonard (die deutsche Schreibweise seines Vornamens gab er bald auf) und Anna sprachen zu Hause Deutsch und blieben protestantisch, nahmen aber die russische Staatsbürgerschaft an. Ihr ältester Sohn Konstantin war schon geboren, bevor sie nach Glasow zogen. In dem Uralstädtchen kam Olga 1872 zur Welt. Den Winter verbrachte die Familie in der Regel in Moskau in einer Villa am Nowinski-Boulevard, wo der zweite Sohn Wladimir das Licht der Welt erblickte. – Siehe Wladimir Wladimirowitsch Knipper: *Pora galljuzinazij* [Zeit der Halluzinationen]. Moskau 1995, S. 26 ff. Renata Helker und Claudia Lenssen: *Der Tschechow-Clan*. Berlin 2001, S. 22. Gespräch mit Andrej Knipper am 22.9.2002. Olga Tschechowa behauptet in ihren haarsträubend unexakten Memoiren, die Knippers seien adliger Abstammung. Das trifft so nicht zu. Einer ihrer Vorfahren, der Hofbaumeister beim Kurfürsten von Westfalen, Wenzel III., war, erhielt einen Adelstitel, der ihm später aber wieder aberkannt wurde. Olga Tschechows Vater, Konstantin Leonardowitsch Knipper, galt nach der Rangordnung im zaristischen Russland automatisch als adlig, weil er Beamter im Verkehrsministerium war. Mit dem gleichen Recht könnte man Lenins Vater, einen Schulinspektor, als adlig bezeichnen. Ein anderer Zweig der Familie Knipper war bereits im 18. Jahrhundert in Russland eingewandert. Der Schiffseigner Karl Knipper hatte 1787 in Sankt Petersburg eine deutsche Schauspieltruppe gegründet und finanziert. Siehe Wladimir Knipper, S. 22.
- 2 Siehe Donald Rayfield: *Anton Chekhov*. New York 1997, Anm. 37, S. 622.
- 3 Ebenda, S. 183.

- 4 Ebenda, S. 505.
- 5 Kurz vor Tschechows Tod war Gorki 1904 über einen Ausfall von Oljas früherem Geliebten Nemirowitsch-Dantschenko so erbost, dass er alle Beziehungen zum Moskauer Künstlertheater abbrach. Siehe dazu Benedetti: *Stanislawski*, S. 139-148.
- 6 Siehe Manuskriptabteilung der Russischen Staatsbibliothek (OR), 331/ 62/27, und Rayfield, S. 118.
- 7 Alexander Tschechow, Brief an Anton Tschechow, 24.10.1888, zit. nach Rayfield, S. 179. Die beiden erwähnten Kinder Nikolai (Kolja) und Anton stammten aus der Verbindung Alexanders mit einer anderen Lebensgefährtin, der geschiedenen Anna Iwanowna Chruschtschowa-Sokolnikowa.
- 8 Siehe Michail A. Cechov: *Leben und Begegnungen – Autobiographische Schriften*. Stuttgart 1992, S. 12.
- 9 Ebenda, S. 20.
- 10 Sergej Tschechow, unveröffentlichte Erinnerungen, AD-MTM/Sacharowa/ Akte 81.
- 11 Laut Pass hiess sie Jelena Juljewna Ried, wurde in der Familie aber nur Lulu und später als Grossmutter Baba genannt.
- 12 In ihren Schulakten steht der 13. April 1897, aber dies ist wohl das Datum nach dem alten orthodoxen Kalender. Siehe Russisches Staatsarchiv für Literatur und Kunst (RGALI), 677/1/4087.
- 13 Siehe dazu AD-MTM, Bestand Knipper.
- 14 Olga Tschechowa: *Ich verschweige nichts!* Berchtesgaden 1952, S. 53.
- 15 Rayfield, S. 573.
- 16 Gespräch mit Andrej Knipper, 22.9.2002.
- 17 Lew Knipper: *Wospominania, dnewniki, sametki* [Erinnerungen, Tagebücher und Notizen]. Moskau 1980, S. 11.
- 18 Ebenda.
- 19 Siehe Schulakten der Stroganow-Kunstschule, Akte von Olga Konstantinowna Knipper, 1913, RGALI, 677/1/4087.
- 20 Gespräch mit Tatjana Gaidamowitsch, 4.1.2003.
- 21 Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*. München 1973, S. 37. Natürlich unterscheidet sich ihr Gespräch mit der Düse in den beiden Versionen ihrer Memoiren. Laut der Ausgabe von 1952 schenkte ihr die Diva ein Paar winzige Puppenschlittschuhe und sagte dabei: «Du bist so schön, dass man dich dem Theater fernhalten sollte!» Tschechowa: *Ich verschweige nichts!*, S. 69.

3. Michail Tschechow

- 1 Sergej Tschechow, *Erinnerungen*, AD-MTM/Sacharowa/Akte 81.
- 2 Vgl. Michail Cechov: *Leben und Begegnungen*, S. 44.
- 3 Sergej Tschechow, a.a.O.
- 4 Michail Cechov, S. 57.
- 5 Zit. nach Sergej Tschechow, a.a.O.
- 6 Vgl. Michail Cechov, S. 28 f.
- 7 Brief von Wladimir Tschechow, 19.8.1913, zit. nach Sergej Tschechow, a.a.O.
- 8 Ebenda.
- 9 Ebenda.
- 10 Ebenda.
- 11 Konstantin Stanislawski: *Sobranie sotschinenij* [Gesammelte Werke]. Moskau 1951-1964, Bd.VI, S. 48.
- 12 Vgl. Michail Cechov, S. 58.
- 13 Der Pretschistenski-Boulevard wurde nach der Revolution Anfang der Zwanzigerjahre in Gogolewski-Boulevard (Gogol-Boulevard) umbenannt.
- 14 Vgl. Lew Knipper: *Wospominania*, S. 13.

4. Mischa und Olga

- 1 Michail Cechov: *Leben und Begegnungen*, S. 33.
- 2 Mischas einziger Kommentar war: «Olga Leonardowna Knipper-Tschechowa hatte gerade zwei Nichten zu Besuch, und ich beschloss, mich mit einer von ihnen zu vermählen.» Ebenda, S. 71.
- 3 Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*. S. 53.
- 4 Der Pass ist in Russland bis zum heutigen Tag auch das im Land gültige Personaldokument.
- 5 Sergej Tschechow, unveröffentlichte Erinnerungen, a.a.O.
- 6 Ebenda.
- 7 Olga Tschechowa, S. 56.
- 8 Ebenda.
- 9 Ebenda, S. 57.
- 10 Olga Tschechowa: *Ich verschweige nichts!*, S. 87.
- 11 Wenn Olgas Vater Konstantin Knipper zu jener Zeit überhaupt in Petrograd war, dann kann es nur ein kurzer Aufenthalt gewesen sein. Von 1912 bis 1915 war er in Jekaterinburg stationiert, wo Olgas imaginäre Freunde, die Zarenkinder, vier Jahre später ermordet werden sollten.

- 12 J.M. Sacharowa (Hrsg.): *Wokrug Tschechowa* [In Tschechows Umkreis] – Erinnerungen. Moskau 1990, S. 264.
- 13 Sergej Tschechow, unveröffentlichte Erinnerungen, a.a.O.
- 14 Ebenda.
- 15 Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*, S. 58.
- 16 Michail Tschechow, S. 148f.
- 17 L.K. Knipper, S. 14

5. Der Anfang einer Revolution

- 1 Konstantin Stanislawski: *Mein Leben in der Kunst*, S. 441 und 305.
- 2 Das äusserte er gegenüber Kotljarewski am 3.3.1917. Zit. nach Benedetti: *Stanislawski*, S. 225.
- 3 Zit. nach Sergej Tschechow, unveröffentlichte Erinnerungen, a.a.O.
- 4 Olga Tschechowa: *Ich verschweige nichts!*, S. 88 f.
- 5 Zit. nach Sergej Tschechow, a.a.O.
- 6 Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*, S. 65.
- 7 Silvia Honold, Gespräch mit Olga Tschechowa, München 1962. Zit. in: Renata Helker und Claudia Lenssen: *Der Tschechow-Clan*, S. 60.
- 8 Orlando Figes: *Die Tragödie eines Tölkes – Die Epoche der russischen Revolution 1891-1924*. Berlin 1998, S. 308.
- 9 Konstantin Stanislawski, Brief an Nemirowitsch-Dantschenko, 11.8.1916. Zit. nach Benedetti: *Stanislawski*, S. 303.

6. Das Ende einer Ehe

- 1 Sergej Tschechow, unveröffentlichte Erinnerungen, a.a.O.
- 2 Michail Cechov: *Leben und Begegnungen*, S. 72.
- 3 Vgl. Orlando Figes: *Die Tragödie eines Tölkes*, S. 325.
- 4 Zu Lew Knipper und dessen militärischer Laufbahn – Gespräch mit seinem Sohn Andrej Lwowitsch Knipper, 23.9.2002.
- 5 Zit. nach Orlando Figes, S. 348.
- 6 Olga Tschechowa: *Ich verschweige nichts!*, S. 92.
- 7 Vgl. Jean Benedetti: *Stanislawski*, S. 225.
- 8 Konstantin Stanislawski: *Mein Leben in der Kunst*, S. 450 f.
- 9 Vgl. Wladimir Knipper: *Pora galljuzinazij*, S. 83.
- 10 Michail Cechov, S. 80.
- 11 Ebenda, S. 78 f.

7. Hunger und Kälte

- 1 Ihre Filmrollen in Russland hat Olga Tschechowa bei späteren Darstellungen ihres Lebens nie erwähnt. Demnach war *Schloss Vogelöd* – ihr erster Film in Deutschland – auch ihr Filmdebüt.
- 2 Zum Proletkult siehe Orlando Figes: *Die Tragödie eines Volkes*, S. 778 f.
- 3 Stanislawsky: *My Life in Art*. Boston 1924, S. 563.
- 4 Olga Knipper-Tschechowa an Maria Tschechowa, Moskau, 28.2.1918. Wilenkin, Bd. II, S. 118.
- 5 Wilenkin, Bd. II, S. 119 und 74.
- 6 Siehe Figes, S. 640.
- 7 Olga Knipper-Tschechowa an Maria Tschechowa, Moskau, 10.4.1918. Wilenkin, Bd. II, S. 119.
- 8 Gespräch mit Olga Tschechowa, München 1962. Zit. nach Renata Helker und Claudia Lenssen: *Der Tschechow-Clan*, S. 62.
- 9 Olga Knipper-Tschechowa an Maria Tschechowa, Moskau, 22.-26.1.1919. Wilenkin, Bd. II, S. 120.
- 10 Vgl. *Leben und Begegnungen*, S. 121, und Sergej Tschechow, unveröffentlichte Erinnerungen, a.a.O.

8. Überleben im Bürgerkrieg

- 1 Gespräch mit Andrej Knipper, 22.9.2002.
- 2 Lew Knippers Version seiner Rolle im Bürgerkrieg siehe Lew Knipper: *Wospominania, dnewniki, sametki*, S. 15.
- 3 Vgl. Orlando Figes: *Die Tragödie eines Volkes*, S. 682.
- 4 Konstantin Stanislawski: *Mein Leben in der Kunst*, S. 453. Der grosse Schauspieler Katschalow trug einen Künstlernamen; in Wirklichkeit hiess er Schwerebowitsch.
- 5 Zu den Erlebnissen der Truppe des Moskauer Künstlertheaters in Charkow siehe den Bericht des Inspizienten S. Bertensson: *Wokrug iskusstwa* [Über die Kunst]. Los Angeles 1957. Zit. nach Pitcher: *Chekhov's Leading Lady*, S. 219 ff.
- 6 Stanislawski, S. 460.
- 7 Zit. nach N. I. Komarowskaja: *Widenoje i pereschitoje* [Gesehenes und Erlebtes]. Moskau 1965, S. 139.
- 8 Wladimir Majakowski: *Sobranie sotschinenij* [Gesammelte Werke]. Bd. IX, S. 107 f. Zit. nach Jean Benedetti: *Stanislawski*, S. 248.
- 9 Zit. nach Vitalij Shentalinskij: *Das auferstandene Wort*, S. 83. Majakowski

nahm sich 1930 das Leben. Mit nicht zu überbietendem Zynismus behauptete Stalin später, dieser sei «der begabteste Dichter der Sowjetepoche» gewesen, und «Gleichgültigkeit gegenüber seinem Andenken» sei «ein Verbrechen».

- 10 Kaum fünf Jahre später schrieb Stanislawski: «Das Leben, das Tschechow gemalt hat, gibt es nicht mehr, aber seine Kunst ist immer noch bei uns. Viele junge Menschen wissen nichts von jenem Leben, denn sie erschienen erst auf der Bildfläche, als es lange vorüber war. Revolutionen und Kriege haben grausame, aber interessante Momente in das Leben eines Menschen gebracht, der an einem Tag, manchmal in einer Stunde etwas erlebte, wofür Generationen vor ihm Jahrzehnte brauchten.» Constantin Stanislavsky: *My Life in Art*. Boston 1924, S. 565.

9. Die Gefahren des Exils

- 1 Zu Lew Knippers Erlebnissen im Bürgerkrieg siehe Gespräch mit seinem Sohn Andrej Knipper, 23.9.2002.
- 2 Zu den Erlebnissen der Katschalow-Truppe im Kaukasus siehe S. Bertensson: *Wökrug iskusstwa*, a.a.O.
- 3 Gespräch mit Wadim Schwerubowitschs Tochter Maria, 16.9.2003.
- 4 Vgl. Orlando Figes: *Die Tragödie eines Volkes*, S. 718f.
- 5 Ebenda.
- 6 Vgl. Simon Sebag Montefiore: *Stalin – The Court of the Red Tsar*. London 2003, S. 546.
- 7 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Mascha, Tiflis, 11.9. 1920. Wilenkin, Bd. II, S. 121.
- 8 Brief an Stanislawski, Tiflis, 19.9.1920. In: Wilenkin, S. 121.
- 9 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Mascha, Tiflis, 11.9. 1920, a.a.O.
- 10 «Ein Fünftel der Truppe verliess Gallipoli vor dem Abzug in die Balkanstaaten (hauptsächlich nach Bulgarien). Jeder vierte Soldat und jeder sechste Offizier flüchtete bereits vor dem Abmarsch der Armee. Nur 3,67 Prozent kehrten nach Sowjetrussland zurück, davon etwa 0,5 Prozent der Offiziere.» Vgl. N.D. Karpow: «Krym – Gallipoli – Balkany» [Von der Krim über Gallipoli auf den Balkan]. In: *Wojenno-istoritscheski archiw*, 1,16,2001, S. 4-16.
- 11 Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*, S. 85.
- 12 Ebenda, S. 85 f.
- 13 Siehe Sylvia Honold: «Gespräch mit Olga Tschechowa», München 1962. Zit. nach Helker und Lenssen: *Der Tschechow-Clan*, S. 63.
- 14 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Mascha, Tiflis, 11.9.1920, a.a.O.

10. Die ferne Familie

- 1 Es handelt sich um den Roman *In den Fängen des Lebens*.
- 2 Siehe W. J. Wilenkin, Bd. II, S. 344.
- 3 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Stanislawski, Zagreb, Januar/Februar 1921, ebenda, S. 123.
- 4 Gespräch mit Andrej Knipper, 23.9.2002.
- 5 Gespräch mit Maria Schwerubowitsch, 25.9.2003.
- 6 Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*, S. 87.
- 7 Ebenda, S. 89. Diese Version ist wesentlich überzeugender als Olga Tschechows früherer Bericht, in dem sie behauptet, sie habe Gräfin von Trittleben angerufen, deren Tochter bei Familie Knipper in Moskau gewohnt hatte, und sei in Luxus aufgenommen worden. Olga Tschechowa: *Frau ohne Alter*, München 1952, S. 101. Vielleicht war die genannte Schulfreundin die Tochter der Familie Trittleben, aber es ist zuweilen schwierig, die verschiedenen Versionen Olga Tschechows auseinander zu halten.
- 8 Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*, S. 90. In der Version ihrer Memoiren aus dem Jahr 1952 hiess es noch, der Ring war «in meinem Mantel eingenäht». *Frau ohne Alter*, S. 101.
- 9 Ebenda, S. 103.
- 10 Olga Tschechowa, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, 16. 3. 1924, Musej Moskowskogo Chudoschestwennnogo Akademitscheskogo Teatra (MM ChAT) [Museum des Moskauer Akademischen Künstlertheaters], K-Ch, Nr. 2761.
- 11 Siehe Renata Helker und Claudia Lenssen: *Der Tschechow-Clan*, S. 82.
- 12 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an J. N. Korschina, Prag, 12.-18.9.1921. In: Wilenkin, Bd. II, S. 124f.
- 13 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Stanislawski, Prag, 18.-19.9.1921. Ebenda, S. 126f.
- 14 W. J. Wilenkin: *Katschalow*. Moskau 1976, S. 184.
- 15 Brief an J.N. Korschina, a.a.O.
- 16 Wilenkin, Bd. II, S. 127.
- 17 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko, Berlin, 14. 2. 1922. Ebenda, S. 130.

11. Die frühen Zwanzigerjahre in Moskau und Berlin

- 1 Zit. nach Jean Benedetti, (Hrsg.): *The Moscow Art Theatre Letters*. New York 1991, S. 316.

- 2 Konstantin Stanislawski: *Sobranie sotschinenij*. Bd. 7, S. 29.
- 3 Jean Benedetti: *Stanislawski*, S. 247.
- 4 Konstantin Stanislawski, a.a.O., Bd. 6, S. 256.
- 5 Sergej Tschechow, unveröffentlichte Erinnerungen, a.a.O.
- 6 Ebenda.
- 7 Zur Entwicklung der Ufa in den Zwanzigerjahren siehe Friedemann Beyer: *Die Gesichter der Ufa*. München 1992, S. 10 f.
- 8 Wladimir Bontsch-Brujewitsch: «Sritel i sluschatel» [Zuschauer und Zuhörer], in: *Sowjetskoje iskusstwo*, 29.1.1934. Zit. nach M. Turowskaja: *Olga Leonardowna Knipper-Tschechowa 1868-1959*. Moskau 1959, S. 206 f.
- 9 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Mascha, Moskau, 6.6.1922. In: Wilenkin, Bd. II, S. 131.
- 10 Olga Tschechovas Schwester Ada heiratete den Vater ihrer Tochter Marina Ried nicht. Ried war der Mädchenname von Adas Mutter. In dem zitierten Brief vom 6. Juni 1922 schreibt Olga Knipper-Tschechowa, sie sei traurig darüber, dass ihre Schwägerin Olgas Töchterchen nach Berlin bringen wolle, eine Stadt, «die ich hasse». Das bedeutet, der Plan einer Reise von Olga Tschechovas Mutter und Tochter nach Berlin wurde bereits lange vor Konstantin Knippers Tod im Januar 1924 gefasst. Olgas Schwester Ada wohnte nun wieder mit ihrer Tante am Pretschistenski-Boulevard 23 zusammen. Vgl. Olga Knipper-Tschechowa, Brief an P.F. Scharow, Moskau, 3.8.1923. Ebenda, S. 132.
- 11 Wladimir Knipper: *Pora galljuzinazij*, S. 56.
- 12 Ebenda.
- 13 Siehe Lew Knipper: *Wospominania, dnewniki, sametki*, S. 23.
- 14 Lew Besymenski: «1953 – Berija will die DDR beseitigen». In: *Die Zeit*, 15. 10. 1993. Gespräch mit Besymenski, 17.9.2003. Siehe dazu auch Pawel Sudoplatow: *Der Handlanger der Macht*, S. 175. In einem Gespräch am 24.9.2003 teilte dessen Sohn Anatoli Sudoplatow mit, in der Lubjanka existiere eine Akte des geheimen Briefwechsels zwischen Lew und Olga. Aus der Tscheka wurde im Dezember 1921 die OGPU (Vereinigte Staatliche Politische Verwaltung), ab 1934 Teil des NKWD.
- 15 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an P.F. Scharow, a.a.O.
- 16 Siehe Lew Knipper, S. 47 f. Lews einziger Sohn, Akademiemitglied Andrej Lwowsitsch Knipper, sagt selbst, dass es keine andere Erklärung für diese Reise gibt. Siehe Gespräch am 23.9.2002.
- 17 Zu den Operationen von Tscheka und OGPU gegen Emigrantengruppen siehe Oleg Gordiewsky und Christopher Andrew: *KGB – Die Geschichte seiner Auslandsoperationen von Lenin bis Gorbatschow*. München 1990, S. 124-139. Die Auslandsabteilung INO wurde 1920 gegründet und zunächst von Michail

- Abramowitsch Trilisser geleitet. 1941 wandelte man sie zur Auslandsverwaltung INU um, dem Organ des NKGB für Auslandsspionage.
- 18 Oleg Gordiewsky und Christopher Andrew: *KGB*, S. 195.
 - 19 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24.9.2003.
 - 20 Zur russischen Emigrantengemeinde in Berlin siehe den Katalog der Ausstellung «Das russische Berlin 1918-1941» vom Mai 2002.
 - 21 Zur Aufführung von *Zar Fjodor* in Berlin siehe Jean Benedetti: *Stanislawski*, S. 252 f.

12. Gedanken aus der Ferne

- 1 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an J. N. Korschina, Paris, 12.-14.12.1922. In: Wilenkin, Bd. II, S. 134 f.
- 2 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an E. N. Michailski, New York, 19.1.1923. Ebenda, S. 136.
- 3 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an J. N. Korschina, New York, 18.11.1923. Ebenda, S. 143.
- 4 Lew Knipper, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, Freiburg, 14.6.1923. MMChAT, K-Ch, Nr. 2733.
- 5 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Wladimir Leonardowitsch Knipper, Freiburg, 27.6.1923. Zit. nach Wladimir Wladimirowitsch Knipper: *Pora galljuzinazij*, S. 102.
- 6 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Wladimir Leonardowitsch Knipper, Freiburg, 31.8.1923. Ebenda, S. 103.
- 7 *Krokodil*, 28.10.1923.
- 8 Konstantin Stanislawski, Brief an Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko, 28.12.1923. Zit. nach Jean Benedetti: *Stanislawski*, S. 263.
- 9 Siehe Wladimir Knipper, S. 106.
- 10 Pawel Sudoplatow: *Raswedka i Kreml* [Die Aufklärung und der Kreml]. Moskau 1996, S. 146.
- 11 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 25.9.2003.
- 12 Oleg Gordiewsky und Christopher Andrew: *KGB*, S. 111.
- 13 Siehe Renata Helker und Claudia Lenssen: *Der Tschechow-Clan*, S. 89.
- 14 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24.9.2003.
- 15 Telegramm Lew Knippers vom 8.1.1924. MMChAT, K-Ch, Nr. 273 5.
- 16 Lew Knipper, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, 7.1.1924. a.a.O., Nr. 2734.
- 17 E.A. Akulow, Notizen, 25.10.1990. AD-MTM, Bestand Knipper, Akte 22.

13. Das Ende der politischen Unschuld

- 1 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko, Freiburg, 5.7.1924. Wilenkin, Bd. II, S. 147.
- 2 Lew Knipper, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, Moskau, 8.2.1924. MM ChAT, K-Ch, Nr. 2738.
- 3 Olga Tschechowa, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, 10.3.1924. Ebenda, Nr. 2761.
- 4 Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*, S. 270.
- 5 Olga Tschechowa, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, Berlin, 16.3.1924. MMChAT, a.a.O.
- 6 Siehe Sergej Tschechow, unveröffentlichte Erinnerungen, a.a.O.
- 7 Wladimir Knipper: *Pora galljuzinazij*, S. 21.
- 8 Maria Tschechowa, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, Jalta, 10.10.1924. Wilenkin, Bd. II, S. 147.
- 9 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Maria Tschechowa, Moskau, 24.10.1924. a.a.O., S. 148.
- 10 Zur Ankunft Lulu Knippers mit den Kindern in Berlin und Olgas Leben in jener Zeit siehe Renata Helker und Claudia Lenssen: *Der Tschechow-Clan*, S. 94-100.
- 11 Olga Tschechowa, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, Paris, 23.4.1926. MM ChAT, K-Ch, Nr. 2762.
- 12 Olga Tschechowa an Olga Knipper-Tschechowa, 15.7.1926. a.a.O., Nr. 2763.
- 13 Olga Tschechowa, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, Berlin, 25.9.1927. a.a.O., Nr. 2764.
- 14 Olga Tschechowa, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, 19.5.1929. a.a.O., Nr. 2765. Der Begriff *Pretschistenski* (rein – angewandt auf die Jungfrau Maria) war den Bolschewiken zu religiös. Daher wurde der Boulevard nach dem Schriftsteller Nikolai Gogol umbenannt.
- 15 23.9.1929, ebenda, Nr. 2766.
- 16 Olga Tschechowa in den USA siehe Renata Helker und Claudia Lenssen: *Der Tschechow-Clan*, S. 120 ff.
- 17 Lew Knipper in: *Sowjetskaja muzyka* [Sowjetische Musik, Zeitschrift] 12/1978, S. 89.
- 18 Ebenda.
- 19 Lew Knipper, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, Leningrad, 13.2.1927. MMChAT, K-Ch, Nr. 2739.
- 20 Lew Knipper, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, Leningrad, 18.7.1927. Ebenda, Nr. 2741.

- 21 Siehe *Sowjetskaja muzyka*, a.a.O.
- 22 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 25.9.2003.
- 23 Zu Olga Knipper-Tschechowa als Informantin am Moskauer Künstlertheater: Der Tschechow-Biograf Professor Donald Rayfield machte mich aufmerksam auf «plausiblen Klatsch am Moskauer Künstlertheater. So behauptete der Schauspieler Mark Prudkin, Olga habe zu einem ihrer skandalös zahlreichen und sehr jungen Geliebten gesagt: ‚Wenn du mich besonders zärtlich liebst, rette ich dich [vor dem NKWD].»‘ Sicher war Olga Knipper-Tschechowa in mehr Theaterintrigen involviert und agierte skrupelloser, als aus den stark bereinigten Versionen ihrer Briefe zu ersehen ist. Daraus ist all der hässliche Klatsch entfernt worden, der von ihr ausging und dessen Opfer sie selbst wurde. Ihre deutsche Herkunft und ihre Ehe mit Anton Tschechow gaben zu vielen feindseligen Bemerkungen Anlass, von denen die meisten sicher unbegründet waren.
- 24 Sergej Tschechow, unveröffentlichte Erinnerungen, a.a.O.
- 25 Ada Knipper an Olga Knipper-Tschechowa, Paris, 10.12.1931. MMChAT, K-Ch, Nr. 2574.
- 26 Zu Ljubow Sergejewna Salesskaja und dem Leben am Gogolewski-Boulevard siehe Gespräch mit Andrej Knipper, 22./23.9.2002.
- 27 Lew Knipper in: *Sowjetskaja muzyka*, a.a.O.

14. Die Jahre des Totalitarismus

- 1 Siehe Sebastian Haffner: *Geschichte eines Deutschen – Die Erinnerungen 1914-1933*. Stuttgart 2000, S. 117.
- 2 Zit. nach Michael Burleigh: *The Third Reich*. London 2000, S. 286.
- 3 Dieser Film faszinierte dadurch, dass eine einzige Szene darin 160 Filmmeter umfasst.
- 4 Zit. nach Wladimir Knipper: *Pora galljuzinazij*, S. 10.
- 5 Viktor Semjonowitsch Abakumow wurde 1908 geboren. Sein Vater war Heizer, seine Mutter Wäscherin. Zum NKWD stiess er 1932 und übernahm 1939 dessen Dienststelle in Rostow. Infolge der Säuberungen und der Lücken, die dadurch entstanden, wurde er am 26. September zum stellvertretenden Leiter des Kommissariats des NKWD ernannt.
- 6 AD-MTM, Bestand Wladimir Knipper, Akte 22.
- 7 Siehe Friedemann Beyer: *Die Ufa-Stars im Dritten Reich – Frauen für Deutschland*. München 1991, S. 7.
- 8 Zu Blondi siehe Traudl Junge: *Bis zur letzten Stunde – Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben*. München 2002, S. 92. Zu Zarah Leander (1907-1981) und dem so-

- wjetischen Geheimdienst siehe: *The Times*, 11.7.2003; Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24.9.2003. Soja Rybkina agierte unter dem Decknamen «Jarzewa».
- 9 Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*, S. 133.
 - 10 Ebenda, S. 133 ff. Siehe auch Wladimir Knipper, S. 47.
 - 11 Traudl Junge: *Bis zur letzten Stunde*, S. 108.
 - 12 Zit. nach Friedemann Beyer: *Die Ufa-Stars im Dritten Reich*, S. 13.
 - 13 Lida Baarová kam erst 1975 wieder nach Deutschland, um eine Rolle in Rainer Werner Fassbinders Film *Die bitteren Tränen der Petra von Kant* zu übernehmen.
 - 14 Zit. nach Vitalij Sentalinskij: *Das auferstandene Wort*, S. 462.
 - 15 Zit. nach ebenda, S. 505.
 - 16 Constantin Stanislawsky: *My Life in Art*. Boston 1924, S. 566.
 - 17 Lew Knipper: *Sowjetskaja muzyka*, a.a.O.
 - 18 Sentalinskij, a.a.O., S. 303 f.
 - 19 Lew Knipper, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, 16.2.1932. MMChAT, K-Ch, Nr. 2744.
 - 20 Wladimir Knipper, S. 112.
 - 21 Gespräche mit Andrej Knipper am 22./23.9.2002.
 - 22 Ada Knipper, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, Berlin, 9.10.1936. MM ChAT, K-Ch, Nr. 2575.
 - 23 Siehe Renata Helker und Claudia Lenssen: *Der Tschchow-Clan*, S. 162.
 - 24 Teil 1, Bd. 3/II, S.250.
 - 25 Ada Knipper, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, Brüssel, 23.1.1937. MM ChAT, K-Ch, Nr. 2577.
 - 26 Ada Knipper, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, Berlin, 17.11.1937. Ebenda, Nr. 2578.

15. Der Grosse Terror

- 1 Wladimir Knipper: *Pora galljuzinazij*, S. 58 f.
- 2 Ossip Mandelstam: *Mitternacht in Moskau. Die Moskauer Hefte – Gedichte 1930-1934*. Zürich 1986, S. 16 f.
- 3 Oleg Gordiewsky und Christopher Andrew: *KGB*, S. 181.
- 4 Vitalij Sentalinskij: *Das auferstandene Wort*, S. 388.
- 5 Ada schickte Postkarten, in denen um das Dokument gebeten wurde.
Siehe AD-MTJ.
- 6 Siehe RGALI, 2316/3/146.
- 7 Wladimir Knipper, S. 107.

- 8 Lew Knipper, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, Jalta, 4.4.1937. MMChAT, K-Ch, Nr. 2745.
- 9 Lew Knipper, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, Jalta, 25.4.1937. Ebenda, Nr. 2746.
- 10 Wladimir Knipper, S. 140.
- 11 Leo Rabeneck: «Poslednye minuty Tschechowa» [Tschechows letzte Minuten]. In: *Wosroschdenie* [Auferstehung]. Paris, Bd. 84, Dezember 1958, S. 62.
- 12 Joseph Goebbels: Tagebuch, Teil 1, Bd. 3, S. 294; Bd. 6, S. 338.
- 13 Valentin Berezchkov: *On Diplomatie Mission*. S. 109.
- 14 AD-MTM, Bestand W.W. Knipper, Akte 22.
- 15 Goebbels: Tagebuch, Teil 1, Bd. 6, S. 93.
- 16 Ebenda, S. 337.
- 17 Ebenda, S. 348.
- 18 AD-MTM, a.a.O.
- 19 Ebenda.
- 20 Lew Besymenski in: *Die Zeit*, 15.10.1993.
- 21 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24.9.2003.
- 22 Gespräch mit General Nikolai Baldanow, 18.10.2003.
- 23 Zu General Baldanows Festnahme und Hinrichtung berichtet der Oberstleutnant der Staatssicherheit Igor Alexandrowitsch Schtschors: Nachdem Baldanow Rüstungsfabriken in Frankreich und Deutschland besichtigt hatte, wurde er – wahrscheinlich von einem Delegationsmitglied – beschuldigt, französischer Agent zu sein. Man verurteilte ihn zu zehn Jahren Haft ohne das Recht auf Postempfang.

Schtschors hatte Einsicht in Baldanows Akte, in der er drei Petitionen von Kollegen aus dem Sicherheitsdienst fand, die seine Feilassung befürworteten. Die Antwort war stets die gleiche: «Seine Verbrechen sind zu schwer, als dass der Fall noch einmal überprüft werden könnte.» Schtschors engagierte sich in der Sache, als Maria Garikowna ihn 1943 oder 1944 einmal zum Tee einlud. Sie war eine sehr kluge Frau, weshalb er sicher war, dass sie ihre Gründe für diese Einladung hatte. Zunächst stellte sie ihm in ihrer charmanten, lockeren Art einige Fragen. Dann zeigte sie ihm einen Brief, in dem sie die Führung des Sicherheitsdienstes zu einer Neubewertung des Falles ihres Mannes bat.

Sie schrieb, jetzt, da sie Treue und Opferbereitschaft für ihr Land bewiesen habe, werde man ihr vielleicht mehr vertrauen und glauben, dass ihr Ehemann unschuldig sei. Sie bat Schtschors, den Brief seinen Vorgesetzten zu übergeben. Er riet ihr, sie sollte ihn in den Briefkasten für Gesuche im Hauptgebäude der Institution am Dserschinski-Platz (jetzt Lubjanka-Platz) werfen. Der Brief

erreichte seinen Adressaten. Einige Zeit später beauftragte Sudoplatow Schtschors, Baldanow im Lager ausfindig zu machen und seine Entlassung zu erwirken, wenn er nicht zu einer weiteren Strafe verurteilt worden sei. Schtschors fand das Lager heraus, in dem Baldanow einsass. Von dort kam die Antwort, dieser sei bereits 1939 (lange vor den Gnadengesuchen) an Typhus gestorben. Schtschors liess nachprüfen, ob es dort in jener Zeit Fälle von Typhus gegeben habe. Die Antwort war negativ. Siehe Gespräch mit Igor Schtschors, 7.12.2003.

- 24 Zu Maria Garikowna und Berija siehe Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24.9.2003, sowie mit Soja Sarubina, 25.9.2003.
- 25 Gespräche mit Andrej Knipper, 22./23.9.2002.
- 26 Zu Lews Mission in Polen siehe Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, a.a.O.

16. Feindliche Fremde

- 1 Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*, S. 179.
- 2 Ebenda, S. 180.
- 3 Valentin Berezchkov: *History in the Making*. Moskau 1982, S. 20.
- 4 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 25.9.2003. Zu Merkulow in Berlin siehe auch Oleg Gordiewsky und Christopher Andrew: *KGB*, S. 322.
- 5 Valentin Berezchkov, a.a.O., S. 27.
- 6 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24.9.2003.
- 7 Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*, S. 165.
- 8 Wladimir Knipper: *Pora galljuzinazij*, S. 96.
- 9 Gespräch mit Igor Schtschors, 7.12.2003.
- 10 Wladimir Knipper, a.a.O., S. 47.

17. Moskau 1941

- 1 Zit. nach N. Turowskaja: *Olga Leonardowna Knipper-Tschechowa*, S. 8.
- 2 Lew Knipper: *Sowjetskaja muzyka*, 12/1978, S. 89.
- 3 Lew Knipper, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, 23.6.1941. MMChAT, K-Ch, Nr. 2748.
- 4 Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*, S. 176 f.
- 5 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Wladimir Knipper, 7.9.1941. In: Wladimir Knipper: *Pora galljuzinazij*, S. 61.
- 6 Sofia Baklanowa, Brief an Wladimir Knipper, 11.9.1941, ebenda.
- 7 Gespräch mit Wadim Schwerubowitsch, 25.9.2003. Siehe auch: *Moskowski*

- Chudoschestwenny Teatr – 100 let* [Hundert Jahre Moskauer Künstlertheater].
Bd. II, Moskau 1998.
- 8 Wladimir Knipper, S. 70.
 - 9 Ebenda, S. 15.
 - 10 Siehe Michael Parrish: *The Lesser Terror*, S. 99.
 - 11 Wladimir Knipper, S. 19f.
 - 12 Ebenda, S. 49.
 - 13 Gespräch mit Alexander Melikow (Maria Garikownas Neffe), 18.10.2003.
 - 14 Zu Sudoplatows Rolle siehe Oleg Gordiewsky und Christopher Andrew: *KGB*, S. 394. Generalleutnant Pawel Anatoljewitsch Sudoplatow war im Zweiten Weltkrieg Leiter des Partisanenbüros des NKWD und nach dem Krieg des Spez-Büros, das Mordanschläge im Ausland ausführte. Sudoplatows Stellvertreter, Generalmajor Naum Isaakowitsch Eitingon, hatte die Ermordung Trotzki organisiert.
 - 15 Pawel Sudoplatow: *Der Handlanger der Macht*, S. 174f.
 - 16 Gespräch mit Soja Sarubina, 26.9.2003.
 - 17 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24.9.2003.
 - 18 Nach Beendigung ihrer Tätigkeit als Verbindungsoffizier zu Lew Knipper und Maria Garikowna übersetzte Soja Sarubina alle Dokumente, die sowjetische Agenten im Rahmen von «Manhattan», dem geheimen Atombomben-Projekt der USA, nach Moskau schleusten. Gespräch mit Soja Sarubina, a.a.O.
 - 19 Lew Knipper, Brief an Olga Knipper-Tschechowa, Moskau, 19.10.1941, MM ChAT, K-Ch, Nr. 2748. Diesen Brief überbrachte ein Freund Lews namens Sidorenko, sodass der NKWD ihn wohl kaum zensiert haben dürfte.
 - 20 Gespräch mit Soja Sarubina, a.a.O.
 - 21 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24.9.2003.
 - 22 Sudoplatow und Sarubina sind überzeugt, Lew und Maria Garikowna hätten den Auftrag gehabt, nach Deutschland zu gehen und Kontakt zu Olga Tschechowa aufzunehmen. Igor Schtschors dagegen ist der Meinung, Lews Zielperson sei Franz von Papen in der Türkei gewesen.
 - 23 Zit. nach Alexander Werth: *Russland im Krieg 1941-1945*. München 1965, S. 188.
 - 24 Olga Knipper-Tschechowa, Telegramm an Lew Knipper, Tiflis, 6.12.1941. Sammlung S.M. Tschechow, RGALI 2540/1/36.
 - 25 Olga Tschechowa, S. 181.

18. Der Krieg trennt eine Familie

- 1 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Wladimir Leonardowitsch Knipper, Tiflis, 3.1.1942. In: Wladimir (Wladimirowitsch) Knipper: *Poragalljuzinazij*, S. 122 f.
- 2 Lew Knipper: *Wospominania, dnewniki, sametki*, S. 94.
- 3 Lew Knipper, *Sowjetskaja muzyka*, 12/1978, S. 89.
- 4 Wladimir Knipper, S. 114.
- 5 Gespräch mit Andrej Knipper, 22./23.9.2002.
- 6 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Wladimir Leonardowitsch Knipper, Tiflis, 14.1.1942. In: Wladimir Knipper, S. 123.
- 7 Olga Knipper-Tschechowa Brief an Wladimir Leonardowitsch Knipper, Tiflis, 26.3.1942. Ebenda, S. 134f.
- 8 Anatoli Sudoplatow ist der Meinung, es sei Lew Knipper gewesen, der sich mit Miklaschewski treffen sollte. Andere sowjetische Geheimdienstexperten wie Boris Wolodarski halten das für ziemlich unwahrscheinlich. Er glaubt, der NKWD habe zwei voneinander unabhängige Operationen gegen Hitler organisiert. Inzwischen ist Igor Schtschors, wie bereits erwähnt, sicher, dass Lew an dem Mordkomplott gegen Papen in der Türkei beteiligt war. Siehe Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24.9.2003; E-Mail von Boris Wolodarski an den Autor, 13.11.2003; Gespräch mit Igor Schtschors, 7.12.2003.
- 9 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24.9.2003. Der NKWD hatte – offenbar um Stalin zu gefallen, der Trotzki unbedingt loswerden wollte – grosses Interesse an Mordanschlägen. Kim Philbys ursprüngliche Aufgabe in Spanien sah vor, die Ermordung General Francos zu organisieren.
- 10 Gespräch mit Igor Schtschors, 7.12.2003. Er war Lews Zahlmeister und bestätigte somit, dass dieser bezahlter Agent des NKWD war.
- 11 RGASPI, 558/11/66.
- 12 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 25.9.2003.
- 13 Jewgenia Tschechowa in: J.M. Sacharowa (Hrsg.): *Wokrug Tschechowa*, S. 210.
- 14 Zum Verhältnis von Olga Tschechowa und Maria Tschechowa gab der Direktor des Tschechow-Museums in Jalta Auskunft.
- 15 Zit. nach Traudl Junge: *Bis zur letzten Stunde*, S. 81.
- 16 So z.B. *Deutsche Wochenschau, Zwölf-Minuten-Magazin*. BA-FA, Ufa 3246/1944.
- 17 Ich bin Vadim Glowna zu grossem Dank verpflichtet, dass er mich darauf aufmerksam gemacht hat. Aus der offiziell gezeigten Wochenschau wurde dieses Material herausgeschnitten. BA-FA, *Deutsche Wochenschau*, 651/ 1943 / Rolle 1.

- 18 Gespräch mit Wadims Tochter Maria Wadimowna Schwerubowitsch, 25.9.2003.
- 19 Siehe Hal Erickson: *All Movie Guide*, MSN Entertainment. Der *Song of Russia* basierte auf dem Roman *Scorched Earth* von Leo Mittler.
- 20 Gespräch mit Igor Schtschors, 7.12.2003.
- 21 Wladimir Steschenski, zit. nach Wladimir Knipper, S. 176.
- 22 Sergej Tschechow, unveröffentlichte Memoiren, a.a.O.
- 23 In Tirol drehte Olga wahrscheinlich den Film *Mit meinen Augen*, der erst Anfang 1945 in die Kinos kam. Es war eine der letzten Filmproduktionen des Dritten Reiches. Zu den Lieferungen auf den «Berghof» siehe Wladimir Knipper, S. 190.
- 24 Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*, S. 195.
- 25 Sergo Berija, *Moi otez – Lawrenti Berija* [Mein Vater Lawrenti Berija]. Moskau 1994, S. 127.
- 26 Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*, S. 211 f.

19. Berlin und Moskau 1945

- 1 Gespräch mit Albert Sumser, 26.9.2003.
- 2 Olga Tschechovas handschriftliche Aussage in Moskau ohne Unterschrift und Datum stammt ziemlich sicher vom Mai 1945. Siehe AD-MTM, Bestand W.W. Knipper, Akte 22.
- 3 Bericht Abakumows vom 15.2.1945. Staatsarchiv der Russischen Föderation (GARF), 9401/2/93, S. 6-15.
- 4 Sofia Baklanowa, Brief an Wladimir Knipper, 2.4.1945. AD-MTM, a.a.O.
- 5 Zu ihrem eigenen Haushalt gehörten zu dieser Zeit neben ihr selbst Tochter Ada, Enkelin Vera, ein Zimmermädchen und eine russische Schneiderin.
- 6 Friedemann Beyer: *Die Ufa-Stars im Dritten Reich*, S. 15.
- 7 Siehe Boris Glasunow, Verhör durch Hauptmann Tereschtschenko, Vernehmungsoffizier von SMERSCH bei der Gruppe der sowjetischen Besatzungstruppen in Deutschland, 10. 10. 1945. AD-MTM, a.a.O.
- 8 Ada Knipper an Olga Knipper-Tschechowa, Berlin, 26.4.1945. MMCHAT, K-Ch, Nr. 2580.
- 9 Zit. nach Wladimir Knipper: *Pora galljuzinazij*, S. 180.
- 10 Gespräch mit Albert Sumser, 15.10.2003.
- 11 Zum Verhör von Oberst Schkurin siehe AD-MTM, a.a.O.
- 12 Peter Deriabin: *Inside Stalins Kremlin*. Washington D.C. 1998, S. 59. Deriabin war damals Offizier in der Verwaltung Personenschutz des NKWD, die für die

- sowjetische Führung arbeitete, und daher in solche Dinge eingeweiht.
- 13 *Wojnyje archivy Rossii* [Die Militärarchive Russlands, Zeitschrift] 1 /1993, S. 208 ff
 - 14 I. I. Kusnezow: «Stalin's Minister V. S. Abakumov 1908-1954», in: *Journal of Slavic Military Studies* 12/1999, 1, S. 149 f
 - 15 Alexander Solschenizyn: *Der Archipel Gulag*. Bd. 1, Reinbek 1991, S. 122.
 - 16 Zum Verhältnis von Abakumow und Berija siehe Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 25.9.2003.
 - 17 Siehe AD-MTM, a.a.O.
 - 18 Nach Professor Sudoplatow stellen die freigegebenen Papiere nur einen winzigen Teil der Dokumentation des gesamten Falles dar. Es handelt sich dabei um die Aussagen gegenüber SMERSCH, dessen Vernehmer von Olgas tatsächlichem Verhältnis zum NKWD nichts wussten. Das Schlüsseldokument, wenn ein solches Papier überhaupt existiert, wäre ihre Aussage im NKWD gegenüber Berija und Merkulow. Aber diese wird wohl nie veröffentlicht werden, hat doch der KGB offiziell bestritten, dass überhaupt weitere Papiere existieren.
 - 19 Zum Verhältnis Olga Tschechovas zum sowjetischen Geheimdienst siehe auch Sergo Berija: *Moi otez – Lawrenti Berija*, S. 123-130; Michael Parrish: *The Lesser Terror*, S. 126 und 317; Peter Deriabin: *Inside Stalin's Kremlin*, S. 59f.; Pawel Sudoplatow: *Raswedka i Kreml*, S. 146 und 159; Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 25.9.2003.
 - 20 Sergo Berija, ebenda, S. 123-130.
 - 21 AD-MTM, a.a.O.
 - 22 Gespräch mit Wadim Schwerubowitsch, 25.9.2003.
 - 23 Lew Knipper, Brief an Wladimir Knipper, 25.9.1945, AD-MTM, a.a.O. Anscheinend hat entweder Olga Knipper-Tschechowa sich selbst um zwei Jahre jünger gemacht, oder die sowjetischen Behörden gingen von der Annahme aus, das Datum ihrer Geburt sei der 22.9.1868. Folglich hätte sie ihren 75. Geburtstag schon im Jahr 1943 feiern müssen.

20. Rückkehr nach Berlin

- 1 Lews Sohn ist sicher, dass sein Vater nach dem Krieg nicht mehr ins Ausland reiste ausser in die DDR. Und er meint auch zu wissen, dass er nie wieder etwas von Olga hörte. Gespräch mit Andrej Knipper, 22.9.2002.
- 2 AD-MTM, a.a.O.
- 3 AD-MTM, a.a.O.

- 4 Olga Tschechowa, Postkarte an Maria Tschechowa, 2.8.1945. AD-MTJ.
- 5 Olga Tschechowa an Olga Knipper-Tschechowa, Berlin, 2.8.1945. ADMTM, a.a.O.
- 6 Olga Tschechowa an Viktor Abakumow, 18.10.1945. AD-MTM, a.a.O.
- 7 Selenin, Brief an Viktor Abakumow, Berlin, 22.10.1945. AD-MTM, a.a.O.
- 8 *Kurier*, Berlin, 14. und 19.11.1945. Dazu die entsprechende Korrespondenz in AD-MTM, a.a.O.
- 9 Die Überschrift des Dokuments lautet: «Von Berija an Serow, 21.11.1945. Kopie an Abakumow. Kopie an Merkulow. Höchste Geheimhaltungsstufe.» AD-MTM a.a.O.
- 10 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24.9.2003.

21. Nach dem Krieg

- 1 Gespräch mit Maria Schwerubowitsch, 25.9.2003.
- 2 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Ada Knipper, 17.1.1947. Privataarchiv Knipper/Tschechowa, Berlin (PAK/T).
- 3 Ebenda.
- 4 Olga Knipper-Tschechowa, Brief an Ada Knipper, 18.7.1948. PAK/T.
- 5 Gespräch mit Andrej Knipper, 22.9.2002.
- 6 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24.9.2003.
- 7 Gespräch mit Alexander Melikow, 18.10.2003.
- 8 Gespräch mit Tatjana Gaidamowitsch, 4.1.2003.
- 9 Gespräch mit Alexander Melikow, a.a.O.
- 10 Siehe Vitalij Shentalinskij: *Das auferstandene Wort*, S. 533. Schostakowitsch erhielt 1957 den Leninpreis.
- 11 *Sowjetskaja muzyka* 12/1978, S. 89.
- 12 Gespräch mit Igor Schtschors, 7.12.2003.
- 13 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24.9.2003. Abakumows Leidensweg dauerte an. Als schlimmsten Fehler warf man ihm vor, er habe Stalin den Verdacht vorenthalten, Schdanows Ärzte könnten für dessen Tod verantwortlich sein. Als Stalin dann den «Kosmopolitismus» zum Tatbestand des Hochverrats erwählte, beschuldigte man Abakumow, er sei «nicht aktiv gegen die Zionisten vorgegangen». Stalins Ausländerfeindlichkeit nahm nun die Form des Antisemitismus an. Weitere Vorwürfe gegen Abakumow waren der Missbrauch staatlicher Mittel und, wie bereits erwähnt, «Verletzung der Grundsätze der kommunistischen Moral». Im Dezember 1954 wurde Abakumow vor Gericht gestellt und zur «Höchststrafe, dem Tod durch Erschiessen» verurteilt. Siehe Peter Deriabin: *Inside Stalins Kremlin*, S. 176.

- 14 Ebenda, S. 59f.
- 15 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24. 9. 2003.
- 16 Gespräch mit dem ehemaligen Oberst des KGB Eduard Scharapow, 22. 9. 2003. Siehe auch Pawel Sudoplatow: *Der Handlanger der Macht*, S. 422 und 425.
- 17 Zit. nach Lew Besymenski in: *Die Zeit*, 15. 10. 1993.
- 18 Gespräch mit Eduard Scharapow, 22. 9. 2003.
- 19 Gespräch mit Soja Sarubina, 26. 9. 2003, und mit Alexander Melikow, 18. 10. 2003.
- 20 Sergej Tschechow, unveröffentlichte Memoiren, a. a. O. Mischa hinterließ seine kleine Ranch in Kalifornien Ada (seiner Tochter mit Olga Tschechowa), doch diese kam 1966 bei einem Flugzeugabsturz ums Leben.
- 21 Siehe Renata Helker und Claudia Lenssen: *Der Tschechow-Clan*, S. 210f.
- 22 Gespräch mit Renata Helker, 13. 10. 2003.
- 23 Renata Helker und Claudia Lenssen, S. 214.
- 24 Gespräch mit Anatoli Sudoplatow, 24. 9. 2003, und mit Eduard Scharapow, 22. 9. 2003. Dazu schrieb Berijas Sohn Sergo: »Olga Tschechowa wurde für ihre Spionagetätigkeit belohnt. Die Sowjetunion sicherte sie finanziell ab. Aber sie hat niemals Auszeichnungen erhalten. Und niemand im Westen konnte je beweisen, dass sie eine Agentin der Sowjetunion war.« A. a. O., S. 123–130.
- 25 Zit. nach Lew Besymenski in: *Die Zeit*, 15. 10. 1993.
- 26 Wladimir Knipper: *Pora galljuzinazij*, S. 179.
- 27 Lew Knipper, Brief an Ada Knipper, 9. 5.1974. PAK/T. Lew schrieb auch ein Ballett, *Die Quelle des Glücks*, das auf tadschikischer Volksmusik beruht. Siehe *Sowjetskaja muzyka*, a. a. O. Siehe außerdem Gespräch mit Tatjana Gaidamowitsch, 26. 9. 2003.
- 28 Olga Tschechowa, Brief an Ada Knipper, 28. 11. (?). PAK/T.
- 29 Gespräch mit Vera Tschechowa, 16.10. 2003.

Interviewte Personen

Lew Alexandrowitsch Besymenski (ehern. GRU-Major), Prof. Tatjana Alexejewna Gaidamowitsch (Lew Knippers Witwe), Vadim Glowna (Exehemann von Olga Tschechowa Enkelin Vera), Andrej Ljowitsch Knipper (Sohn Lew Knippers), Alexander Alexandrowitsch Melikow (Maria Melikowas Neffe), Eduard Prokofjewitsch Scharapow (ehern. KGB-Oberst), Igor Alexandrowitsch Schtschors (ehern. KGB-Oberst), Maria Wadimowna Schwerubowitsch (Enkelin Wassili Katschallows), Prof. Anatoli Pawlowitsch Sudoplatow (Sohn von General Pawel Sudoplatow), Albert Sumser (Leichtathletiktrainer, Liebhaber Olga Tschechowa 1945), Vera Tschechowa (Enkelin Olga Tschechowa), Soja Wassiljeewna Sarubina (ehern. Hauptmann Erstes Direktorat NKWD, Verbindungsoffizier Lew Knippers und Maria Garikownas)

Ausgewählte Literatur

- Anne Applebaum: *Der Gulag*. Berlin 2003
- Antony Beevor: *Berlin 1945 – Das Ende*. München 2002
- Jean Benedetti: *Stanislawski*. London 1988
- Jean Benedetti (Hrsg.): *The Moscow Art Theatre Letters*. New York 1991
- Valentin Berezchkov: *On Diplomatie Mission*. Moskau 1972
- Valentin Berezchkov: *History in the Making*. Moskau 1982
- Valentin Berezchkov: *At Stalin's Side*. New York 1994
- Sergo Berija: *Moi otez – Lawrenti Berija*. Moskau 1994
- Friedemann Beyer: *Die Ufa-Stars im Dritten Reich – Frauen für Deutschland*.
München 1991
- Friedemann Beyer: *Die Gesichter der Ufa*. München 1992
- Georgette Bonner: *Hommage an Michael Tschschow*. Zürich 1994
- Michael Burleigh: *Die Zeit des Nationalsozialismus – Eine Gesamtdarstellung*.
Frankfurt/Main 2000
- Michael Burleigh: *The Third Reich*. London 2000
- Michail A. Cechov: *Leben und Begegnungen-Autobiographische Schriften*.
Stuttgart 1992
- Michail A. Cechov: *Die Kunst des Schauspielers – Moskauer Ausgabe*.
Stuttgart 1998
- Peter Deriabin: *Inside Stalins Kremlin*. Washington D.C. 1998
- Ilja Ehrenburg: *Menschen, jahre, Leben*. Memoiren, Bd. 3. Berlin 1978
- Orlando Figes: *Die Tragödie eines Tölkes – Die Epoche der russischen Revolution
1891-1924*. Berlin 1998
- Oleg Gordiewsky/Christopher Andrew: *KGB – Die Geschichte seiner Auslands-
operationen von Lenin bis Gorbatschow*. München 1990
- Sebastian Haffner: *Geschichte eines Deutschen – Die Erinnerungen 1914-1933*.
Stuttgart 2000
- Renata Helker/Claudia Lenssen: *Der Tschschow-Clan*. Berlin 2001
- Traudl Junge: *Bis zur letzten Stunde – Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben*.
München 2002

- N.D. Karpow: «Krim – Gallipoli – Balkany», in: *Wojenno-istoritscheski archiw* [Militärgeschichtliches Archiv] 16.1.2001
- Wassili Katschalow: *Sbornik statej, wospominanij, pisem* [Artikel, Erinnerungen und Briefe]. Moskau 1954
- Lew Knipper: *Wbospominania, dnewniki, sametki* [Erinnerungen, Tagebücher und Notizen]. Moskau 1980
- Wladimir Knipper: *Pora galljuzinazij* [Zeit der Halluzinationen]. Moskau 1995
- W. Komissarschewski, *Teatry Moskwy* [Die Moskauer Theater]. Moskau 1959
- I.I. Kusnezow: «Stalin's Minister V.S. Abakumov 1908-1954», in: *Journal of Slavic Military Studies*, 12, 1999, 1
- Janet Malcolm: *Reading Chekhov*. New York 2001
- Herbert Marshall: *The Russian Theatre*. New York 1977
- Simon Sebag Montefiore: *Stalin – The Court of the Red Tsar*. London 2003
- Michael Parrish: *The Lesser Terror – Soviet State Security, 1939-1953*. Westport, Conn., 1996
- Wladimir Pescherski: *Krassnaja kapella* [Die Rote Kapelle]. Moskau 2000
- Harvey Pitcher: *Chekhov's Leading Lady*. London 1979
- Cathy Porter/Mark Jones: *Moscow in World War II*. London 1987
- Lev L. Rabeneck, «Serdze Tschechowa» [Tschechows Herz], in: *Wosroschdenie* [Auferstehung], vol. 92. Paris, August 1959
- Donald Rayfield: *The Cherry Orchard-Catastrophe and Comedy*. London 1994
- Donald Rayfield: *Anton Chekhov*. New York 1997
- J.M. Sacharowa [Hrsg.]: *Wokrug Tschechowa* [In Tschechows Umkreis] – Erinnerungen. Moskau 1990
- Vitalij Shentalinskij: *Das auferstandene Wort-Verfolgte russische Schriftsteller in ihren letzten Briefen, Gedichten und Aufzeichnungen*. Bergisch Gladbach 1996
- Larry Sitsky: *Music of the Repressed Russian Avant-Garde*. Westport, Conn., 1994
- David Solotnizki: *Meyerhold – Affäre mit der Sowjetmacht*. Moskau 1999
- Alexander Solschenizyn: *Der Archipel Gulag*. 2 Bde., Reinbek 1991
- Konstantin Stanislawski: *Mein Leben in der Kunst*. Berlin 1991
- Konstantin Stanislawski: *Sobranie sotschinenij* [Gesammelte Werke]. 8 Bde., Moskau 1951-1964
- Constantin Stanislawsky: *My Life in Art*. Boston 1924
- Pawel Sudoplatow: *Der Handlanger der Macht – Enthüllungen eines KGB-Generals*. Düsseldorf 1994
- Pawel Sudoplatow: *Raswedka i Kreml* [Die Aufklärung und der Kreml]. Moskau 1996
- Olga Tschechowa: *Ich verschweige nichts!* Berchtesgaden 1952
- Olga Tschechowa: *Frau ohne Alter*. München 1952

- Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders – Erinnerungen*. München 1973
- M. Turowskaja: *Olga Leonardowna Knipper-Tschechowa 1868-1959*.
Moskau 1959
- Alexander Werth: *Russland im Krieg 1941-1945*. München 1965
- W.J. Wilenkin [Hrsg.]: *Olga Leonardowna Knipper-Tschechowa 1868-1959*.
Bd. II: *Perepiska O. L. Knipper-Tschechowoi, Vospominania ob O.L. Knipper-Tschechowoi* [Die Korrespondenz Olga Knipper-Tschechovas, Erinnerungen an Olga Knipper-Tschechowa]. Moskau 1972
- W.J. Wilenkin: *Katschalow*. Moskau 1976
- Witali Wolf: *Teatralny doschd* [Theaterregen]. Moskau 1998

Olga Tschechowa's Filme

- 1917 *Anja Krajowa*
- 1918 *Cagliostro*
Die letzten Abenteuer des
Arsène Lupin
- 1921 *Schloss Vogelöd* Friedrich W. Murnau
Hochstapler
Violet
- 1922 *Der Todesreigen* William Karfiol
Tatjana
- 1923 *Puppenhaus*
Nora Berthold Viertel
Die Pagode Olga Tschechowa
Der Kampf ums Ich
Der verlorene Schuh
Die Fahrt ins Glück
- 1924 *Soll und Haben*
Die Venus vom Montmartre
Die Bacchantin
Das Meer
- 1925 *Mädels von heute*
Die Millionenkompagnie
Das alte Ballhaus
Soll man heiraten?
Der Mann aus dem Jenseits /
Feldgrau
Die Stadt der Versuchung
- 1926 *Trude, die Sechzehnjährige*
Der Feldherrnhügel
Der Mann im Feuer

	<i>Sein großer Fall</i>	
	<i>Das Kreuz im Moor</i>	
	<i>Familie Schimeck</i>	
	<i>Die Gesunkenen</i>	Rudolf Walther-Fein
	<i>Brennende Grenze</i>	
	<i>Die Mühle von Sanssouci</i>	
1927	<i>Der Florentinerhut /</i>	René Clair
	<i>Le Chapeau de Paille d'Italie</i>	
	<i>Diane – Die Geschichte einer</i>	
	<i>Pariserin</i>	
	<i>Feuer</i>	
	<i>Die selige Exzellenz</i>	
	<i>Der Meister der Welt</i>	
1928	<i>Moulin Rouge</i>	Ewald André Dupont
	<i>Marter der Liebe</i>	
	<i>Weib in Flammen</i>	Olga Tschechowa
	<i>1812</i>	
	<i>After the Verdict / Die Siegerin</i>	
1929	<i>Stud. chem. Helene Willführ</i>	
	<i>Blutschande</i>	
	<i>Irrlichter</i>	
	<i>Auf Befehl der Republik</i>	
	<i>Die Liebe der Brüder Rott</i>	
1930	<i>Die Drei von der Tankstelle</i>	
	<i>Der Narr seiner Liebe</i>	Olga Tschechowa
	<i>Liebling der Götter</i>	
	<i>Liebe im Ring</i>	
	<i>Troika</i>	
	<i>Der Detektiv des Kaisers</i>	
	<i>Die große Sehnsucht</i>	
	<i>Zwei Krawatten</i>	
	<i>Ein Mädel von der Reeperbahn</i>	
	<i>Love on Command / Liebe</i>	
	<i>auf Befehl</i>	
	<i>Mary / Sir John greift ein</i>	Alfred Hitchcock
1931	<i>Liebelei</i>	Max Ophüls
	<i>Panik in Chicago</i>	
	<i>Die Nacht der Entscheidung</i>	Dmitri Buchowetzki
	<i>Das Konzert</i>	Leo Mittler
	<i>Nachtkolonne</i>	

1932	<i>Der Choral von Leuthen Trenck Die Galavorstellung der Fratellini/Spione im Savoy-Hotel</i>	Carl Froelich
1933	<i>Ein gewisser Herr Gran Wege zur guten Ehe Der Polizeibericht meldet Um ein bisschen Glück Heideschulmeister Uwe Karsten</i>	Gerhard Lamprecht Adolf Trotz Georg Jacoby Carl Heinz Wolff
1934	<i>Maskerade Peer Gynt Maria Walewska Zwischen zwei Herzen Die Welt ohne Maske Was bin ich ohne dich! Abenteuer eines jungen Herrn in Polen Regine Der General</i>	Willi Forst Fritz Wendhusen Herbert Selpin Harry Piel Arthur Maria Rabenalt Gustav Fröhlich Erich Waschneck
1935	<i>Lockspitzel Asew Liebesträume Künstlerliebe Ein Walzer um den Stefansturm Chemin de Paradis Die ewige Maske Sylvia und ihr Chauffeur</i>	Piel Jutzi Heinz Hille Fritz Wendhausen J. A. Hübler-Kahla Werner Hochbaum
1936	<i>Der Favorit der Kaiserin Burgtheater L'argent Hannerl und ihre Liebhaber Seine Tochter ist der Peter</i>	Werner Hochbaum Willi Forst Werner Hochbaum Heinz Helbig
1937	<i>Liebe geht seltsame Wege Unter Ausschluss der Öffentlichkeit Die gelbe Flagge L'amour Gewitterflug zu Claudia</i>	Hans Heinz Zerlett Paul Wegener Gerhard Lamprecht Erich Waschneck
1938	<i>Zwei Frauen</i>	Hans Heinz Zerlett

	<i>Das Mädchen mit dem guten Ruf</i>	Hans Schweikart
	<i>Rote Orchideen</i>	Nunzio Malasomma
	<i>Es leuchten die Sterne</i>	
	<i>Verliebtos Abenteuer</i>	Hans Heinz Zerlett
1939	<i>Befreite Hände</i>	Hans Schweikart
	<i>Bel Ami</i>	Willi Forst
	<i>Ich verweigere die Aussage</i>	Otto Linnekogel
	<i>Parkstraße 13</i>	Jürgen von Alten
	<i>Die unheimlichen Wünsche</i>	Heinz Hilpert
1940	<i>Angelika</i>	Jürgen von Alten
	<i>Leidenschaft</i>	Walter Jansen
	<i>Der Fuchs von Glenarvon</i>	Max W. Kimmich
1941	<i>Kameraden</i>	
	<i>Menschen im Sturm</i>	Fritz Peter Bruch
1942	<i>Mit den Augen einer Frau</i>	Karl Georg Külb
	<i>Das große Spiel</i>	
1943	<i>Reise in die Vergangenheit</i>	Hans Heinz Zerlett
	<i>Andreas Schlüter</i>	Herbert Maisch
	<i>Gefährlicher Frühling</i>	Hans Deppe
1944	<i>Der ewige Klang</i>	Günther Rittau
	<i>Melusine</i>	Hans Steinhoff
	<i>Shiva und die Galgenblume</i>	
1945	<i>Mit meinen Augen / Im Tempel der Venus</i>	Hans Heinz Zerlett
1949	<i>Eine Nacht im Séparée</i>	
1950	<i>Kein Engel ist so rein</i>	
	<i>Aufruhr im Paradies</i>	
	<i>Maharadscha wider Willen</i>	
	<i>Zwei in einem Anzug</i>	
	<i>Der Mann, der zweimal leben wollte</i>	
1951	<i>Eine Frau mit Herz</i>	
	<i>Begierde / Die Perlenkette</i>	
	<i>Talent zum Glück / Mein Freund, der Dieb</i>	
	<i>Das Geheimnis einer Ehe</i>	
	<i>Alles für Papa</i>	
1952	<i>Hinter Klostermauern</i>	
1953	<i>Heute Nacht passiert's</i>	

- 1954 *Rittmeister Wronski*
Rosen-Resli
- 1955 *Die Barrings*
Ich war ein hässliches Mädchen
- 1958 *U-47 – Kapitänleutnant Prien* Harald Reinl
- 1970 *Gestrickte Spuren*
- 1971 *Duell zu dritt*
- 1973 *Die Zwillinge vom Immenhof*
- 1974 *Frühling auf Immenhof*

Personenregister

- Abakumow, Viktor Abb. 41, 139, 209,
214 ff., 223 f., 226, 228, 231 ,236
- Achmatowa, Anna 146, 153
- Akulow, A.K. 121
- Alexander III., russ. Zar 57
- Alexandra, russ. Zarin 49, 59
- Anossow, Nikolai 233
- Armand, Paul 149, 165, 195
- Attolico (Gräfin, Botschaftergattin)
162
- Baarova, Lida 143 f., 210
- Babel, Isaak 81,146
- Backst (Kunstdozent) 41
- Baklanowa, Sofia 178, 209, 233, 242
- Baldanow, Nikolai 164f.
- Bandrowska-Turskaja (poln. Sängerin)
- Beethoven, Ludwig van 33
- Bereschkow, Valentin 169,171 f.
- Berija, Lawrenti 20, 140, 143, 155,
163f., 170, 179, 183, 190f., 197,
209, 215, 217, 221, 228, 236ff.
- Berija, Sergo 206
- Bersarin, Nikolai 218
- Bertensson, Sergej 104, 116
- Bismarck, Otto von 172
- Block, Alexander 40
- Blumenthal (Kollaborateur) 196
- Bock, Fedor von 179
- Bonner, Georgette 134
- Braun, Eva 199
- Bulgakow, Michail Afanasjewitsch
104, 146
- Byron, George Gordon Noel 100
- Chaplin, Charlie 131
- Chljudow (General) 75
- Chmeljow (Theaterintendant) 16
- Chruschtschow, Nikita Sergejewitsch
238
- Churchill, Winston 170, 198
- Ciano, Galeazzo 162, 227
- Clair, René 129
- Cooper, James Fenimore 33
- Dekanosow, Wladimir 170
- Demjanow, Alexander 236
- Denikin, Anton 20, 74, 77, 81 f., 102
- Dickens, Charles 39
- Dietrich, Marlene 130f.
- Dimitroff, Georgij 196 f.
- Dschugaschwili, Jakow 244
- Dserschinski, Felix Iwanowitsch 110
- Düse, Eleonora 34, 98
- Ehrenburg, Ilja 15 ff., 110
- Einstein, Albert 138
- Eitingon, Naum (alias General
Kotow) 187
- Fairbanks, Douglas 131
- Fike, Lamar 242
- Forst, Willi Abb. 30, 149
- Franco, Francisco 148, 187
- Friedrich der Grosse, preuss. König
129, 141, 162
- Frischauer, Willi 226
- Fröhlich, Gustav 143

- Galland, Adolf 168
Garbo, Greta 130f.
Garikowna, Maria siehe Melikowa,
Marina Garikowna
Gesse, Natalja 182
Gest, Morris 110
Glasunow, Boris 226 ff.
Gnesina, Jelena 106
Goebbels, Joseph 58, 137ff., 142ff.,
150, 160 ff., 176f., 200, 205f., 210,
228, 234
Goebbels, Magda 142 ff., 176, 210
Gogol, Nikolaj Wassiljewitsch 101
Golden, Anna 27
Golden, Natalja Alexandrowna 27 ff.,
37f., 45, 73, 155
Göring, Hermann Abb. 33, 164, 171,
210
Gorki, Maxim Abb. 4, 18, 26, 57,
105, 109, 116, 145 f.
Gorskaja, Lisa 187
Gretschko, Andrej 238
Guderian, Heinz 190
Gun, Nerin E. 225
Gussew, Viktor 148
- Heinemann, Gustav 242
Hemingway, Ernest 188
Hess, Rudolf 171
Hindemith, Paul 115
Hitler, Adolf Abb. 31, 33, 19, 137 ff.,
143f., 162f., 166, 169ff., 175, 179,
189, 191, 198 ff., 204, 209ff., 214,
217f., 225f., 227f.
Homulka, Oskar Abb. 18
- Iljin, Viktor 133, 146
Iwan der Schreckliche, russ. Zar 76
Jagoda, Genrich 134, 145
Jarnach, Philipp 116
Jaroszi, Ferenc 62, 91, 95 f.
Jelzin, Boris 244
Jep (Kampfflieger, Geliebter Olga
Tschechowas) Abb. 32, 167f., 173,
191 f.
Jeschow, Nikolai 154, 165
Judenitsch, Nikolai Nikolajewitsch 76,
81, 83
Jussopow, Felix (Fürst) 117
- Katschalow, Wadim siehe Schwerubo-
witsch, Wadim
Katschalow, Wassili Iwanowitsch Abb.
10, 51, 77ff., 85, 88, 94, 98f., 160,
181, 198, 201, 204, 218, 231 ff., 233
Kaufmann (jüd. Schauspieler) 211
Keitel, Wilhelm Abb. 33, 169, 208
Kerenski, Alexander Fjodorowitsch
57f., 66
Kirow, Sergej 154
Klinger, Paul 161
Kluge, Hans Günther von 190
Knipper, Ada Konstantinowna
(Schwester Olga Tschechowas) Abb.
14, 32, 64f., 70, 105f., 128, 135,
149ff., 155, 173, 212, 224, 233, 242
- , Andrej Lwowitsch Abb. 25, 136,
148, 152, 165, 178f., 195, 198, 234
- , Hans 183
- , Helene-Louise (geb. Ried, gen.
«Lulu», später «Baba», Mutter Olga
Tschechowas) Abb. 6, 8, 30, 34, 45
f., 63f., 106, 120, 126, 128, 141, 202
- , Konstantin Leonardowitsch (Vater
Olga Tschechowas) Abb. 6, 23, 29,
31, 33, 46, 59, 63, 74, 90f., 106, 114,
120
- , Leon(h)ard 23, 26
- , Lew Konstantinowitsch (Bruder
Olga Tschechowas) Abb. 13, 25-27,
37, 39, 42, 43, 18, 30ff., 40, 48, 56,
64, 75, 79, 84f., 88ff., 93f., 98, 103,
106ff., 111f., 115f., 119ff., 124ff.,
131 ff., 146ff., 150, 152, 156ff., 163
ff., 172ff., 178f., 184ff., 188 ff.,
194ff., 202, 209, 219, 225, 232ff.,
242 f.
- , Wladimir Leonardowitsch (alias

- Wladimir Nardow) 24, 45, 60 f., 105f., 114ff., 120,148, 173 f., 177f., 183 ff., 194, 201
- , Wladimir Wladimirowitsch («Wow») 105, 148, 152, 156, 158, 160, 173, 178f., 181,183 ff., 193, 203, 209, 217, 219f., 241
- Knipper-Salz, Anna 23 ff., 73
- Knipper-Tschechowa, Olga-Leonardowna («Tante Olja») Abb. 5, 14, 18, 20ff., 23ff., 30, 32ff., 36, 40, 42ff., 51, 55, 61, 64, 67f., 70f., 77ff., 8 5ff., 90, 92ff., 97ff., 103 ff., 108f., 113ff., 120ff., 125ff., 132f., 135, 139, 147, 149ff., 156ff., 175f., 178f., 181, 184, 188, 194f., 198f., 201, 203, 211f., 218ff., 224f., 227, 232f., 235, 242
- Kobulow, Bogdan 174, 202
- Koltschak, Alexander Wassiljewitsch 18, 74, 77, 81, 83
- Konjew, Iwan 212
- Konrad (General) 234
- Kossygin, Alexej 182
- Kotschubej (Fürst, Emigrant) 164f.
- Krjukow (General) 216
- Krupskaja, Nadeschda 91
- Kutepow (ROVS-Vors.) 109
- Lang, Fritz 96, 103
- Leander, Zarah 140
- le Carré, John 184
- Lenin, Wladimir Iljitsch 57, 64, 66, 68, 80, 104, 111, 118, 139, 145
- Lewitan, Issaak Iljitsch 188
- Lilina, Maria Petrowna Abb. 4
- Liszt, Franz 124
- Lloyd, Harold («Harry») 131
- Lorenz, Konrad Abb. 44, 242
- Lubitsch, Ernst 103
- Ludendorff, Erich 103
- Lunatscharski, Anatoli Wassiljewitsch 66, 80, 104, 111, 127
- Lwow, Georgij Jewgenjewitsch 57
- Majakowski, Wladimir Wladimirowitsch 66, 80 f.
- Makljarski, Michail 147, 186, 196
- Mamontow (Kosakengeneral) 81
- Mandelstam, Jewgeni Emiljewitsch 105
- , Nadeschda 153
- , Ossip Emiljewitsch 105,145 f., 153f.
- Marie Antoinette, franz. Kaiserin 59
- Marsia (Führungsoffizier) 147
- Mata Hari 226
- Maupassant, Guy de 167
- Mayer, Louis B. 201 f.
- Melikow, Garik 164
- Melikowa, Marina Garikowna Abb. 33, 164f., 173 f., 184 ff., 188 ff., 194 ff., 202, 209
- Merkulow, Wsewolod Nikolajewitsch 170, 172, 197, 209, 221, 228, 209, 233 ff., 239
- Meyendorff., Irene von 143
- Meyerhold, Wsewolod 19f., 50, 134
- Michail, russ. Grossfürst 57
- Miklaschewski, Igor 196, 198, 200
- Miller (ROVS-Vors.) 109
- Molotow, Wjatscheslaw 163, 169 ff., 175, 190
- Monroe, Marilyn 239
- Moskwin (Schauspieler) 178
- Murnau, Friedrich Wilhelm 96, 103
- Mussolini, Benito 162
- Nabokov, Vladimir 110
- Napoleon, franz. Kaiser 58, 141, 177, 181
- Negri, Pola 103
- Nemirowitsch-Dantschenko, Wladimir Iwanowitsch 22, 24f., 51, 54, 58, 66, 79f., 94, 99, 116f., 124, 132f., 198
- Nikolaus II., russ. Zar 53
- Olga (Prinzessin) 163
- Ophüls, Max 135
- Ostrowski, Alexander 80

- Papen, Franz von 189
 Pasternak, Boris 110, 146
 Paul (jugosl. Prinzregent) 162
 Paulus, Friedrich 197
 Peck, Gregory 239
 Peter der Grosse, russ. Zar 75
 Picasso, Pablo 159f.
 Piljawsckaja, Sofia 218
 Pommer, Erich 96, 103
 Pompadour, Jeanne Antoinette 226
 Prack, Rudolf Abb. 40
 Presley, Elvis 242
 Prokofjew, Sergej Abb. 37, 194, 235
 Puschkin, Alexander 57

 Rabeneck, Leo 160,188
 Rachmaninow, Sergej Wassilje-
 witsch 8, 30, 114
 Raddatz, Carl 161, 168, 205, 209,
 229
 Radlow (Musikproduzent) 132
 Radziwill, Janusz (Fürst) 163f., 172,
 237
 Rasputin, Grigorij Jefimowitsch 117
 Reich, Sinaida 20
 Reinhardt, Max 111, 129, 134, 138
 Reymann, Helmuth 211
 Ribbentrop, Joachim von Abb. 33,
 162 f., 169, 171, 210, 227
 Richter, Swjatoslaw 233
 Ried, Marina 126, 212, 224
 Robyns, Marcel Abb. 28, 150f., 161
 Rodin, Auguste 41
 Röck, Marika 206
 Roosevelt, Franklin D. 16, 198
 Rühmann, Heinz 200
 Ruslanowa, Lydia 216
 Rust, Wilhelm 208, 223 f.
 Rybkina, Soja 140, 237 f.

 Sacharow, Andrej 182
 Sajenko (Tschecha-Kommandant) 78
 Salesskaja, Ljubow Sergejewna
 («Ljuba») Abb. 25, 135, 148, 179,
 194f., 202, 233 f.
 Sandrock, Adele Abb. 24, 138f.

 Sarubin, Wassili Michailowitsch 187
 Sarubina, Soja 187, 238
 Schaljapin, Fjodor 18, 63, 224
 Schaub, Julius 204
 Schdanow, Andrej 235
 Schellenberg, Walter 244
 Schenk von Stauffenberg, Claus Graf
 204
 Schkurin (SMERSCH-Offizier) 139,
 214
 Schnitzler, Arthur 135
 Schönberg, Arnold 115
 Schostakowitsch, Dmitri 147, 194, 235
 Schtschors, Igor 174, 187, 202, 236
 - , Natalja 174
 Schukow, Georgij 15, 190, 197, 207f.,
 212, 214, 225, 238
 Schulenburg, Friedrich Werner Graf
 von der 172
 Schwerubowitsch, Maria 233
 - , Wadim 78ff., 85f., 88, 93f., 98,
 149, 180f., 198, 200f., 203f., 231f.
 Selenin (SMERSCH-Leiter) 225 f.,
 229
 Serow, Iwan 165 f., 215, 228
 Simonow, Konstantin 225
 Sinowjew, Grigori Jewsejewitsch 118
 Skrjabin, Alexander 125
 Solschenizyn, Alexander 215 f.
 Sorge, Richard 190
 Speer, Albert 139
 Stalin, Jossif Wissarionowitsch
 Abb. 38, 16f., 19f.,69,75, 87, 133,
 145ff., 153 ff., 163, 166, 170, 175,
 179, 189f., 198, 204, 215, 217, 227,
 231, 236f., 241, 244
 Stängel, Fanny 136
 Stanislawski, Konstantin Sergeje-
 witsch Abb. 4, 14, 18f., 24, 36, 39,
 43, 49ff., 55, 58, 60f., 76f., 79f., 88,
 94, 97ff., 110f., 116f., 146, 239
 Stresemann, Gustav 128
 Strindberg, August 134
 Stumpff, Hans-Jürgen 208
 Sudoplatow, Anatoli 107, 118

- , Pawel 106f., 117,186f., 191,196, 202, 231, 236f., 241, 244
- Sumser, Albert (Bert) 207 f., 211, 213 f., 221, 224
- «Tante Mascha» siehe Tschechowa, Maria Pawlowna
- «Tante Olja» siehe Knipper-Tschechowa, Olga-Leonardowna
- Tarassowa, Alla Konstantinowna 178
- Taylor, Robert 201 f.
- Toller, Ernst 138
- Tolstoi, Alexej Nikolajewitsch 35, 109, 243
- , Lew Nikolajewitsch 30, 83
- , Leo Dawidowitsch 57, 64, 68, 83, 118, 148, 187
- Tschaikowski, Peter Iljitsch 32
- Tschechow, Alexander Pawlowitsch 26ff., 40, 155
- , Anton Pawlowitsch Abb. 3, 5, 18 f., 21, 23ff., 30, 35, 60, 62, 70, 79ff., 94, 104, 109, 114f., 127f., 145, 160, 188, 212, 233, 242
- , Iwan Pawlowitsch 26, 37, 61
- , Jewgenia 28
- , Kolja 29
- , Michail Alexandrowitsch («Mischa», Gatte Olga Tschechowa) Abb. 21, 19, 28f., 35ff., 40ff., 45ff., 51ff., 61f., 72f., 79, 91, 97, 100ff., 120, 124ff., 129, 133f., 201f., 211, 239f.
- , Michail Pawlowitsch 26
- , Nikolai Pawlowitsch 26f., 155
- , Pawel 26
- , Sergej Michailowitsch 35, 44, 55, 72f., 100ff., 134
- , Wladimir Iwanowitsch («Wolo-dja») Abb. 14, 37f., 40ff., 45, 51f., 61f., 72, 106, 125
- Tschechowa, Jewgenia 62, 73
- , Maria Pawlowna («Tante Mascha») 25f., 36, 38, 42, 46, 51 f., 61, 67, 70f., 73, 79, 88f., 92, 100, 105, 126, 129, 155, 158f., 195, 198f., 203, 219, 223
- , Olga Konstantinowna Abb. 12, 17-24, 28-35, 40, 44, 22, 30ff., 40ff., 45ff., 51 ff., 55f., 58, 62ff., 70f., 91 f., 95 ff., 102 f., 105, 107, 111, 115 ff., 121 ff., 126 ff., 134f., 138ff., 149ff., 155, 160ff., 167, 170ff., 176f., 189, 191 f., 196f., 199ff., 204 ff., 208 ff., 212ff., 216ff., 221 ff., 226 ff., 230ff., 236, 240ff
- , Sofia 106, 125
- Vera (Enkelin Olga Tschechowa) 207f., 224, 240, 242f
- Tschechowa-Rust, Ada Michailowna («Olga», Tochter Olga Tschechowa), Abb. 24, 52, 105, 126, 134, 155, 207f., 218, 223
- Turgenjew, Iwan 39
- Utechin (SMERSCH-Offizier) 218, 228, 236
- Veidt, Conrad Abb. 22, 138
- Verne, Jules 33
- Voltaire 132
- von Baake (dt. Major) 199
- Wadis, Alexander 214, 221 ff.
- Wagner, Richard 125
- Wagner, Sam 229
- Wassilewski, Alexander 197
- West, Red 242
- Wolf, Friedrich 184
- Wolf, Koni 184
- Wolf, Markus 184
- Wrangel, Peter Nikolajewitsch 76, 78, 89 f.
- Ziller, Xenia Karlowna 72, 102, 134

Orts- und Sachregister

- Agitprop 66
Alexandropol 30
Alexejew-Werke 58
Antisemitismus 83,138, 211
Anton-Tschechow-Haus siehe Jalta
Armee, poln. 89
Asowsches Meer 26
Auszeichnungen, Bundesverdienst-
kreuz Abb. 44, 242
- , Deutscher Filmpreis 242
- , Held der Sowjetunion 149, 195
- , Kutusoworden Abb. 41, 149
- , Leninorden 220, 224 f., 229
- , Volkskünstler der UdSSR 243
- Babelsberger Studios siehe Ufa-Film-
studios
Badenweiler 94
Baku 133
Baltikum 77
Berchtesgaden 161, 204
- , «Berghof» 139f., 161, 204
Berlin Abb. 28, 91, 95ff., 104,108,
110f., 115f., 120ff., 125ff., 130,
134f., 137ff., 142ff., 149ff., 160ff.,
168ff., 189, 196,198, 200, 202, 204
f., 207 ff., 211f., 221 ff., 225 ff.,
230f., 236ff.
- , Anhalter Bahnhof 169
- , Blockade von 236
- , Bombenangriffe auf 172, 204 f.
- , Emigranten, russ. 110
- , Gatow 208, 212
- , Gross Glienicke 162, 168, 202,
208f., 222
- , Gross-Beeren-Strasse 95
Hotel Adlon 137
- , Hotel Bristol 96,150
- , Moskauer Emigration 184
- , Reichskanzlei 150, 161, 169f.,
210, 214
- , Reichstagsbrand 137
- , Renaissance-Theater 123, 125
- , Schlesischer Bahnhof 95
- , Schloss Bellevue 169
- , Schloss Charlottenburg 162
- , Schwanenwerder 144, 210
- , Sportpalast 200
- , Unter den Linden (Botschaft der
UdSSR) 171
Villa Ullstein 128
- , Wannsee 143
Berlin-Charlottenburg 150, 236
-Friedrichshagen 221
-Grunewald 128
-Karlshorst 214f., 236, 238
-Schöneberg 122
-Tiergarten 128
«Bernsteinzimmer» 145
Bespitzelung 160
Beverly Hills 239
Bolschewiken 18, 59ff., 64, 66, 68 f.,
74f., 81ff., 145
Borodino 181
Borschomi 87
- , Likani-Palast 87

- Brest 120
 Briten 89 f.
 Brjansk 179
 Brüssel 151, 165, 167
 Bühnenschauspiele:
 - , Aimée 161, 206
 - , Cain 100
 - , Das Heimchen am Herd 39, 43, 47
 - , Das Schloss erwacht 134
 - , Der Blaufuchs 151
 - , Der Kirschgarten Abb. 9, 18, 60, 77f., 80, 88, 99, 113, 125, 178, 218
 - , Der Revisor 124
 - , Der Verführer 242
 - , Die drei Schwestern 25, 27, 93 f., 125
 - , Die Möwe Abb. 3, 24 f., 62, 80
 - , Die Rose und das Kreuz 40
 - , Eine Dummheit macht auch der Gescheiteste 80
 - , Eine Frau aus der Provinz 39
 - , Erik XIV. 134
 - , Hamlet 98, 125, 133
 - , Revisor 101
 - , Tage der Turbins 104
 - , Was ihr wollt 134
 - , Zar Fjodor 35, 109, 111
 Bulgarien 93, 196
 Bürgerkrieg, russischer Abb. 16, 18, 64, 74ff., 81
 - , spanischer 148 f., 159f., 165, 180, 188, 195
 - , -, Internationale Brigaden 149
 «Burschui» 69
 Charkow 77 ff.
 China 164
 Choleraepidemie 71
 Dachau, KZ 225
 Das Illustrierte Blatt 167
 Deportationen 183
 Desertion 211
 Deutsche Wochenschau 200
 Deutsches Reich siehe Deutschland
 Deutschland 15, 22, 92, 95ff., 117ff., 137f., 155, 159, 187, 201
 - , Antibolschewismus 119
 - , Berufsverbote 138
 - , Inflation 122f.
 - , Revolution 118
 -Totalitarismus 137
 - , Wirtschaftskrise 121 f.
 Don 87, 89
 Donaueschingen 115
 - , Festival moderner Musik 115
 Dramatis Personae 12 ff.
 Drittes Reich siehe Deutschland
 «Ehemalige» Abb. 15
 Eisenbahn, russische 29
 Emigranten (siehe auch Emigration)
 104, 108 ff., 117, 160, 165, 184
 Emigration (siehe auch Emigranten)
 19,91 ff., 98 f., 104, 109,138
 Erster Weltkrieg 39 ff., 49 ff., 103
 - , antideutsche Ausschreitungen 49
 - , Beginn 39
 - «Erzengel» 160
 Evakuierung 86, 89, 178
 Exil 87, 93, 126, 145
 Expressionismus 115
 Faschismus, kommunistische Definition des 155f.
 Februarrevolution 56 ff.
 Filme 119
 - als Propagandamittel 140 ff., 200
 - , Anja Krajowa 66
 - , Befreite Hände 161, 192, 229
 - , Bel Ami Abb. 30,167
 - , Brennende Grenze Abb. 18, 129
 - , Burgtheater 149
 - , Cagliostro 66
 - , Casablanca 138
 - , Das Meer 119
 - , Der Choral von Leuthen 141
 - , Der ewige Klang Abb. 40

- , Der Favorit der Kaiserin Abb. 24, 205
- , Der Florentinerhut 129
- , Der Narr seiner Liebe Abb. 21, 134
- , Der schwarze Husar 141
- , Der Todesreigen Abb. 17, 119
- , Der verlorene Schuh 119
- , Die brennende Grenze 142
- , Die Drei von der Tankstelle 131
- , Die letzten Abenteuer des Arsene Lupin 66
- , Die Mühle von Sanssouci 129
- , Die Nacht der Entscheidung Abb. 22, 138
- , Die Pagode 122
- , Liebe auf Befehl 131
- , Liebelei Abb. 23, 135
- , Madame Dubarry 103
- , Metropolis 103
- , Mit den Augen einer Frau 205
- , Moulin Rouge Abb 20,130
- , Nora 120, 122
- , Preussische Liebesgeschichte 144
- , Schloss Vogelöd 96 f., 119
- , Stunde der Versuchung 143
- , Tatjana 119
- , The Song of Russia 201 f.
- Troika 134
- Yorck 141
- Finnland 171
- Florenz 126
- Folterung 76
- Frankreich 89, 173
- Französische Revolution 58f., 124
- Freiburg 111, 115,126

- Gallipoli 89, 93
- Geheimdienste, russische, Kommuni-
kation 209, 236
- Georgien 32, 86 f.
- Gestapo 152
- «Gogol-Mogol» 84
- Grossbritannien 89
- GRU (Militärgeheimdienst) 170
- «Gruppe Zeppelin» 226 f., 228

- Gulag 183, 216, 232, 238
- Gursuf 70, 79, 127, 132, 233

- Hollywood 19, 33, 103, 130f., 201

- Inflation 63, 84 f.
- Iran 195ff., 198, 202
- Italien 129, 231

- Jalta Abb. 4, 81,126f., 195, 199, 203
- , Anton-Tschechow-Haus (Mu-
seum) 79, 126f., 198f., 203
- Japaner 190
- Jekaterinodar 85
- Jerewan 195
- «Jeschowtschina» 154f., 165
- Jessentuki 51, 54
- Juchnow 180
- Jugoslawien 94

- Kalinin 181, 203
- Karpaten 203
- Katyn, Massenmord von 170
- Kaukasus Abb. 6, 43, 30, 85, 87, 136,
148, 164, 176, 178, 181, 195, 233 f.
- Kaukasus, Elbrus 233 f.
- KGB (Geheimdienst) 107, 216 f., 224
f., 236ff.
- Kitzbühel 204
- Knipper, Familie Abb. 7, 8, 23 ff., 64,
128, 151 f., 173, 184, 201
- Knochen-Tbc 30,108
- Köln 205
- Kolyma 238
- Komintern 118, 186,196
- Kommissarwesen 69
- Kommunisten, deutsche 176, 184
- Komsomolzen 147
- Konstantinopel 90
- Kosaken 74, 82 f., 86, 89
- Kostroma 71
- Krieg, russisch-japanischer 31
- Kriegsdienst, Einberufung zum 47 f.,
55
- Kriegsgefangene, deutsche 234

- Krim 25, 70f., 78, 81, 89f., 105, 126f., 132, 156, 198, 219, 233
- Kroaten 94
- Krokodil (Satiremagazin) 116
- Kuban (Fluss) 87, 89
- Kuibyschew 194
- Kulturrevolution 66
- Künstlertheater siehe Moskauer Künstlertheater
- Kurier 227 f.
- Lebensmittelknappheit 56
- Leipzig 99
- Lend-lease-Vertrag 197
- Leningrad (siehe auch Sankt Petersburg) 128, 132, 176, 194
- Leninismus 158
- Lille 167
- London 129
- Lübeck 208
- Luftwaffe, deutsche Abb. 35
- Madrid 188
- Mailand 93
- Mongolei 164
- Moskau Abb. 1, 11, 38, 15ff., 32, 36ff., 46f., 51 f., 54, 57, 60ff., 66f., 70ff., 76ff., 81, 87f., 90ff., 98ff., 105f., 114, 120, 127, 131, 132f., 135f., 146, 148, 154 ff., 162, 173 ff., 179, 181 ff., 18 6ff., 190ff., 201 ff., 209, 215ff., 232 f., 242
- , Abwanderung aus 65
 - , Angriff auf siehe Zweiter Weltkrieg, «Operation Taifun»
 - , Arbat 61
 - , Basilius-Kathedrale 60
 - , Boischoittheater 174
 - , Boulevard-Ring 146
 - , Butowo 154
 - , Dolgorukowskaja uliza 36
 - , Donskoi-Kloster 154, 181
 - , Gogolewski-Boulevard 130, 136, 148, 156, 173, 177, 191, 202
 - , Kammerherrengasse 114
 - , Kreml 127, 174, 179, 181
 - , Kunstakademie 41, 43
 - , Künstlertheater siehe Moskauer Künstlertheater
 - , Lenin-Mausoleum 190
 - , Lubjanka Abb. 11, 182, 186, 232
 - , Nowodewitschi-Friedhof 87, 98, 242
 - , Patriarchen-Teiche 37
 - , Plünderungen 182f.
 - , Pretschistenski-Boulevard 40, 43 f., 63f., 91, 105, 114
 - , Roter Platz Abb. 1, 38, 16, 190
 - , Solodnikow-Theater 66
 - , Sperlingsberge 40
 - , Stadsowjet 133
 - , Technische Hochschule 48
 - , Weissrussischer Bahnhof 16, 91 f., 104
- Moskauer Emigration siehe Berlin
- Moskauer Künstler theater Abb. 3, 17ff., 24f., 33, 36, 39, 43, 46, 51, 60, 62, 66f., 77 ff., 84ff., 90, 93f., 97 ff., 104, 109ff., 113ff., 125, 132f., 159f., 175, 195, 198, 233, 242
- , Studioaufführungen 39, 133
 - , Tournee 51, 77, 84ff., 90, 93f., 98f., 110f., 113ff., 159f., 198
- Moskwa (Fluss) 16
- München 240 ff.
- Obermenzing 242
- Musikschaffen 121, 124, 131 ff., 146 ff., 194, 243
- im Zweiten Weltkrieg 194
 - , Candide (Oper) 132
 - , Der Komsomol-Soldat (Oper) 147
 - , Graf Cagliostro (Oper) 243
 - , Lady Macbeth von Mzensk (Oper) 147
 - , Meistersinger 162
 - , Nordwind (Oper) 133
 - , Poljuschko polje (Lied) 148
 - , Sinfonie des Fernen Ostens (3. Sinfonie) 147
 - Vierte Sinfonie 147f.
- Musikunterricht 33 f.

Nationalsozialisten 137 ff., 143 f., 155, 189, 196, 206, 210ff.
 - , Propaganda 196
 NATO 241
 Nazis siehe Nationalsozialisten
 New York 114f., 123f., 131
 Nikolajewsk, Militärschule 90
 NKWD (Geheimdienst) Abb. 27, 18, 30, 69, 106f., 112, 140, 152 ff., 156, 159f., 163 ff., 170, 182ff., 186f., 195f., 198, 202, 209f., 215, 217, 220, 222, 224, 228, 232, 234, 236
 Noworossijsk 84, 86, 89
 NSDAP siehe Nationalsozialisten
 Nürnberger Rassegesetze 155

 Oder 207,210
 Odessa 79
 OGPU (Geheimdienst, siehe auch NKWD) 106ff., 111f., 118, 133f., 146f., 149, 153, 164, 187
 - , Führungsoffiziere 147
 - , INO (Abt. f. Auslandsaufklärung) 108
 «Olga» (Bunker) 244
 «Olga-Tschechowa-Kosmetik» 241
 «Opoltschenzen» 180
 Orjol 179
 Ossetien 136
 Österreich 206, 231
 Ostsee 110

 Paris Abb. 34, 113, 129f., 134, 159f., 164, 167, 191
 - , Theater am Montmartre 134
 - , Théâtre des Champs Elysées 167
 - , Théâtre de l'Avenue 134
 - , Weltausstellung 1937 159f.
 Pearl Harbor 190
 People (Zeitung) 225 ff.
 Perekop (Landenge) 89
 Petersburg siehe Sankt Petersburg
 Petrograd siehe Sankt Petersburg
 Polen (Volk) 166
 Polen (Land) 173

 - , Überfall auf 163 ff.
 Pompeji 129
 Posen 214
 Potsdam 162, 207, 211
 Prag 88, 98f., 144, 207
 Prawda (Zeitung) 77, 117, 147
 Proletkult 66, 80, 104, 107
 Proschektor (Satiremagazin) 117
 Prostitution 34, 69f., 91, 174
 Puschkin (Ort) siehe Zarskoje Selo

 Radio Moskau 15,175, 189
 Realismus, sozialistischer 146
 Regierung, Provisorische (Russland) 57f.
 Ribbentrop-Molotow-Pakt 163
 Riga 95
 Rom 126
 Romanow-Dynastie 53 f., 56f.
 - , Sturz der 57
 Rostow 84 f.
 Rote siehe Rote Garden bzw. Bolschewiken
 Rote Armee Abb. 38, 136, 203 f., 208, 211f.
 - , Propagandaabteilung 136
 Rote Garden (russ. Bürgerkrieg, siehe auch Bolschewiken) Abb. 16, 65, 76, 78, 85, 87, 89, 92
 «Rotfront» (Ausbildungslager) 176
 Rotgardisten siehe Rote Garden
 ROVS (russ. Emigrantenorganisation) 109
 Rumänien 171, 203
 Russland (siehe Sowjetunion)

 «Samogon» (Wodka) 56
 Sankt Petersburg (bzw. Petrograd, siehe auch Leningrad) 27 ff., 32ff., 40, 42, 54, 59, 77, 81, 83, 110
 - , Malytheater 35, 41
 - , Stroganow-Kunstschule 34
 Saratow 198
 «Schläferin» 118, 170
 Schwarzmarkt 205

- Schwarzwald 115f.
 Sewastopol 198
 Sibirien 164, 238
 Skandinavien 187
 SMERSCH (Spionageabwehr)
 Abb. 41, 30, 92, 139, 208f., 211, 213,
 217f., 221, 223ff., 236, 241
 Smolensk 177
 Sofia 88,93
 Sowjetrussland siehe Sowjetunion
 Sowjetunion (Russland) 15 ff., 96,
 104f., 113, 117, 126, 144ff., 151ff.,
 156f., 159, 163, 175ff., 180ff., 203
 - , Schauprozesse 156f.
 - , Terror gegen Künstler 153 ff.
 - , Totalitarismus 144 ff.
 - , Überfall auf die siehe Zweiter
 Weltkrieg, «Unternehmen Barba-
 rossa»
 Sownarkom (Rat der Volkskommis-
 sare) 64
 Spanien 148 f., 195
 Stalingrad (ehern. Zarizyn) 74f., 78,
 195,197
 - , Schlacht um 195, 197
 Stettin 110
 Suworin-Presse 28
- Taganrog 26, 102
 Taschkent 179, 194
 «Tausendfüßler» (Kabarett) 65 f.
 Teheran Abb. 39 (siehe auch Iran)
 Terek (Fluss) 87
 Theaterwesen, russisches 49
 - , sowjetisches 19, 80 f.
 - , vorrevolutionäres 24
 Thüringen 244
 Tiflis 29f., 86f., 194
 Tirol 204
 Totalitarismus 156
 Transkaukasische Eisenbahn 29
 Transsibirische Eisenbahn 31, 74
 Tschchow, Familie 26 ff.
 «Tschchow-Studio» 72 f., 125
 Tschecha 69, 76, 78, 94
- Türkei 195
 Türken 90
- Ufa 103,140f.
 - Filmstudios 96, 103, 121 f., 200, 240
 Ukraine 74, 77
 Universum-Film AG siehe Ufa
 Unruhen, politische 40, 56
 «Unternehmen Barbarossa» siehe
 Zweiter Weltkrieg
 USA 113ff., 130f., 190, 197, 201, 237
- VD (veneral disease) 231
 «Venus-Film» 240 f.
 Versailles, Vertrag von 129
- Washington 187
 Wehrmacht, deutsche Abb. 34
 Weisse (russ. Bürgerkrieg) siehe Weiss-
 gardisten
 Weissgardisten 18, 74ff., 82ff., 89, 93,
 109, 211, 214
 Weltkrieg, Erster siehe Erster Welt-
 krieg
 Weltkrieg, Zweiter siehe Zweiter Welt-
 krieg
 Wien 122, 134, 224
 Wjasma 179
 Wohnungskommissionen 70, 80
 «Wolfsschanze» 204, 209
 Wolga 71, 77
- Xenophobie, stalinistische 18f., 156
- Zagreb 94
 Zarizyn siehe Stalingrad
 Zarskoje Selo 30,41, 46, 56
 Zweiter Weltkrieg Abb. 21, 32, 63 ff.,
 168 ff., 175ff., 180ff., 185 ff., 193
 ff., 197 ff., 205 ff.
 - , «Operation Taifun» 179 ff.
 - , «Unternehmen Barbarossa» 175
 ff., 180ff., 185ff.
 - , Bombenangriffe 204 f.
 - , Kriegsende 15ff., 230ff
 - , Partisanenkampf 186 ff.

Dank

Den Anstoss zu diesem Buch hat im Jahr 2000 Dr. Galina Winogradowa gegeben, die mir während meiner Recherchen zu dem Buch *Berlin 1945 – Das Ende* in Moskau Unterkunft gewährte. Ihre Tochter Dr. Ljubow Winogradowa, der ich für all die Hilfe in den letzten zehn Jahren sehr zu Dank verpflichtet bin, wollte eines Tages wieder einmal im Tschechow-Haus in Melichowo vorbeischaun, das sich in der Nähe ihrer Datscha befindet. Dort hat die Geschichte dieser Arbeit ihren Ausgang genommen.

Seitdem haben mir viele Menschen auf ganz verschiedene Weise geholfen. Grössten Dank schulde ich Judith Baum, Professor Anatoli Tschernobajew, Professor Tatjana Gaidamowitsch, Wolf Gebhardt, Angelica von Haase, der Filmhistorikerin Renata Helker, die mir grosszügig Einsicht in ihr Privatarchiv Knipper/Tschechowa gewährte, Akademiemitglied Andrej Knipper, Lesley Levene, Douglas Matthews, Igor Schtschors, Maria Schwerubowitsch, Professor Anatoli Sudoplatow, Boris Wolodarski und Soja Sarubina.

Wiederum war die Zusammenarbeit mit der BBC für mich eine grosse Freude und enorme Hilfe. Besonders dankbar bin ich Laurence Rees, Jonathan Stamp und der Regisseurin Thecla Schreuders, deren unablässige, gezielte Fragen unterhaltensame und sehr nützliche Debatten auslösten.

Andrew Nurnberg ist zu meinem Glück immer noch mein Agent und Eleo Gordon meine Lektorin bei Penguin Books. Wie stets verdanke ich beiden sehr viel. Aber natürlich gilt mein tiefster Dank meiner Frau, Artemis Cooper, die neben allem anderen das Manuskript durch ihre Redaktion wesentlich verbessert hat.

Abbildungsnachweis

Die Zahlenangaben hinter den Bildgebern verweisen auf die Nummerierung der Abbildungen.

Archiv des Tschechow-Hauses in Jalta: 8, 12, 14

AKG Images, London: 29

The David King Photographie Archive: 1, 2, 3,4, 5, 11, 15, 16, 38

Privatsammlung von Andrej Knipper: 13, 25, 26, 27, 37, 39, 42, 43

Privatsammlung von Alexander Melikow: 36

Privatarchiv Knipper/Tschechowa, Berlin: 6, 7, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24,
28, 30, 34, 35,40

Harvey Pitcher: *Chekhov's Leading Lady*: 9

Russisches Staatliches Filmarchiv: 41

Privatsammlung von Maria Schwerubowitsch: 10

Olga Tschechowa: *Meine Uhren gehen anders*: 32, 44

Ullstein: 31, 33